Liman
Bismarck
nach seiner
Entlassung

Liman
Bismarck
nach seiner
Entlassung



F. v. Lenbach pinx. Photogravure Bruckmann

v. Bismarck.

Fürst Bismarck

nach seiner Entlassung.

Von

Dr. Paul Liman.

Leipzig.
Historisch-politischer Verlag.
1901.

Meinem lieben Sohne
Rudolf zum 13.8.02.

Bismarcks Getreuen.

Inhalt.

Vorwort.

Was Fürst Bismarck dem deutschen Volke gewesen, seit er zuerst in den Tagen der Not sich vor den preußischen Thron gestellt hat, seit er in unvergleichlichem Siegeslauf hinaufdrang bis zu den Höhen von Versailles, bis die Epoche Wilhelms I. versank in den Nebeln der Vergangenheit, das liegt längst in leuchtender Klarheit vor den Augen der Welt.

Aber die Summe seiner Thaten war noch nicht gezogen, als die Sonne der Gnade seines Kaisers nicht mehr in sein Leben schien. Es ist ein Verbrechen an Bismarcks Größe, die letzten Jahre bitterer Trennung vergessen zu wollen, über sie hinwegzugleiten mit wohlgedrechselten Phrasen. Diese acht langen Jahre sind nicht auszulöschen, ihr Leid wird nicht fortgenommen werden, und es soll auch nicht sein. Denn gerade in diesen Jahren ist der Mann, der einst von Blut und Eisen sprach und mit Gigantenkraft die Berge türmte, uns am nächsten getreten in der Menschlichkeit seines Wesens, in der Weichheit seines Gemüts, in der ehernen Kraft seines furchtlosen Charakters. In diesen Jahren wurde er der Weiseste der Welt und der Erzieher der Deutschen, der Erzieher zur Pflicht. Wer aber der Rosen gedenkt, darf auch der Dornen nicht vergessen, wer die Erfolge preist, muß auch weisen auf schlaflose, nervenzerstörende Nächte, wer den Glücklichen rühmt, der forsche auch nach heimlichem Leid und heimlichem Wehe.

Berlin, im Oktober 1901.

Dr. Paul Liman.

Erstes Kapitel.

Was den Kaiser von Bismarck schied.

In dem Volke der Denker und Dichter hat ein gesundes und lebenskräftiges Nationalgefühl mühsam und spät eine bleibende Stätte gefunden. Selbst heute noch, wo auch die kleinsten Völkerstämme sich eng zusammenschließen und eigenwillig ihr nationales Recht behaupten, krankt Hans der Träumer an jenem kosmopolitischen Zuge, der ein Erbstück ist aus den trüben Jahrhunderten deutscher Zerrissenheit. Selbst heute noch, wo die geistesgeschaffenen Werke unserer Dichter und Forscher uns auf den Gipfel der Zeit geführt haben, wo gewaltige Kriegsthaten uns zur Führung der europäischen Völker beriefen, selbst heute noch haben wir es nicht gelernt, das Licht des nationalen Gedankens leuchten zu lassen. Wenn ein englischer Bürger im fremden Lande in seinem Rechte verkürzt wird, so fährt die Faust des ganzen Volkes an die Waffe; wenn er sein Heimatland verläßt, dann bleibt er überall Engländer, und mit Stolz betont er seine Geburt. Ein Deutscher aber verbirgt ängstlich seine Herkunft, er lernt begierig die neue Sprache, und schon seine Söhne sind dem deutschen Volkstum verloren.

Es ist nicht schwer, den Gründen der unwillkommenen Erscheinung nachzugehen. Das Gefühl der nationalen Gemeinsamkeit, das in Frankreich, in England, selbst in dem vielfach zerrissenen Italien immer bestand, ist in Deutschland noch jung. Dachten auch bereits in den Zeiten des frühen Mittelalters einzelne

Männer, ihrer Zeit vorauseilend, den Gedanken der Zukunft, träumten sie von einer Zeit, in der ein gemeinsames Band alle umschlingen würde, die in deutscher Sprache beten, so blieb ihre Stimme doch die Stimme des Predigers in der Wüste, und selbst von den prangenden Gestalten der Hohenstaufen, die ihre Kraft in dem fruchtlosen Kampf um ein römisches Weltreich zerrieben, ging keine Befruchtung des nationalen Gedankens aus. Auch Luthers Riesenthat reifte nicht die ersehnte Frucht, weil der geistigen Befreiung nicht die politische Emancipation folgte, weil die Pläne des Sickingers kein Verständnis fanden, und weil der gewaltige Moritz von Sachsen verstrickt blieb in kleinlichen Bestrebungen. Erst in den Tagen Friedrichs des Großen regte sich auch dort, wo die Landessöhne in der Reichsarmee gegen den preußischen König kämpften, der Stolz über die Thaten dieses einzigen Mannes, aber es war ein Dämmern, kein leuchtendes Erwachen der Sonne. Der große Volkskrieg erst gegen Napoleon, das gemeinsame Leid der Unterdrückung und der gemeinsame Stolz reiften die Saat. Und auch jetzt sank frühzeitig der Mehltau herab. Jahn, Arndt, die Sieben von Göttingen und alle die Anderen wurden zu Märtyrern, mißverstandene Sorge um einbalsamierte Rechte hinderte die deutschen Fürsten das Gold zu münzen, und die öden Machenschaften der heiligen Liga und des heiligen Bundestages drohten die junge, kräftige Erregung zu ersticken. Die Demokratie, nicht der deutsche Nationalgedanke wäre siegreich gewesen, hätte Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone von Volkes Gnaden angenommen.

Den Weg, ein einiges Reich zu schaffen und an dem Gewordenen den nationalen Gedanken dauernd zu entflammen, fand erst Otto von Bismarck; er lehrte uns, daß der nationale Egoismus die erste Bedingung sei für die Größe und das Gedeihen eines Volkes, und er gab uns das, was stets und allein die Zukunft sichert, das Selbstbewußtsein. Jeder Tag seines Lebens und jede seiner Thaten predigt uns in ergreifender Sprache den Satz:

„Lerne ein Mann sein, lerne ein Deutscher sein.“ Was immer er dem deutschen Volke geleistet, davon erzählen die Thaten unserer Geschichte. Sie berichten, wie er, unter Wenigen Einer, unbeirrt durch den Lärm der Revolution vor den Thron seines Königs trat, ihn mit seinem Leibe zu decken, wie er frisch und klar den Jammer des Bundestags durchschaute, wie er im verschwiegenen Parke von Babelsberg dem entmutigten König als Retter erschien, wie das Bündnis zwischen König und Kanzler geschweißt wurde in der heißen Glut der Seelennot. Er hat nicht Glück gehabt, wie seine Gegner behaupten, sondern er hat durch die Kraft der Persönlichkeit, durch den Prophetenblick und den dämonischen Trotz des Genies das Glück zum Sklaven gemacht, er hat es niedergezwungen, daß es ihm diente. Er selbst hat es einmal gesagt: „Der Staatsmann kann nie selber etwas schaffen, er kann nur abwarten und lauschen, bis er den Schritt Gottes durch die Ereignisse hallen hört; dann vorzuspringen und den Zipfel seines Mantels zu fassen, das ist alles.“ Das ist alles, aber es ist das Größte. Nur der vernimmt das donnernde Schreiten der Geschichte im rechten Augenblick, der in sich selbst den unerschütterlichen Glauben an seine Sache und seine Kraft, der in sich einen eisernen Willen und die Fähigkeit birgt, auch dort einen Weg sich zu bahnen, wo noch niemand vor ihm gewandelt. Und so ist Otto von Bismarck, lauschend dem Schritte Gottes, seines Weges dahingezogen, so hat er in heißem Kampfe von den eigenen Volksgenossen die Rüstung erkämpft, daß er die meerumschlungenen Lande befreie von der Schmach der Dänenherrschaft, daß der Kampf zwischen Hohenzollern und Habsburg sich entscheide, daß er im Glutenfeuer französischer Schlachten seinem greisen Herrn die Kaiserkrone schmiede. Hätte er nichts anderes geleistet, hätte die Reihe seiner Thaten ihr Ziel gefunden am Tage von Versailles, so würden dennoch in Äonen unsere Enkel, wenn sie des Jahrhunderts Bismarcks gedenken, sich ungläubig fragen, ob es Sage ist oder Geschichte, was von ihm berichtet wird, ob ein Mann das vollbrachte,

was er vollbracht hat, oder ob, wie auf den großen Karolinger, wie auf Dietrich von Bern und auf den rotbärtigen Hohenstaufen, so auch auf ihn die Legende allzu freigebig ihre Blumen gestreut hat. Und doch hat er, der so Großes that an seinem Volke, noch durch zwei Jahrzehnte als Bannerträger an der Spitze gestanden, unermüdlich die Seinen zur Nachfolge rufend, dem Ziele entgegen. Und dieses Ziel? Das deutsche Volk wehrhaft zu machen, daß es bewahre, was der Schlachtengott in seine Hand gelegt. Der Besitz macht nicht froh, sondern das Bewußtsein seines Wertes; es galt durch harte, andauernde Arbeit noch einmal zu erwerben, was man errang. Darum mußte das Schwert blank und scharf gehalten werden, darum mußten wir stark bleiben für den Angriff und gesichert in der Abwehr, darum mußten die geistigen und die wirtschaftlichen Kräfte des Volkes erweckt und gemehrt, die sociale Zufriedenheit gehoben, nach außen hin Freunde geworben werden zum Bündnis. Über die Meere hinaus trugen Kaufmann und Pflanzer den Gedanken eines größeren Deutschlands. Als Otto von Bismarck von seinem Amte schied, da stand das deutsche Volk auf der Sonnenhöhe seines Glückes, und unter den Großen der Größte, viel geliebt und viel bewundert, aber auch viel verkleinert und viel gehaßt, stand Wilhelms I. treuer Diener.

So mutet uns abermals, wenn der Blick auf den beiden Jahrzehnten verweilt, die nach dem Friedenswerke von Frankfurt vergingen, und auf all den Kämpfen, die durchgefochten werden mußten, mit der Kurzsichtigkeit und dem Übelwollen der Alltäglichen, mit der Parteisucht und dem Mißtrauen der Engherzigen, wie ein Bildnis der Sage die machtvolle Gestalt Bismarcks an. Und dennoch war der Gipfel in seinem Leben nicht erstiegen, der thatenfrohen Hand wurde die Axt entwunden, die Tragik trat in sein Dasein. Während der Andere, froh des Errungenen, nach wildem Sturm und heißem Kampf die Ruhe sucht, während er die Wunden pflegt und auf dem Hochsitz des Hauses oder am flackernden Kaminfeuer den Lauschenden erzählt vom Reiten durch die grüne Heide,

vom Schwerterklirren und von kühnem Jagen, wuchs Bismarck noch über die eigene Größe empor. Er hatte dem deutschen Volke das Selbstbewußtsein der That geschaffen, er hatte ihm das Recht des nationalen Stolzes gegeben: jetzt gab er ihm das Bild des Mannes, der, verkannt und geschmäht, sich selbst getreu bleibt. So wie er gehandelt, gehorsam allein dem kategorischen Imperativ der Pflicht, taub gegen die Mahnungen wohlwollender Mittelmäßigkeit wie gegen den Zorn der Mächtigen, so soll der Deutsche in der Stunde der Prüfung sich zeigen. Dann wird seines Namens Hauch nicht vergehen.

Wer Otto von Bismarcks Bild abschließen will mit den Thaten seiner Amtszeit, der gleicht dem Künstler, der einen Torso schafft, und wer vorübergleiten will an den harten Erfahrungen, die seit den Frühlingstagen des Jahres 1890 in sein Leben traten, der wird auch versuchen, seines Wesens Tiefe und seines Geistes umfassende Art kund zu thun durch Viktorien und Sphinxe, Genien und Löwen. Er war aus einem Metall gegossen — man nannte ihn den Kanzler von Eisen — und einheitlich war seine Art; die letzte und feinste Färbung aber gab ihm das Abendrot. Er war derselbe damals, als er an der Spitze der deutschen Truppen neben seinem kaiserlichen Herrn den Siegeseinzug hielt in die neue Hauptstadt des neuen Deutschen Reiches, wie er derselbe war an jenem anderen Tage, da er bleich und schweigend, um Haupteslänge ragend über dem Volke, aus dem Reichstagshause trat, das Auge fernhin gerichtet, wo im Nebel Traumgestalten schweben, an jenem 6. Februar des Schicksalsjahres, das uns zwei Kaiser nahm, damals, als er Zeugnis abgelegt hatte für die Furchtlosigkeit des deutschen Volkes. So war er derselbe gewesen, als, zuerst von seiner Hand gerührt, die Glocken die sociale Botschaft kündeten, er war derselbe, als die Abschiedsklänge eines dankbaren Volkes in sein Herz drangen. Und er war nicht gewandelt, als er dort oben nahe dem Meere, dessen Wellen uralte Heldensagen erzählen, im niedersächsischen Lande unter den Riesenbäumen des Waldes daherschritt, ragend

die Gestalt, über die schon die Stürme von 80 Wintern hinweggebraust waren; hell leuchtend die Augen im schimmernden Blau, ein Wickingerheld. Hier wie einst in den Tagen des Konfliktes bot er einer Welt Trotz. So blieb er alle Zeit deutsch bis in den tiefsten krystallklaren und doch geheimnisreichen Grund seiner Seele. Es paaren sich darin Gemüt und Verstand, Willenskraft und weises Maß, trotzige Leidenschaft und Besonnenheit; wie Hagen wahrt er dem Könige die Mannentreue, auch als er längst sich von ihm losgesagt, wie Rüdiger steht er zu seinem Wort auch im Angesichte der Gefahr. Tiefernst faßt er das Leben und seine Pflichten, und doch umgoldet er mit köstlichem Humor das Dasein, mit durchdringendem Verstande löst er die schweren Probleme der Staatskunst, und mit der ganzen Innigkeit des Gemütes lauscht er dem leisen Weben der Natur; schroff und rücksichtslos tritt er dem Feinde entgegen, und mit unendlicher Liebe und Güte umfaßt er die Seinen — die Falten, die der Zorn auf seine Stirn gezeichnet, glättet die Hand des Enkels. So hatte er, dessen Briefe an Gattin und Kinder zu lesen wir nicht ermüden, weil sie einem Goldschacht der innigsten Empfindungen gleichen, dennoch nicht nur das Wort vom Eisen und Blut gesprochen, sondern seine Thaten waren auch solches Wortes Erfüllung. Er, der um seinen Reitknecht sein Leben wagte, hat das Leben von Hunderttausenden als Einsatz geboten und sein Gewissen war ruhig. Denn höher als der Einzelne steht die Gesamtheit, und wer den Schritt Gottes durch die Ereignisse hallen hört, der muß auch kühn genug sein, den Zipfel seines Gewandes zu fassen. „Die Größe der historischen Helden," sagt Heinrich von Treitschke, „besteht in der Verbindung von Seelenkräften, die nach der Meinung des platten Verstandes einander ausschließen."

Wo die Tragik sich auf das Leben senkt, da suchen wir, im Banne der Lehren des Aristoteles, nach der tragischen Schuld. In den Thaten Bismarcks spähen wir vergebens. Sonst wäre es nicht, als er entlassen war, der Ehrgeiz der Folgenden gewesen,

daß man von ihnen rühme, sie seien die Vollender seines Werkes. Selbst sein Kaiser hat, als er von ihm schied, dem aufhorchenden Volke verkündet: „Der Kurs bleibt der alte.“ So müssen wir spähen, ob wir in seinem Wesen jene Züge entdecken, die das Verhängnis des letzten Lebensaktes begründen. Denn mit dem Tage, der ihn von seinem Amte trennte, der ihn von der Bühne der Handelnden hinab drängte in das Parkett des Beschauers, kam ein Neues, Schweres in sein Leben, die Melancholie. Nicht jene weichherzige, thatenschlaffe Melancholie, die in sich selbst sich verzehrend das Auge und das Herz ablenkt von der Welt und grübelnd an den eigenen Nerven zerrt, sondern jene tiefe und ernste Trauer, die der flugfrohe Genius empfindet, wenn er am Boden gefesselt ist. Dem Freunde hat Fürst Bismarck einst anvertraut, seine Entlassung sei sein Todesurteil gewesen, und mit bitterem Humor fügte er hinzu, die alten Römer seien oft freiwillig aus dem Leben gezogen, wenn sie vom öffentlichen Schauplatz traten, ihm sei es leider verboten. So mußte sein Leben ausklingen mit einer Tragik, wie sie zuletzt des Themistokles Tage sahen. Gewiß, wer den Blick nur auf das Äußere lenkt, wer nie das innerste Wesen dieses Mannes begriff, den Thatensturm und Thatendrang durchbrausten, bis in der Todesstunde ihm der Atem versagte, der mag hinweisen auf all' die Huldigungen, die ihm die Volksgenossen erwiesen, auf den Jubel, der ihn umtönte, auf die Bildsäulen von Marmor und Erz, die man dem Volkswort zuwider schon dem Lebenden errichtet hat. Die so sprechen, haben das Wesen des Mannes nicht verstanden, sie haben die ungeheure Einsamkeit des Genies nicht begriffen, jene Einsamkeit, die nur überwunden wird durch seelenermüdende Arbeit. Der Mann des Alltags kann resignieren, der Genius nie. Er hat ein höheres Amt, das kein Machtwort eines Herrschers ihm rauben kann, er empfängt die Gesetze nur von sich selbst und steckt sich selbst das Ziel. Gewiß, es hat den greisen Mann erfreut, wenn aus Norden und Süden, wenn von der Kurischen Nehrung herüber und von den Bergen des Schwarzwaldes

her der Ton der Begeisterung zu ihm drang, wenn die Herzen ihm sich dankend öffneten; aber manch bitteres Wort giebt auch Kunde, daß nicht nur die stete Sorge um sein Werk an ihm nagte, daß ihn auch das härtere Leid drückte, seine Kraft rosten zu sehen, sich nicht ausleben zu können, nicht zu sterben, wie er einst geträumt, den Schild des getreuen Vasallen noch in der erkaltenden Faust.

Die Tragödienfehler des Genies liegen in ihm selbst. Es giebt keine Genialität ohne Leidenschaft; neue, kühne, begeisternde Ideen erzeugt nur ein heller Kopf, der über einem glühenden Herzen steht, wie der köstlichste Wein nur auf Vulkanen gedeiht. Und wie der Genius nicht mühselig nach den Regeln des Pedanten sich seinen Weg sucht, sondern aus eigenem Recht und nach eigenem Willen, wie er nicht nach Schlußsatz und Kettenregel seine Folgerungen aufbaut, sondern seine Entschlüsse intuitiv, dem Gotte folgend, fassen muß, so wird er unduldsam sein gegen die anderen, die auf die Steinchen achten, die sich auf der Bahn befinden. Dem Genie ist Unregelmäßigkeit eigentümlich, es verschmäht das gewöhnliche Geleise. Und weil es so ist, so wird es nie Ruhe finden, auch wenn es sie ersehnt, sondern stets im Kampfe stehen, so gegen den Philister, so auch gegen den Anderen, der gleich ihm die eigene Prägung trägt, der in sich geschlossen, auch seinerseits das Recht der Persönlichkeit geltend macht. Das Genie ist zum Herrschen geboren. Fürst Bismarck traf mit Kaiser Wilhelm II. zusammen.

Man muß tief eindringen in die Psyche des Enkels Wilhelms I., um den bedeutsamsten und zugleich verhängnisvollsten Schritt seines Lebens zu verstehen. „Gerecht soll der Historiker reden, freimütig, unbekümmert um die Empfindlichkeit der Höfe, ungeschreckt durch den heute wieder mächtigen Haß des Pöbels.“ So schrieb Heinrich von Treitschke in der Vorrede zu seiner grandiosen Darstellung der Anfänge Friedrich Wilhelms IV. Und auch Napoleon sprach den Grundsatz aus, daß die Wahrheit nicht

weniger heilig sei als die Religion. Unsere Zeit ist geneigt, das helle Goldlicht der Byzantiner zu wählen, wenn sie versucht, das Bild eines Lebenden in Farben wiederzugeben, den der Hermelin schmückt. Aber die Sonnengötter sind ausgestorben. Wer Schatten und Licht gerecht verteilen will in dem erschütternden Konflikt, in den der Erbe der Hohenzollern mit dem treuesten Diener seines Ahnen geriet, der darf sich nicht scheuen, auch die Widersprüche einer empfindlichen, schnellen Eindrücken leicht sich öffnenden Seele festzustellen, Erwartung und Erfolg, Willen und That, Erlahmen und Vollbringen aneinander zu messen. Ein Urteil scheuen, heißt den Monarchen herabsetzen. Gerade eine Persönlichkeit wie Kaiser Wilhelm II. ist ihres Wertes sicher.

Fürst Bismarck hat alsbald nach seiner Entlassung zu einem Besucher geäußert: „Seine Majestät ist sehr kräftig und fühlt einen Überfluß an Kräften und will deshalb sein eigener Kanzler sein.“ Er hat wenige Tage darauf sein Urteil erweitert: „Ich zürne meinem jungen Herrn nicht; er ist feurig und lebhaft; er will alle Menschen glücklich machen, das ist in seinem Alter natürlich. Ich meinerseits glaube vielleicht weniger an diese Möglichkeit und habe es ihm auch gesagt. Es ist ganz natürlich, daß ihm ein Mentor wie ich mißfällt und daß er darum auf meinen Rat verzichtet hat. Ein altes Arbeitspferd und ein junger Renner lassen sich schlecht zusammenkoppeln. Nur ist die Politik nicht so leicht, wie eine chemische Kombination: Man macht sie mit Menschen. Ich wünsche ja, daß seine Versuche gelingen, und zürne ihm keineswegs. Ich stehe ihm gegenüber wie ein Vater, den sein Sohn gekränkt hat; der Vater mag darunter leiden, aber er sagt doch: „Es ist ein tüchtiger Junge.“ Als ich jung war, folgte ich meinem Könige überall hin; jetzt bin ich alt, ich kann meinen Herrn nicht mehr begleiten, wenn er so weit reist. Darum war es unvermeidlich, daß Ratgeber, die ihm näher blieben, auf meine Kosten sein Vertrauen gewannen. Er ist sehr leicht zu beeinflussen, wenn man ihm Ideen vorträgt, von denen er annimmt, daß sie die Lage des

Volkes glücklich gestalten. Und er kann es kaum erwarten, sie sofort ins Leben zu setzen. Der Kaiser will sich seinen Ruhm erst schaffen, ich habe den meinen zu behüten, ich verteidige ihn. Ich habe mich für den Ruhm geopfert, ich will ihn nicht mehr in Frage stellen."

Es waren Fremde, zu denen Fürst Bismarck solches sprach, und er sprach voll Zurückhaltung, obwohl noch die ganze Erregung der Katastrophe in ihm nachzittern mußte. Hat Fürst Bismarck sein Urteil geändert? Das Leben hat noch manche Züge dem Bilde des Monarchen hinzugefügt, und auch der greise Staatsmann hat noch in manchem Worte sich über den Enkel Wilhelms I. geäußert. Aber der Grundton ist geblieben, und die Geschichte des letzten Jahrzehntes hat bewiesen, daß die mit flüchtigem Griffel vollendete Zeichnung richtig war. Kaiser Wilhelm ist frühzeitig zur Regierung gelangt, früher, als menschliches Ermessen annehmen durfte. Hatte auch Deutschlands erster Kaiser die Grenze, die der Psalmist dem menschlichen Leben steckt, weit überschritten, so sank doch Kaiser Friedrich in ein frühes Grab, als kaum die ermattende Hand das Scepter ergriff. Rasch und jäh legte der Enkel den Weg zurück von der Sorglosigkeit der Jugend, von dem frohen, unbefangenen Genießen zu der hohen und ernsten Pflicht, über dem Schicksale ganzer Generationen Wache zu halten. Die härteste und schwerste Aufgabe der Welt ist die würdige Bekleidung des königlichen Amtes. Eben noch ein Prinz ohne Einfluß auf die Geschäfte des Landes, als Offizier einer unter den Kameraden, mit sparsamen Mitteln ausgerüstet und Herr nur über einen kleinen Hofhalt, von dem Throne getrennt durch die nach menschlichem Ermessen noch weithin sich erstreckende Laufbahn des Vaters, ergriff Wilhelm II. die Zügel der Regierung. So tritt, der durch die Enge des Thales wanderte, plötzlich hinaus in das helle, blendende Sonnenlicht. Mühsam erst gewöhnt sich das Auge und der Sinn. Der Mann des ruhigen, nüchternen Verstandes, der Enttäuschungen kennt, der gewahrt ist gegen über-

schwengliches Hoffen, wird an der Felsecke harren und langsam nur und tastend den Schritt nach vorwärts wagen; der Jüngling aber, dessen Phantasie sich paart mit dem überschäumenden Temperamente, durch dessen künstlerisch empfindende Seele die Träume der Romantik wogen, wird atemlos das Bild der weiten, lachenden, goldschimmernden Ebene umfassen, und jauchzend die Arme breiten, um alles, alles an das glühende Herz zu ziehen. Kaiser Wilhelm ist Enthusiast. Eine Welt der herrlichsten Pläne webt in ihm, und nun, da er Herr geworden ist, da er die Macht besitzt, sie auszuführen, drängt es ihn, Freude zu bereiten, Glück zu schaffen. Es ist nicht ohne tiefen Sinn, daß ihn, den jungen Herrscher, zuerst und ausschließlich die sociale Frage erfüllte, daß hier zuerst die innerliche Trennung zwischen ihm und dem alten Kanzler eintrat, der das Leben und die Menschen kannte und es wußte, was der Dank der Menge wert sei, der sich verschloß gegen den farbenreichen Traum, daß die Krone, und trüge sie der Beste, daß der Thron, und zierte ihn der Vollkommenste, Zufriedenheit in allen Herzen wecken könne. Hier harrten des jungen Monarchen die ersten Enttäuschungen, und gerade, weil er in der Fülle des Gebens und Gewährens die ersehnte Antwort der Beschenkten nicht fand, deshalb hat später ein sichtbarer Hauch der Abneigung sich über sein Wesen gelegt, und der Bureaukratie wurde das weite Gebiet überlassen, auf dem die goldenen Früchte des socialen Glückes so gar nicht erschienen. Eine internationale Konferenz war berufen worden, ihr Resultat hat Fürst Bismarck als eine einzige Phraseologie bezeichnet. Die Erlasse drangen in die Welt, noch vorsichtig von dem alten Staatsmann redigiert, daß nicht die Fülle der Gelöbnisse zur peinigenden Fessel für die Zukunft werde. Ihm allein, so forderte der Kaiser, soll man die Socialdemokratie überlassen, — immer stärker schwollen die Haufen, die ihr folgten. Alle Härten des Systems sollten gemildert werden, das Ausnahmegesetz hatte der Kaiser innerlich schon preisgegeben, längst ehe es fiel. Und doch rief er später das gesamte Volk auf, ihm zu helfen

in dem Kampfe „gegen die hochverräterische Schar". Die Seele des Enthusiasten ist empfindsam, und wenn das freudige Wollen nicht freudigen Dank findet, so ist die Reaktion doppelt stark. Und in der That hat kaum jemals ein Herrscher sich so schrankenlos verurteilend, so heftig strafend gegen einen Volksteil gewandt, wie Kaiser Wilhelm, als er die Bitterkeit der Enttäuschung erfuhr. Überall traten Wünsche und Sorgen an ihn heran, das jahrelange Regiment eines Bismarck hatte Feindschaften und Haß erzeugt, denn die Politik des Staatsmannes schritt unbekümmert um Stimmungen rücksichtslos zum Erfolge. Alle Parteien hatten ihm, der kein Parteimann war, und nach keinem Parteiprogramm regierte, feindlich gegenüber gestanden, überall war ein Rest von Groll geblieben. Denn das Genie vergeht sich gegen das Naturgesetz, das die Mittelmäßigkeit zur Macht erhebt, es wird noch immer von ihr, wie zu des Sokrates Zeiten, zum Tode verurteilt, oder wie Cäsar am Fuße der Göttersäule erschlagen. Der Tote wird bestaunt, vielleicht gar bewundert oder geliebt, der Lebende ist lästig. Und diesen Haß, der sich gegen den großen Staatsmann gehäuft, empfand die lebendig vorwärts drängende Seele des jungen Herrschers als eine Last, ihn dünkte es, wenn er sie abwälze, so werde der Flug frei und ungehindert in die Höhe sich richten:

„Der alte Dörfner sprach: O laß!
Eng und gefährlich ist der Paß!
Schwarz droht der Sturm, der Gießbach schwoll!"
Als Antwort klang es tief und voll:
„Excelsior!"

Und weil die Enttäuschung, die auch dort sich sammelt, wo ein bewunderter Staatsmann die Zügel führt, die vielleicht gerade dort um so stärker hervortritt, wo die Leidenschaft des Genies, wenn es gilt, den Feind zu vernichten, rücksichtslos die Ernte zerstampft, weil diese Enttäuschung der anderen den Thatenflug hemmte, weil überdies in der Seele des Herrschers die Überzeugung lebte, daß alles Glück und alle Wonne nur in der Krone ihren Quell haben

kann, deshalb mußte die Trennung sich vollziehen. Sicherlich hat Kaiser Wilhelm das, was er empfand, im Bewußtsein der Wahrhaftigkeit ausgesprochen, als er dem Freunde klagte, ihm sei es, da er Bismarck entließ, als habe er zum zweitenmal den Großvater verloren. Aber der Entschluß war nicht die Improvisation eines Augenblicks, er war geboren aus dem ganzen Wesen des Herrschers, das nach der freien persönlichen Entfaltung drängte, das allen Ruhm und alle Verantwortung des Geschehens auf sich nehmen, das auf der Höhe des Lebens sich ausleben, die Fülle der eigenen Gestaltungskraft bethätigen wollte. Daher die Empfindlichkeit später, als die Königsthat mißlang, als das Volk, das durch die harte Schulung des Jahrhunderts gegangen war und hartnäckig sich der neuen Romantik verschloß, nicht alsbald in unabsehbaren Scharen gläubig herbeiströmte, alles der einen Hand vertrauend, als die Stimme des Warners aus dem Walde erklang und die Autorität des Entlassenen dennoch die Massen in ihren Bann zwang. Da fielen herbe Worte bitterer Enttäuschung, und immer wieder stiegen die Wellen zu Berge. Der Prinz konnte dem großen Staatsmann seines Ahnen als den Bannerträger der Nation feiern, der Kaiser nicht mehr.

Denn wie er die Pflichten seines Amtes mit enthusiastischer Seele umfaßte und den Ursprung alles Neuen für die Krone in Anspruch nahm, so konnten seine Thaten die letzte und tiefste Begründung nur dann erhalten, wenn das Amt des Souveräns umkleidet wurde mit dem Nimbus des Patriarchentums, wenn die Stellung von Gottes Gnaden dadurch an Bedeutung gewann, daß die göttliche Erwählung ergänzt wurde durch die bei jeder Entschließung erneute göttliche Eingebung. „Sie wissen,“ so rief Kaiser Wilhelm den Brandenburgern zu, „daß ich meine ganze Stellung und meine Aufgabe als eine mir vom Himmel gesetzte auffasse, und daß ich im Auftrage eines Höheren, dem ich später einmal Rechenschaft abzulegen habe, berufen bin.“ Darum ist kein Zweifel erlaubt, durch dick und dünn sollen die Brandenburger

ihrem Markgrafen folgen, wohin er sie führt, und die Opposition gegen eine sachliche Maßnahme der Regierung wirkt persönlich verletzend auf die Seele des Monarchen. Reich wird belohnt, wer dem Gefolge sich anschließt, heftiger Tadel trifft den, der in Ehrfurcht widerspricht. Und weil alle Segnungen nur ausgehen von dem Throne, so erblickt Kaiser Wilhelm wie für die Gegenwart so für die Vergangenheit in den Fürsten allein die Schöpfer der Geschichte, in den anderen aber das nachgeordnete Werkzeug. Denn Kaiser Wilhelm müßte sich in Widerspruch stellen mit seinen eigenen Thaten, hätte er nicht, was er für sich selbst in Anspruch nimmt, rückschauend auch für seine Ahnen gefordert. Die Denkmalsstraße in der Reichshauptstadt verkörpert die Geschichte, wie sie ihm aus innerer Überzeugung sich darstellt. Und der Bannerträger von einst wurde dem Herrscher zum „Handlanger des erhabenen Willens“ seines Ahnen, er wurde „ein braver, tüchtiger Ratgeber, der die Ehre hatte, des Kaisers Gedanken auszuführen“.

Das moderne Empfinden freilich urteilt anders. Es liebt und bewundert auch in Wilhelm nur die schlichte Echtheit des Wesens, aber die dämonische Größe, die seinen Tagen nicht mangelt, sucht es in einem Anderen. Es findet in ihm nach dem Worte seines Geschichtsschreibers die einfältig edlen Kräfte, die ihn zum lebenden Symbol der besten Güter seines Volkes machen, Kräfte, vermöge deren er sammelte, ordnete und zusammenhielt, Kräfte der Einheit und der Zucht, der Weisheit und der Treue. Kaiser Wilhelm I. gehörte nicht zu jenen leidenschaftlichen, in ihrem Wollen und Vollbringen nicht zu hemmenden Naturen, nicht zu jenen kühnen, im letzten Grunde stets revolutionären Geistern, die den Knoten mit dem Schwerte durchhauen, wenn sie ihn anders nicht zu lösen vermögen. Darum weigert sich das Bewußtsein des Volkes, ihm den Namen des Großen zu geben, wie sein Stolz sich weigert, alles Verdienst des Geschehens und der That, des Einzelnen und der Gesamtheit, allein der Persönlichkeit des Regierenden zu überlassen. Freiwillig konnte Bismarck auf den Ruhm seiner

Thaten verzichten, wie er es that in seiner Grabschrift, als er dem Verdienste der Treue seines Kaisers in schlichten Worten allen Ruhm eines Heldenlebens unterordnete und sterbend noch einmal das Geschenk seines Lebens dem vielgeliebten alten Herrn vermachte; aber der freiwillige Verzicht darf nicht zum Zwange werden. Wenn die Legende von Wilhelm I. sagt: „Er war es und er allein", so antwortet die Geschichte: „Der Strom der Ideen, der die Zeit ringsum erfüllte, ging auch durch Bismarcks Seele, in ihr traf er mit den politischen Bedürfnissen und Möglichkeiten des Augenblicks zusammen, erst hier entstand die schöpferische That." Kaiser Wilhelm II. aber fand den wahrhaften Grund für alles Gelingen darin, daß seine Vorfahren „vor allen anderen Fürsten, und schon zu einer Zeit, wo vielleicht dergleichen Gedanken und Gefühle noch nicht gangbar waren, die persönliche Verantwortung des Herrschers dem Himmel gegenüber fühlten und vertraten".

Weil aber das Selbstbewußtsein der Regierten sich in harten Gegensatz stellt zu solcher Überzeugung des Kaisers, weil das moderne Leben mit all seinen unendlichen Beziehungen, mit seinen zahllosen und unübersehbaren Windungen und Zusammenhängen sich sträubt gegen das Verlangen, den Träger der Krone zum einzigen und ausschließlichen Meister des Völkerschicksals zu erheben, deshalb hat die Geschichte der Jahre, die auf Bismarcks Entlassung gefolgt sind, manche unerfreuliche Momente gewonnen, deshalb hat sie das seltsame Schauspiel zu verzeichnen, daß der treueste Monarchist, daß der Mann, der das reiche Erbe der Hohenzollern um sein kostbarstes Kleinod vermehrte, in Opposition trat zu der Auffassung seines Kaisers. Und so kam es, daß Fürst Bismarck gerade durch die Mannhaftigkeit, mit der er das Recht des Unterthanen dem Throne gegenüber wahrte, und durch die Entschlossenheit, mit der er das Leid der Ungnade trug, das Vorbild und der Spiegel nationalen Mannestums wurde, daß er in heißem und zehrendem Kampfe über die eigenen Thaten hinauswuchs, der Gewaltigste von allen. Das Volk hat ein feines Gefühl für das,

was es schaut. Wie schon jetzt, wenn wir Bismarcks gedenken, nicht der Kämpfer der Konfliktszeit, nicht der Königmacher von Versailles vor unsere Phantasie tritt, sondern der Alte vom Sachsenwalde, so werden auch unsere Enkel ihn sehen, als den Ekkehard mit den blitzenden Augen und mit der ernsten Stimme des Warners.

Der Geschichtsschreiber der Hohenzollern sprach einst in seiner Rede über das politische Königtum des Antimacchiavell die Worte: „Vor einem Menschenalter versuchte uns eine theologisierende Staatslehre von einer göttlichen, aller irdischen Pflichten entbundenen Macht des Königtums zu reden. Diese Mystik der Jakobiten hat bei dem klaren Verstande unseres Volkes niemals Eingang gefunden. Aber wir wollen auch nicht unseren leibhaftigen König, der in und mit seinem Volke lebt, dahingeben für die dürre Abstraktion eines Inhabers der ausführenden Gewalt.“ Friedrich der Große hat den Staat aus einem ursprünglichen Vertrage abgeleitet; durch einen Vertrag haben die freien und gleichen Menschen eine Obrigkeit eingesetzt, nicht damit ein Jeder teilnehme am Regimente, sondern damit ein Jeder geschützt werde in seinen rechtlichen und sittlichen Lebenszwecken, damit das suum cuique des schwarzen Adlers sich erfülle. Darum nannte er sich den ersten Diener des Staates. In dieser Auffassung hat die Romantik keinen Platz.

Fürst Bismarck stand auf dem Boden des historisch Gewordenen. War seiner freien und klaren Natur ohnehin alles Mystische fremd, so hatte er sich gerade von der Stellung des Monarchen eine Ansicht geschaffen, die eben so weit war von dem blutleeren Königtum der Engländer, wie von den Vorstellungen, in denen Ludwig der Sonnenkönig lebte. Als Kanzler war es sein Streben gewesen, die Stellung und Kraft der Krone gegen die übergreifenden Ansprüche des Parlamentarismus zu stärken; als er entlassen war, fürchtete er fast, in diesem Bestreben zu viel gethan zu haben: „Ich habe,“ so rief er in Kissingen, „mit dem Reichstag jahrzehntelang aufs Blut gekämpft; aber ich sehe, daß diese In-

stitution sich gerade im Kampfe mit Kaiser Wilhelm I. und mir abgeschwächt hat. Als ich Minister wurde, war die Krone bedrängt, der König war entmutigt, weil die Minister ihm versagten, und wollte abdicieren. Da habe ich gestrebt, die Krone gegenüber dem Parlamente zu stärken. Vielleicht habe ich dabei zu viel gethan. Wir brauchen ein Gleichgewicht, und die freie Kritik halte ich für die monarchische Regierung unentbehrlich, sonst verfällt sie dem Absolutismus der Beamten." Und er fuhr fort: „Wir brauchen die frische Luft der öffentlichen Kritik, unser ganzes Verfassungsleben beruht darauf. Wenn die Volksvertretung kraftlos wird und nur zum Organ des höheren Willens, so kommen wir, wenn das so weiter geht, zum aufgeklärten Absolutismus zurück. In thesi mag das die geeignetste Staatsform sein, ich möchte sagen, die göttliche; aber die Gründe, welche sie unannehmbar machen, liegen in der menschlichen Schwäche!" Auch in Jena mahnte der greise Staatsmann: „Was wir für die Zukunft erstreben müssen, ist eine Kräftigung der politischen Überzeugung in der öffentlichen Meinung und im Parlament." Und doch klingt es aus derselben Rede überzeugend und klar: „Ich bin eingeschworen auf eine weltliche Leitung eines evangelischen Kaisertums und dem hange ich treu an." So hatte er zehn Jahre vorher dem Parlamente zugerufen: „Niemand weiß genauer als Seine Majestät der König, daß er nicht nur keinen treueren, sondern auch keinen unterthänigeren Diener haben kann als mich, nicht bloß in meiner Eigenschaft als Beamter, Staats- und Reichsbeamter, sondern auch von Geburt ab in meiner Eigenschaft als kurbrandenburgischer Vasall und obendrein Altmärker, als Mitglied einer Familie, die dem regierenden Hause so lange treu gedient hat, als wir überhaupt das Glück haben, dasselbe als Landesherrschaft zu besitzen." Fürst Bismarck mußte scheiden, nicht weil in dem Enkel Wilhelms I. sich Zweifel erhoben an seiner Treue und seinem Können — achtzig Tage zuvor schrieb der Monarch: „Ich bitte Gott, er möge mir in meinem schweren und ver-

antwortungsreichen Herrscherberufe Ihren treuen und erprobten Rat noch viele Jahre erhalten" — er mußte scheiden, als die Auffassung des Kaisers sich nicht mehr zusammenfügen wollte mit der Auffassung seines Kanzlers, als in der That der Bannerträger sich zum Werkzeug wandeln sollte. Noch in seinen Erinnerungen hat Fürst Bismarck den ernsten Zweifel geäußert, ob eine so universelle Vielgestaltigkeit, wie sie das Thun des Kaisers annehmen mußte, ob eine so reiche Initiative dauernd bestehen könne, wenn das Staatsschiff jede Klippe vermeiden soll. Er fürchtete vor allem, daß auf diesem Wege unsere Zukunft kleinen und vorübergehenden Stimmungen der Gegenwart geopfert werden könne: „Frühere Herrscher sahen mehr auf Befähigung als auf Gehorsam ihrer Ratgeber; wenn der Gehorsam allein das Kriterium ist, so wird ein Anspruch an die universelle Begabung des Monarchen gestellt, dem selbst Friedrich der Große nicht genügen würde, obschon die Politik in Krieg und Frieden zu seiner Zeit weniger schwierig war als heute." Und doch war Fürst Bismarck weit entfernt von der Forderung, daß der Monarch verschwinde hinter den anderen Faktoren der Regierung, daß er zum Schatten werde. Den König mundtot zu machen, ihn, wie es die englische Aristokratie versucht, als eine Waffe für die Erhaltung der eigenen Herrschaft zur Verfügung zu behalten, ihn zu sequestrieren, seine Beziehungen zum Volke in der Gewalt zu haben, über seine Unterschrift zu disponieren, wies er entschieden zurück: „Ich muß erklären," so rief er dem Abgeordneten Hänel zu, „daß ich auf dem Standpunkt durchaus nicht stehe, als ob der Kaiser im Deutschen Reiche nicht zu seinem Volke sprechen dürfe, nicht zur Nation. Daß ich mich mit meiner Namensunterschrift als verantwortlich einstelle, daß ich bereit bin, die Meinung, die der Kaiser ausspricht, zu vertreten, das ändert an der Thatsache gar nichts, daß dies die berechtigte verfassungsmäßige Äußerung des Kaisers ist. Wenn der Kaiser einen Kanzler hat, der das, was die kaiserliche Politik ist, nicht kontrasignieren will, so kann er ihn jeden Tag entlassen. Der

Kaiser hat eine viel freiere Verfügung als der Kanzler, der von dem Willen des Kaisers abhängig ist und ohne die kaiserliche Genehmigung keinen Schritt thun kann. Also während der Kaiser eine freie Bewegung in der Politik hat, indem er den Kanzler wechselt und die monarchische Autorität ihm gegenüber eintreten lassen kann, namentlich wenn ein Kanzler etwa lebhaft an seinem Posten hängen sollte, kann der Kanzler seinerseits auch nicht einen einzigen Schritt thun, kann ich hier keine Meinung vertreten, für die ich nicht des Einverständnisses Seiner Majestät sicher bin oder es vorher eingeholt habe. Es wird Ihnen nicht gelingen, dem Kaiser Wilhelm im Deutschen Reiche zu verbieten, daß er zu seinem Volke spricht. Ich diene dem Kaiser.“

Der Unterschied zwischen der Auffassung Wilhelms II. und des großen Staatsmannes scheint subtil und er ist dennoch von entscheidender Bedeutung. Jede Kundgebung des ersten Kaisers trug die Gegenzeichnung seines obersten Vertrauensmannes, und auch dann, wenn er sich selbst direkt an sein Volk wandte, war seine Brust gedeckt durch den Schild der Verantwortlichkeit seines Ministers. Keine seiner Botschaften, keine seiner Reden war ein Privatakt. Sie waren Regierungsakte, wohl beraten und sorglich geprüft, Akte, deren Gewicht und Bedeutung gesteigert werden sollten, indem man die Autorität des Monarchen in die Wagschale legte. Sie waren ihres tiefen Eindrucks sicher. Kaiser Wilhelm II. aber hat das Bedürfnis, ungehindert durch allen Zwang und alle Etikette, in zahlreichen Kundgebungen sich an sein Volk und an seine Zeit zu wenden. Indem er Verzicht leistete auf den Stempel des Ministers, schuf er neben der amtlichen Aktion eine neue persönliche Aktion, und indem er den Schild, den die Verfassung weislich vor den Thron gerückt, zur Seite schob, trat er herab in die Ebene, in der der Kampf der Parteien tobt, und er nahm teil an Niederlage und Sieg. Für einen aufrechten Diener der Krone aber mußte die Möglichkeit schwinden, die Verantwortung dauernd zu tragen, wenn anders

er nicht mit sich selbst und seiner Vergangenheit in Konflikt kommen wollte, und solche Gefahr war um so größer, als gerade ein temperamentvoller Monarch allzu leicht den Impulsen des Augenblicks nachgiebt. Die Redaktion der socialen Erlasse war das letzte Kompromiß zwischen dem Willen des Kaisers und der Überzeugung des Kanzlers. Und überdies — Fürst Bismarck blickte zurück auf ein gewaltiges Werk, auf gleichenlose Erfolge und einen reichen Schatz an Ehre und Ruhm, er wollte vor allem das Geschaffene wahren, und er hielt neue Wünsche und Forderungen vorsichtig von sich fern; Kaiser Wilhelm aber strebte empor zur frohen Entfaltung des eigenen neuen Schaffens, er wollte nicht nur gehäufte Schätze behüten, sondern er wollte aus eigener Kraft sie um kostbare Stücke vermehren. Das Wort, das Roon einst dem Freunde zurief: „Adelante, adelantador, atrevido — Vorwärts, immer vorwärts, kühner Held," klingt fort in der Seele des Kaisers.

Wohin aber das Auge des Thatendurstigen fiel, ob es ihn trieb, sein eigenes Volk mit Reformen zu beglücken, oder ob es ihn drängte, das Glück, das er verbreiten wollte, hinaus zu tragen über die Grenzen und die Völkerversöhnung als Preis zu gewinnen, stets traf sein Auge die ragende Gestalt des Mannes, der als Kanzler wie als leitender Minister Preußens die höchsten Ämter in sich vereinte. Und er empfand ihn und die Besonnenheit seiner Jahre, seine Erfahrung, sein Zögern und seinen Ruhm allmählich als Last. Neue Ideen durchwogten ihn. Der Haß vergangener Zeiten ruhte nicht mehr auf seinen Schultern, darum gedachte er, den Zorn der Franzosen zu ersticken durch stets erneutes Entgegenkommen, durch Höflichkeit und Vertrauen. Ihm, dem Hochgemuten, schien es leicht, die Widerstrebenden zu gewinnen durch die Weihe seines Amtes und durch die bezaubernde Macht seiner Persönlichkeit. So schien ihm die Politik mit ihren ungemeinen Komplikationen, mit ihrem Zwange, tief einzudringen in die Lehre der Psychologie, mit den weitgreifenden Gesetzen, die das wirtschaftliche Bedürfnis, mit den Lasten, die die Geschichte den Nationen auferlegt, sich

aufzulösen in ein leicht zu besiegendes Problem. Sein Glauben gründete sich auf den Leitsatz, daß edles Wollen stets nur edlem Wollen begegnet. Allzu oft aber ist Mißtrauen der Lohn der Herzlichkeit, an dem willfährig gewährten Geschenk entzündet sich die Begehrlichkeit; doch die Frucht unerfüllter Illusionen ist die Enttäuschung. Italiens größter Staatsmann Camillo Cavour hat gesagt: „Bei gewissen Dingen kommt es in erster Linie nur darauf an, daß man vor allem einen klaren Kopf behält, sich nicht selbst täuscht, indem man glaubt, daß fromme Wünsche die Logik der Ziffern zu brechen vermögen. Das Einmaleins ist stärker als wir alle. Ich glaube, wir hätten schon mehr erreicht, wenn man uns allen von Jugend auf strikte beigebracht hätte, daß die freudigsten Schläge des Herzens doch nicht bewirken können, daß zweimal zwei mehr als vier ist." Die Einsicht in das Mögliche und Unmögliche giebt erst die Erfahrung.

So mußte, da überall die Initiative des Kaisers sich regte und ein weites Gebiet zur Bethätigung forderte, wenn anders das Bestehende nicht einfach fortgeführt werden sollte, auch die auswärtige Politik sich bald differenzieren, und auch hier, wo sich Bismarcks Erfolge am reichsten entfaltet hatten, mußte ein Wechsel entstehen. Erst sechs Jahre nach der Entlassung trat der innerste Charakter dieses Wechsels zu Tage, erst dann wurde das Geheimnis gelöst, das über einer Reihe von Ereignissen ruhte, nach deren Begründung man vorher vergebens spähte. In seinem Abschiedsgesuch, das für die Öffentlichkeit bestimmt war, hat Fürst Bismarck nur andeutend sich in dieser Richtung geäußert: „Auch wenn es thunlich wäre, unsere auswärtige Politik unabhängig von der inneren und die äußere Reichspolitik unabhängig von der preußischen zu betreiben, so würde ich doch nach den jüngsten Entscheidungen Eurer Majestät über die Richtung unserer auswärtigen Politik, wie sie in dem Allerhöchsten Handschreiben zusammengefaßt sind, mit dem Eure Majestät die Berichte des Konsuls in Kiew gestern begleiteten, in der Unmöglichkeit sein, die Ausführung der darin

vorgeschriebenen Anordnung bezüglich der auswärtigen Politik zu übernehmen. Ich würde damit alle für das Deutsche Reich wichtigen Erfolge in Frage stellen, welche unsere auswärtige Politik seit Jahrzehnten im Sinne der beiden hochseligen Vorgänger Eurer Majestät in unseren Beziehungen zu Rußland unter ungünstigen Verhältnissen erlangt hat und deren über Erwarten große Bedeutung mir Graf Schuwalow nach seiner Rückkehr aus Petersburg bestätigt hat.“ Es war die Preisgabe des Neutralitätsvertrages mit Rußland, mit dem die neue Ära eingeleitet wurde, um in den Tagen von Kronstadt und Toulon ihre volle Färbung zu erhalten. Wir wissen es heute, daß der Kaiser noch in den letzten Tagen der Amtszeit seines großen Kanzlers vollkommen bereit war, den wertvollen Vertrag zu erneuern und die Ermächtigung zur Prolongation zu erteilen, aber wir wissen nicht, welche Ursachen ihn abhielten, seine Absicht zu erfüllen. Auch die Empfindlichkeiten, die sich ergaben aus der zweiten, vom Kanzler nicht empfohlenen Reise des Kaisers nach Rußland, reichten zur Erklärung nicht aus, da schließlich Alexander III. sich geneigt zeigte, auch mit dem Nachfolger des Fürsten Bismarck den Vertrag zu erneuern.

Lebte aber in dem Kaiser das heiße Bedürfnis, selbstthätig einzugreifen in die Entscheidung der Fragen, die der Tag mit sich führte oder die längst die öffentliche Meinung in Anspruch nahmen, und fand er in der Gestalt des Staatsmannes immer wieder das Hemmnis der persönlichen Entfaltung, so mußte es ihn doch einen harten Kampf kosten, ehe er den Gedanken einer völligen Trennung von dem einst so lebhaft gepriesenen Kanzler in sich aufnahm, so mußte er eine Lösung des Konfliktes suchen, die das Äußerste vermied. Er hat diese Lösung nicht gefunden. Fürst Bismarck selbst, der Menschenkundige, hat tief in die Seele seines Kaisers geblickt er wußte, daß der „Überschuß an Kräften“ in dem jungen Herrscher das Verlangen wecken würde, sich völlig auf die eigenen Füße zu stellen. Darum kam er willig dem Wunsche des Monarchen entgegen, als er im Herbste des Jahres 1889 bis tief in den Januar

hinein sich aus der Reichshauptstadt auf seinen Landsitz Friedrichsruh zurückzog. Er wollte dem jungen Herrscher die Freiheit schaffen, nach der er sich sehnte, er wollte die Katastrophe vermeiden, ohne zu ahnen, daß er gerade zu ihrer Beschleunigung beitrug. Denn der Gedanke, daß der Enkel Wilhelms I. thatsächlich den äußersten Schritt wagen und sich von seinem verdienten Ratgeber trennen würde, lag ihm so fern, daß er auf die zweifelnde Frage des Zaren mit tiefer Überzeugung die Antwort gab: „Majestät, ich bin des unbeschränkten Vertrauens meines Herrn vollkommen sicher, und ich bin überzeugt, daß ich bis an das Ende meiner Tage auf meinem Posten bleiben werde, oder wenigstens solange ich tauglich bin und wenn mir die Jahre nicht Gesundheit und Kräfte nehmen.“ Es liegt nur in der Natur der höfischen Verhältnisse, daß die Zeit der Abwesenheit des Kanzlers von seinen Gegnern und von allen denen, die den Stimmungswechsel bemerkten, benutzt wurde, die Empfindlichkeit des Monarchen gegen seinen ersten Ratgeber noch zu steigern, durch Zwischenträgereien und Verdächtigungen seinen Groll zu wecken und dem eigenen Haß ein Ventil zu erschließen. Als Fürst Bismarck im Januar 1890 nach Berlin zurückkehrte, war ihm sein Kaiser entfremdet, der Entschluß zur Trennung war gefaßt, und Herr von Caprivi erschien bereits am 1. Februar im Kaiserschloß, um die Kunde zu vernehmen, daß er sich vorbereiten solle auf das höchste Amt im Deutschen Reiche.

Das Bedürfnis des jungen Kaisers, in Bethätigung der eigenen Kraft die deutsche Politik selbständig zu gestalten, mußte aber ein starkes Hindernis finden in der Thatsache, daß ein direkter Verkehr mit den einzelnen Ministern ihm so lange versagt war, als die einzige Instanz, durch deren Vermittelung er einen Einfluß auf die Geschäfte ausüben konnte, der Ministerpräsident war, als auch hier wieder die Gestalt des Fürsten Bismarck sich vor die Durchführung seiner hochfliegenden Pläne stellte. Als man in der breiten Öffentlichkeit erfuhr, daß der letzte Anstoß zu der Katastrophe in einer Kabinettsordre lag, die einst Friedrich

Wilhelm IV. in der Jugendzeit der Konstitution geschrieben hatte, da glaubte man lächeln zu dürfen. Aber man vergaß, daß diese Ordre die notwendigste Ergänzung der Verfassung bildete, daß sie nur dann entbehrlich wäre, wenn wir zum Absolutismus ohne ministerielle Verantwortung zurückkehren wollten. Die Bedeutung dieser Ordre wird an anderer Stelle eingehend gewürdigt werden. Aber schon jetzt mag das Seltsame hervorgehoben sein, daß sie, deren Aufhebung Fürst Bismarck verweigerte, um derentwillen er zurücktrat in das nichtgewünschte Leben des Privatmanns, heute noch zu Recht besteht. Es war ein Irrtum des Monarchen, sie preisgeben zu können. Denn kein Staatsmann kann die Verantwortung für die Gesamtpolitik seines Landes tragen, wenn jeder einzelne Minister direkt mit der Krone verhandeln darf. Die Konflikte der späteren Zeit führten auch in der That ihre Wurzel darauf zurück, daß der in der Ordre niedergelegte, natürliche Grundsatz der Einheitlichkeit des Willens unberücksichtigt blieb, und die Frage „welchen Kurs steuern wir?" wird immer nur eine zweifelnde Antwort finden, solange die Ressortchefs in direkter Einwirkung auf den Monarchen eine eigene Politik zu treiben vermögen, solange sie im stande sind, die Politik des vor seinem Kaiser, vor dem Volke und vor der Geschichte verantwortlichen Staatsmannes zu durchkreuzen. Das Entlassungsgesuch des Fürsten Bismarck behandelt dieses Problem mit ernsthafter Gründlichkeit, aber gerade auf diesem Punkte war ein Zurückweichen des Monarchen um so sicherer ausgeschlossen, als jene Ordre ihm die Möglichkeit zu rauben schien, unter Beseitigung der bestehenden Schranken eine neue Form des konstitutionellen Lebens zu konstruieren.

So mußte die verhängnisvolle Stunde der Trennung heraufziehen, als es keinen Raum mehr gab für einen Bismarck neben einem Herrscher, der, auf sich selbst gestellt, alle Ehre der That und des Erfolges für sich in Anspruch nehmen wollte. Daß aber die Trennung in Formen geschah, die noch heute in dem Herzen

des Patrioten Bekümmernis erwecken, daß der Entlassene, ohne eine Antwort zu finden, später die Frage stellen konnte: „Warum hat der Kaiser, wenn er meiner überdrüssig war, es mir nicht früher gesagt? Ich hätte mir einen guten Abgang bereitet", daß die Vorgänge der Märztage sich mit einer Hast, mit einer Eilfertigkeit abspielten, die nicht im Einklang stehen wollten mit dem, was der Entlassene dem Volke, was er der Welt bedeuten mußte, das ist es, was die Überzeugung überall erweckte, der klare Blick des Kaisers sei getrübt worden durch Einflüsse, die von außen her auf ihn hereindrangen, durch Gerüchte, durch Intriguen, durch jenes geschäftige Treiben, das noch immer wahrgenommen wurde, wenn die Zeichen der Zeit den nahenden Sturz eines Mächtigen künden. Wir fühlen es und es ist von den Besten ausgesprochen worden, daß niemals eine härtere Belastungsprobe gemacht worden ist auf das monarchische Empfinden des deutschen Volkes, als damals, da wir von dem frühen Besuch des Kaisers im Hause seines Kanzlers und von den erregten Worten hörten, die zwischen ihnen fielen, als wir vernahmen, wie die Königsboten zu dem greisen Staatsmann eilten, ihn zu drängen, daß er endlich sich von seinem Werke scheide. Nur so konnte es geschehen, daß selbst dort, wo sonst der Name Bismarck hoch im Werte stand, in späteren Tagen, als der Amtlose das Gewicht seiner Weisheit und seiner Erfahrung selbstlos in den Dienst seines Volkes stellte, sein Handeln zurückgeführt wurde auf persönliche Verstimmung und kleinlichen Groll, daß man in dem klaren Spiegel Flecken zu erblicken glaubte, die man doch nur im eigenen Auge trug. So kam es auch, daß vom ersten Tage an in dem Verhältnis zwischen dem Kaiserschloß und dem schlichten Waldsitz, dessen Dach fortan das Haupt des großen Kanzlers beschirmen sollte, sich eine Reizbarkeit geltend zu machen schien, die stets von neuem zu unwillkommenen Episoden führte. In Gnaden war Fürst Bismarck entlassen, reiche Ehren häufte der Kaiser auf den Scheitel des Scheidenden, und doch hat schon bald und immer wieder die Sonne unter dichtem Gewölk sich ver-

borgen. Das bittere Wort vom „Begräbnis erster Klasse", das Wort „Mir giebt man beim Leben die Ehren des Todes, mich begräbt man wie Marlborough", fand in den Herzen ein erschütterndes Echo. Fürst Bismarck hat keinen Zweifel daran gelassen, daß er nicht freiwillig ging, er hat sich auch geweigert, die formelle Verantwortung für seinen Abschied zu übernehmen, er wollte nicht freiwillig gehen, sondern entlassen sein. Denn die gewaltige Reihe seiner Thaten durfte in ihm das Bewußtsein erwecken, daß sein Scheiden nicht ohne ernste Folgen sein werde für die Entwicklung des Reiches. Und er schied schweren Herzens, nicht nur, weil in ihm der Wille zur Macht lebte, sondern auch weil er noch Herr war der alten Thatkraft, die einst das Reich schuf, des energischen Willens, der das Errungene festhielt. Er hätte gern, so sprach er zu den Düsseldorfern, die Bürde des Amtes noch weiter getragen, er habe gehofft, bis an sein Lebensende in der bisherigen Weise dem Vaterlande dienen zu können. Und vor dem Freunde klagt er: „Meine Trompete giebt keinen Ton mehr, sie ist durchschossen." Es liegt eine tiefe Tragik darin, daß er, der sich kräftig fühlte, noch Großes zu vollbringen, fortan dem Schauplatz der Thaten fern bleiben mußte. Und er wußte, daß es keine Rückkehr gab. Zwar sprach er es als das leitende Motiv für den Rest seiner Tage aus: „Wenn es irgend einmal meinem Vaterlande beliebte, mich zu rufen, und ich nützlich erscheine, so werde ich, solange meine Kräfte es erlauben, jedem Aufruf entsprechen und auch ohnedies, wo ich kann, dem Vaterlande dienen." Aber schon im April des Trennungsjahres lehnte er jeden Zweifel an die Endgültigkeit seines Rücktritts ab mit den Worten: „O, es ist aus, ganz aus, mehr als Sie glauben, mehr als Sie jemals ahnen können." Und einem Anderen erwiderte er: „Ja, es ist eine definitive Ruhe; mein offizielles Leben ist beendet", und mit leichter Selbstironie fügte er hinzu: „Nun werde ich Zeit haben für einige der Erholungen, die ich dreißig Jahre hindurch vernachlässigt habe. Ruhe ist gut, noch besser ist die Gewißheit, daß ich nicht wieder meine

Wohnung zu wechseln haben werde. Glauben Sie nicht, daß es hohe Zeit für mich ist, etwas Amusement und einige sociale Vergnügungen zu genießen?"

Es war ein Gebot des Selbstgefühls, das in ihm den Gedanken der Rückkehr erstickte, auch dem willigen Patrioten wäre der preußische Edelmann in den Weg getreten.

Und dennoch konnte die Leidenschaft sich nicht plötzlich in Resignation verwandeln. „Wer da lebt, die Erde zu gestalten, kann drauf nicht lang' und tiefe Ruhe halten." Er hätte ja rasten können von seinen Thaten, sein Name würde durch die fernste Geschichte leuchten auch dann, wenn er, des Errungenen froh, nicht mehr rüstigen Anteil genommen hätte an den Ereignissen. Aber es duldete ihn nicht, weil er ein schöpferischer Geist war, der nach Thaten verlangte, weil sein stürmisches Temperament sich nicht einengen lassen wollte, auch nicht in goldene Fesseln. Was er geschaffen, war ein Teil von ihm selbst, er war mit seinem Werke verwachsen durch tausend Fäden, untrennbar und unzerreißbar. Das Amt mochte seiner nicht mehr bedürfen, aber das Volk verlangte nach ihm. Und so entfaltet sich vor unseren Augen das grandiose Bild der letzten Lebensjahre Bismarcks, da er, seines Amtes beraubt, doch unermüdlich im Kampfe stand, bis er, wie er es einst gehofft, im Dienste des Vaterlandes vom Sonnenlichte schied. Er hat dem Volke und seinem Kaiser nicht um Lohn, auch nicht um den Lohn seiner Liebe gedient, sondern bereitwillig gab er die Gunst der Zeitgenossen hin für den Segen der Zukunft. Die Geschichte muß, wenn sie von Bismarck spricht, auch sein Gewissen berücksichtigen.

Es ist menschliche Art, das Genie mit Eifersucht, vielleicht auch mit Neid, stets aber mit Mißtrauen zu betrachten, das Empfinden der ewig Mittelmäßigen auch auf den Unbegriffenen zu übertragen. Als Bismarck Deutschlands heimlicher Kanzler wurde, als er unermüdlich lehrte und mahnte, unbekümmert um Undank und Verkennen, da waren mit den Übelwollenden auch die

Philister einig, daß nur der Haß gegen den Kaiser ihn zu seinen Thaten entflamme, daß er, der nur das Heuchlergewand der Königstreue getragen, sich rächen wolle für seine Entlassung. Und doch ist in all den Kundgebungen, in denen Fürst Bismarck aussprach, was er meinte, nicht ein unehrerbietiges Wort gegen den Monarchen gefallen, wohl aber tritt stets mit voller Deutlichkeit das Bestreben hervor, ihn in Schutz zu nehmen gegen die Anklagen allzu beflissener Tadler. Wie er im Hause nie anders von dem Kaiser sprach als von „unserem jungen Herrn", so hat er es peinlich vermieden, Stellung zu nehmen zu allen Äußerungen des Herrschers, die nicht den Stempel der ministeriellen Verantwortung trugen. Selbst die Rede an die Brandenburger rief ihn nicht auf den Plan, jene Rede, die, gegen die Nörgler gerichtet und sich steigernd zu der Mahnung an die Unzufriedenen, den Boden der Heimat zu verlassen, mit hämischem Eifer aufgefaßt wurde als eine schroffe Lossagung von dem Herrn des Sachsenwaldes. Wo immer er zu Deputationen und Vereinen, auf Bahnhöfen oder von der Veranda seines Landsitzes sprach, stets und selbst in den bittersten Zeiten wurde der Name des Monarchen von ihm nur respektvoll genannt; in keinem Artikel, der sich auf ihn zurückführen läßt, erklang ein anderer Ton. Hat er doch, in den Reichstag gewählt, von seinem Rechte niemals Gebrauch gemacht, damit er auch den Schein vermeide, als ob seine Opposition nicht gegen die Minister, sondern gegen eine höhere Stelle gerichtet sei. „Eine solche Wirkung aber möchte ich thunlichst vermieden wissen, wenigstens so lange, als mein Gewissen, meine patriotische Überzeugung es irgend gestatten. Wie lange dies der Fall sein wird, vermag ich nicht zu sagen; das wird von den Verhältnissen, vom Gange der Ereignisse abhängen." Die Vorsehung hat es gut mit dem deutschen Volke gemeint, daß sie den Ereignissen eine andere Richtung gab.

Unvergeßlich ist jene Reichstagsrede aus dem Jahre 1882, in der gegen den Fürsten Bismarck der schwere Vorwurf erhoben wurde, daß er die Verantwortlichkeit der höchsten Staatsbeamten

decken wolle durch die unverantwortliche Person des Königs: „Habe ich nicht seit 1869 kämpfend auf der Bresche gestanden? Habe ich nicht das Königtum gedeckt, nicht bloß mit meinen körperlichen, sondern auch mit meinen geistigen Leistungen, über die ich zu verfügen habe? Da waren sehr wenige, die bereit waren, diese Deckung des Königtums zu übernehmen. Wenn Sie auf diese Zeit zurückblicken, da sollten Sie mir doch nicht solche Vorwürfe ins Gesicht werfen, als wenn je eine Feigheit im Dienste meines Herrn für meine Handlungen maßgebend gewesen wäre! Die Unwahrheit, die Ungerechtigkeit muß Ihnen doch die Röte auf die Stirn treiben, wenn Sie mir das ins Gesicht werfen!“ Wer hat ein Recht, ihn, der stets vor dem Königtume stand, der es deckte mit Leib, Leben und Ehre, der schmählichsten Feigheit zu zeihen, jener Feigheit, die hinter dem Schutzwall hervor den Pfeil gegen die unbewehrte Brust seines Souveräns entsendet? Wie er in der denkwürdigen Stunde, da er zuerst zu Wilhelm I. gerufen wurde, die Antwort gab, daß er stets, wenn er mit dem Könige verschiedener Meinung wäre, seine Ansicht unumwunden und auf die Gefahr der königlichen Ungnade hin zu jeder Zeit äußern werde, wie er stets das Strebertum haßte, das den Freimut ersetzte durch dienstwilligen Gehorsam, so wäre er auch, als ihm das Amt genommen war, dem Enkel seines greisen Königs, wenn die Pflicht es gebot, nur mit der Waffe der Wahrhaftigkeit entgegengetreten. Aber ein treuer Hüter der Verfassung, hat er nicht nur sie äußerlich gewahrt, sondern auch innerlich festgehalten, sich völlig in sie hineingelebt. War er gezwungen, der Politik seiner Nachfolger entgegen zu treten, so galt sein Degenstoß den Kommissaren des Kaisers, nicht aber jener Krone, der er durch die Arbeit seines Lebens den hellsten Glanz verlieh. Er war kein Hamlet, der auf Polonius den Stahl zückte, wenn er den König treffen wollte. Den Willen des Fürsten Bismarck, der jede andere Auffassung energisch zurückwies, haben wir zu respektieren: das Wort sie sollen lassen stahn. Heute ist ja Bismarck tot, er ist dem Hader

und dem kleinlichen Groll der Parteien entrückt, und die Sorge darf schlafen, daß er wiederkehre. Heute dürfen auch die Gegner auf jene arglistige Taktik verzichten, die durch die Entstellung der Wahrheit den Zwist schüren wollte zwischen dem Kaiser und seinem einstigen Kanzler.

Gewiß, am häuslichen Herde, den Vertrauten gegenüber, war zuweilen in den ersten Tagen der Erbitterung ein scharfes Wort gefallen, wenn die Leidenschaft sich erhob bei der Erinnerung an manches Geschehen. Aber stets blieb er der alte preußische Edelmann, der die Treue auch im Gehorsam sucht. Denn er hat im Grunde seines Herzens den Kaiser geliebt wie seinen Sohn, er hat Großes, ja das Größte von ihm erhofft. „Ich wäre im Unglück der letzte Bediente meines kaiserlichen Herrn gewesen, aber ich habe nicht gelernt, mich zu bücken," so sagte er einmal dem vertrauten Journalisten. Das „Schach dem Kaiser" ist niemals erklungen. „Der König steht außerhalb jeder Kritik, gegen ihn richtet sich keine Äußerung von mir und ich bitte Sie wie alle Besucher, die öffentlich für meine politische Anschauung eintreten, die Person des Kaisers soviel nur möglich aus dem Spiel zu lassen, jedenfalls aber sie in keiner Weise anzutasten. Schändlich, wenn man mir etwas zutraut, was Reich und Kaiser zu Schaden bringt. Er ist und bleibt mein Kaiser."

Der Tag, der die Pforte hinter Bismarcks amtlichen Thaten schloß, hat zugleich den Blick eröffnet in eine neue, gewaltige Zeit. Der Stein, der von den Baumeistern verworfen worden war, ist zum Eckstein geworden, Fürst Bismarck blieb des Volkes Berater in Freude und Leid. Wer in der Ordnung der Welt nicht ein loses Gefüge zufälliger Willkür erblickt, sondern dem großen Gedanken des ewig Zweckmäßigen nachsinnt, der wird auch erkennen, daß die weltgeschichtliche Aufgabe dieses Mannes noch nicht an jenem Tage gelöst und beendet war, da das Steuer seinen arbeitsgewohnten, treuen Händen entglitt. Es hieße den Weltengeist meistern, der einst einen Jeden nach seinem Pfunde fragt,

hätte man gefordert, daß die ungemeine Kraft, die sich in dem großen Staatsmann verkörperte, daß die lodernde Flamme, die in ihm lebte, erstickt wurde an dem Tage der Entlassung. Die Kleinen der Menschheit mögen so handeln, wie es der zweite Kanzler that; der Genius kennt nur selbstgeschaffene Gesetze und er folgt ihnen, auch wenn die Mittelmäßigkeit ihm das eigene Wesen als Muster und Richtschnur empfiehlt. Ein Bismarck, der ruhig den Geschicken sich beugte, der auch nur in der Stunde der Ermattung sich der Verantwortung für die Geschicke seines Volkes als ledig ansah, der die Tage der sinkenden Sonne des Lebens still auf seinem Landgut verträumte, der hätte sich und seinem Wesen, seiner Vergangenheit und seinen Thaten widersprochen. Nur ein Mann, der anders war als die Wanderer auf der Heerstraße des Gewöhnlichen, konnte schaffen, was ihm die deutsche Welt verdankt: So mußte er auch anders sein als all' die Kleinen, auch in den Jahren des Alters. Und so wurde die Geschichte Bismarcks in acht Jahren die Geschichte eines leidenschaftlichen Kampfes für das Bestehen seines Werkes, so zog die Tragik in sein Leben ein. Was der Geschichtsschreiber vom Freiherrn von Stein gesagt hat: „Er sieht sich von den meisten seiner täglichen Genossen verlassen, die ihre amtliche Thätigkeit und Aufmerksamkeit seinem Nachfolger, wer er auch sei, zuwenden; und die Schlechtesten unter denen, welche der Macht am nächsten stehen, suchen sich dieser durch absichtliche Kälte gegen alles und jeden, der der niedergehenden Sonne angehört, zu empfehlen. Ja, das Geschmeiß befällt den toten Löwen“ — dieses bittere Wort galt auch vom Fürsten Bismarck. Aber die Stunde blieb nicht aus, in der die Sonne das Gewölk durchbrach, und an der Pforte, die am Ende seines Weges hinüber führt in das Jenseits, wird trauernd mit seinem Volke der Kaiser stehen.

Zweites Kapitel.

Seine Entlassung.

Wo ruhen die ersten Wurzeln der Verstimmung, die zuletzt emporkeimen sollten zu einem Konflikt von welterschütternder Bedeutung? Wo ist zuerst der Gedanke emporgetaucht, daß es eine Trennung geben könne zwischen dem Enkel Wilhelms I. und seinem treuesten Diener? Solche Entschlüsse erwachen nicht plötzlich, sie müssen sich langsam in die Seele senken, sie wachsen empor und reifen spät. Erst eine Reihe von Mißverständnissen und entgegengesetzten Meinungen konnte die innere Lossagung heraufführen, der die äußere Trennung folgen mußte. Gewiß, diese Trennung war psychologisch notwendig, sie ergab sich aus dem Gegensatz der Temperamente und aus der Thatenlust des Monarchen, aus dem Gefühl der auf ihm ruhenden persönlichen Verantwortung vor Gott und aus der Unbeugsamkeit des Kanzlers. Das Neue stieß mit dem Alten zusammen, der Idealismus der Jugend mit der sorglichen Erfahrung dessen, der durch den Erdensturm geschritten war. Auch der Sonnenkönig Ludwig wollte sich eine eigene Welt erschaffen.

Die ersten feinen Wurzeln der Verstimmung haben in einer unscheinbaren Thatsache geruht. Das emsige Bestreben des Kaisers, aus eigener Kenntnis einzudringen bis in die kleinsten Adern des staatlichen Lebens, hatte in ihm das Verlangen geweckt, auch in nebensächlichen Fragen sich nicht mit den Referaten seines Kanzlers

zu begnügen, nicht nur den Vortrag von Auszügen zu fordern, sondern sich das gesamte Material, die vollständigen Akten vorlesen zu lassen. Eine jüngere Kraft, die nicht zerrieben war durch namenlose Kämpfe, konnte solchem Wunsche genügen; Fürst Bismarck aber fühlte, wenn er vor seinem Kaiser stand, um in langdauerndem Vortrag ihm Aufklärungen zu schaffen, daß die Last, die sein Scheitel trug, zu drückend wurde, und in ehrerbietigen Vorstellungen suchte er sich der allzu mühevollen Aufgabe zu entziehen. Indem er die Luft Berlins mit der Zurückgezogenheit seines Landgutes vertauschte, schuf er zugleich seinem jungen Herrscher die Möglichkeit, seine Kräfte selbständig zu entfalten, während doch gleichzeitig der Gang der Geschäfte auch nicht um Stunden verlangsamt wurde. Nicht ein Ruhebedürfnis, nicht der Zustand seiner Gesundheit haben Fürst Bismarck in die Einsamkeit seines Waldes getrieben, sondern ein vornehmer Takt, und nicht aus freiem Entschluß hatte er die Dauer seines Fernseins verlängert, sondern er folgte der stets erneuten Mahnung seines Kaisers. Immer wieder trafen bei ihm freundliche Bitten ein, seine Gesundheit zu schonen und sich durch die Sorgen um die Politik in seiner Erholung nicht stören zu lassen.

Aber ehe er noch Berlin verließ, im Oktober 1889, war bereits die erste sachliche Differenz zwischen den beiden einst so eng verbundenen Männern zu Tage getreten. Fürst Bismarck hatte stets das Hauptgewicht seiner Mühen auf die Erhaltung freundschaftlicher Beziehungen zu Rußland gelegt. Die ernstesten Kapitel seiner „Gedanken und Erinnerungen“ sind diesem Ziele gewidmet. Wenn er dennoch der zweiten Reise des Kaisers nach Rußland widerstrebte, so geschah es in genauer Kenntnis des Charakters Alexanders III. und in dem Bewußtsein, daß in der internationalen Politik auch aus der Überschwenglichkeit des Gefühls Gefahren erwachsen. Kaiser Wilhelm wiederum hatte volles Vertrauen zu der Sieghaftigkeit seiner Persönlichkeit, und er lebte der Hoffnung, daß die Verdichtung der freundschaftlichen Beziehungen

zwischen den Regenten auch einen entscheidenden Einfluß ausüben müsse auf die Gestaltung der Politik. Vielleicht ist es ihm damals noch entgangen, daß der Volksjubel unter Fahnen und Guirlanden oft nur der Ausfluß der Augenblicksstimmung ist, daß aber der Werkeltag ein anderes, nüchtern-graues Antlitz zeigt. Vom Lehrter Bahnhof aus ist Fürst Bismarck, als der Zar sich von seinem erlauchten Gastfreunde verabschiedet hatte, gemeinsam mit dem Kaiser bis nach den Linden gefahren. Auf dieser Fahrt teilte der Monarch seinem Ratgeber mit, daß er im nächsten Jahre den Besuch in Rußland erneuern werde. Fürst Bismarck widerriet, und als der Kaiser seine Gründe hören wollte, wies er vor allem auf die persönlichen Gesinnungen des Zaren gegen seinen kaiserlichen Herrn hin, die ein solches Entgegenkommen nicht als empfehlenswert erscheinen ließen. Auf die Frage, woraus er dies schließe, wies der Kanzler weiter auf vertrauliche Briefe hin, die er neben den offiziellen Berichten aus St. Petersburg empfange. Auf die energische Forderung des Kaisers, sie vorzulegen, unterbreitete sie Fürst Bismarck seinem Herrn. Der zweite Besuch ist dennoch erfolgt. Daß seine Wirkung für die Gestaltung des Verhältnisses zwischen Deutschland und Rußland nicht günstig war, haben die Festtage von Kronstadt und Toulon nur allzu bald bewiesen, sie haben auch gezeigt, daß Bismarck recht gehabt, als er die vorsichtigste Behandlung Rußlands und vor allem der dynastischen Beziehungen empfahl.

Aber noch hatte sich Kaiser Wilhelm innerlich nicht von seinem Kanzler gelöst. Unter den mächtigen Eindrücken seiner Orientreise mochte der Unmut entschwinden. Die zahlreichen Kundgebungen persönlicher Art, die vom Goldenen Horne her und von den klassischen Stätten der Antike an den Fürsten Bismarck ergingen, zeugen von dem Bedürfnis, den fernen Freund teilnehmen zu lassen an all den Freuden und Wonnen der Wunderfahrt. So lautet eines der Telegramme: „Nach einem Aufenthalt, der einem Traume glich und welcher durch die frei-

gebigste Gastfreundschaft des Großherrn zu einem paradiesischen gemacht wurde, passiere ich soeben bei schönstem Wetter die Dardanellen", und wenige Tage darauf ein anderes Telegramm von Korfu: „Vorzügliche Fahrt von Stambul bis hierher. Wetter prachtvoll. Farbeneffekt und Beleuchtungen an Land und auf See in ungekannter Schönheit gesehen. Klarheit gestern so stark, daß sämtliche drei Spitzen und zwischenliegendes Festland des Peleponnes auf einmal zu übersehen, was sonst noch nicht vorgekommen. Alle wohl." Und hat der Glückwunsch, den beim Jahreswechsel der Kanzler aus dem Kaiserschloß erhielt, einen anderen Geist geatmet? Schloß er nicht, indem er die Fortschritte des letzten Jahres rühmte, mit den Worten: „Ich weiß sehr wohl, welch reicher Anteil an diesen Erfolgen Ihrer aufopfernden und schaffensfreudigen Thatkraft gebührt, und bitte Gott, er möge mir in meinem schweren und verantwortungsvollen Herrscherberufe Ihren treuen und erprobten Rat noch viele Jahre erhalten" —?

Neue und ernstere Differenzen mußten eintreten, um den Bruch herbeizuführen, und mit peinlicher Geschwindigkeit haben sich jetzt die Ereignisse entwickelt. Darum mußte von Anbeginn der Verdacht sich erheben, daß die Keime der Unzufriedenheit im Herzen des Kaisers gepflegt wurden von anderen Händen, daß es Dritten gelang, in kluger Berechnung der kaiserlichen Empfindlichkeiten den leichten Riß zu einer tiefen, niemals mehr überschrittenen Kluft zu erweitern. Dieser Verdacht hat später reichliche Nahrung erhalten; er war kein Produkt der Mißstimmung des Entlassenen, sondern er war begründet auf ernsthaften Thatsachen. So hat sicherlich der Einfluß seines Erziehers Hinzpeter, so haben ehrgeizige Neigungen einzelner Minister, so der Wunsch der hochkirchlichen Tories, den Monarchen für ihre Pläne zu gewinnen, so die Enttäuschung von Diplomaten und Beamten, die nicht die ersehnte Förderung fanden, sich mit der parteipolitischen Intrigue vereint, um Verstimmungen zu verstärken und neue

Gegensätze zu schaffen. Klar und bestimmt hieß es im September 1891 in dem publizistischen Organ des Fürsten: „Dem Kanzler wurde das Aushalten wesentlich erschwert durch die Bestrebungen Anderer, sich zwischen ihn und den Kaiser zu schieben und dem Kaiser näher zu treten, als ihm der Kanzler stand, der nach der Verfassung der alleinige Ratgeber des Kaisers und dem preußischen Staat für die Gesamtpolitik vorzugsweise verantwortliche Ministerpräsident war. Diese Zwischenschiebungen waren es zunächst, welche die Haltbarkeit der verfassungsmäßigen Stellung des Reichskanzlers beeinträchtigten, sie fanden von mannigfachen Seiten her statt: von militärischer Seite, von Privatleuten, welche das Ohr des Kaisers suchten, von Kollegen des Kanzlers, von konservativen Fraktionsführern und auch von höheren Stellen aus. Am wirksamsten waren die Beziehungen, welche Kollegen des Kanzlers und der Umgebung des letzteren, unter Bekämpfung seiner Politik und unter Benutzung ihres amtlichen Zutritts zur höchsten Stelle erlangten." Das Feld, auf dem sich diese Bestrebungen zunächst zusammenfanden, die Stelle, an der sie einsetzten, um den Monarchen in einen prinzipiellen Gegensatz zu seinem ersten Ratgeber zu stellen, war auf dem Gebiete der Socialpolitik und mit der falsch gestellten Frage gegeben, ob der drohende Sturm der Socialdemokratie durch Reform oder durch Repression zu wehren sei. Denn das Problem, das an der Scheidegrenze des Jahres 1890 die gesamte innere Politik des Deutschen Reiches beherrschte, war verknüpft mit dem Schicksal des Socialistengesetzes. Schon der Empfang der streikenden Bergleute aus dem rheinisch-westfälischen Kohlenbezirk, mehr aber noch die Aufnahme, die der Deputation der Arbeitgeber zu teil wurde, konnten den Beweis erbringen, daß Kaiser Wilhelm geneigt war, an die Möglichkeit einer Versöhnung der Gegensätze zu glauben. Auch für Bismarck handelte es sich nicht ausschließlich um eine Frage der Gewalt. Widerwillig erkannte es sogar der „Vorwärts" nach seinem Tode an, daß „ohne den überragenden Einfluß des Fürsten die socialpolitischen

Vorlagen vielleicht ganz zum Scheitern gekommen wären.“ In Wahrheit hat Fürst Bismarck stets und mit voller Berechtigung den Anspruch darauf erhoben, der Urheber der socialen Reform zu sein. Aber er sah auch ein, daß der Kampf der Klassen niemals aufhören wird, daß solcher Versuch dasselbe bedeute, wie das Problem der Quadratur des Kreises. Ihm galt als das erste Erfordernis einer Regierung die Energie: „Zuweilen besteht das echte Wohlwollen darin, Blut zu vergießen, das Blut einer aufrührerischen Minorität zur Verteidigung der ruheliebenden und dem Gesetze gehorchenden Majorität. Eine Regierung muß konsequent sein. Die Festigkeit, ja sogar die Härte einer herrschenden Macht ist eine Bürgschaft des Friedens, sowohl nach außen wie nach innen.“ Solche Auffassung mußte in hartem Widerstreit stehen zu jenen Tendenzen, die das allgemeine Glück und die Versöhnung aller Gegensätze auf dem Wege des Entgegenkommens, der Güte und Liebenswürdigkeit herauf zu führen glaubten. Indem Fürst Bismarck das Amt des Handelsministers seinem Kaiser zur Verfügung stellte, wurde der Welt das erste Zeichen des heimlichen bestehenden Gegensatzes geboten.

Die Gruppe, die auf socialpolitischem Gebiete die Neigungen des Kaisers stärkte, bestand aus seinem früheren Erzieher, Herrn Hintzpeter, aus dem Grafen Douglas, aus den Herren von Heyden, Dr. Güßfeldt und anderen, und frühzeitig gesellte sich ihnen der frühere Oberpräsident von Berlepsch hinzu. Sicherlich waren die Bestrebungen der Mehrzahl dieser Männer nicht von der Tendenz getragen, den Sturz des Fürsten Bismarck zu betreiben. Sie waren mit Ausnahme des früheren rheinischen Oberpräsidenten wohl nur socialpolitische Dilettanten, Schwärmer, die das in der Studierstube Ersonnene in das reale Leben zu übertragen gedachten, die vor allem willig und bereit waren, dem Kaiser in seinem volksbeglückenden Bemühen zur Seite zu stehen. Fürst Bismarck hat später einmal mit bitterer Satire von der „Verhintzpeterung des Hofes“ gesprochen und die um den einstigen Lehrer

des Kaisers versammelte Gruppe als ein Kuratorium bezeichnet, das dem Herrn von Böttticher zur Lieferung von Ideen zur Seite gesetzt worden sei. Die große Überraschung vom 24. Januar dürfte in dieser Gruppe ihre Vorbereitung gefunden haben, und nicht ohne Interesse ist es, daß, wie der Fürst später erzählte, einer der Sachverständigen, der Maler von Heyden, persönlich erklärt hat, er habe die socialen Fragen nicht selbst studiert, sondern fuße auf den Erzählungen eines alten Malers, der sonst in den Ateliers Priester und Bettler darstelle.

Einen anderen Charakter allerdings trugen die Bestrebungen der Männer, die Fürst Bismarck später wiederholt als Lebbinsche Konventikel bezeichnet hat. Ähnlich wie einst in den Roonschen Konventikeln, die sehr zum Mißfallen des Kriegsministers in seinem Hause stattfanden, begegneten sich bei der Frau von Lebbin, der Witwe des mit der „Reichsglocke“ einst eng liierten vortragenden Rates im Ministerium des Innern, einer Verwandten der Herren von Brandt und von Simson, hochkonservative und klerikale Bestrebungen, die gegen den mächtigen Kanzler gerichtet waren. Hier haben sich auch die Herren von Caprivi und Windthorst getroffen, hier fand sich neben unzufriedenen Militärs und Hofbeamten auch der Socius Bleichröders, Herr Schwabach, ein und wurde huldreich aufgenommen. Darum glaubte Fürst Bismarck in diesem Zirkel auch die Wurzeln der gegen ihn in Umlauf gesetzten und bis vor den Kaiser getragenen Verleumdungen zu erblicken, und von dem einen oder dem anderen unter den Habitués dieses Hauses meinte er wohl, sei das Märchen von seiner Trunksucht und von seinem Morphinismus ersonnen worden, der so stark ausgeartet sei, daß er bereits den Zusammenhang seiner Gedanken verloren habe. Daß diese Bezichtigungen vor dem Kaiser gegen den abwesenden Staatsmann mit dem vollen Anschein ihrer Erhärtung durch Augenzeugen erhoben worden sind, steht historisch fest. Denn der Monarch hat es für notwendig gehalten, den Hausarzt des Fürsten Bismarck zu berufen, um sich von der Grundlosigkeit

der Sache zu überzeugen. Die Antwort des derben bayerischen Arztes ließ allerdings an Klarheit nichts zu wünschen übrig: „Majestät, das ist eine elende Verleumdung, und ich kenne die, von denen sie ausgeht.“ Der Weg, den dieses Gerücht zurückgelegt hatte, führte in seinen letzten Stationen von einem dem Kanzler amtlich nahestehenden Minister zum Großherzog von Baden, der es seinem erlauchten Neffen zur Prüfung mitgeteilt hat.

So wurde auch von Leuten, die mit dem Kanzler dienstlich zu verkehren hatten, an maßgebender Stelle der Eindruck hervorgerufen, daß er fest entschlossen sei, unter allen Umständen seine Demission zu geben, während umgekehrt dem Fürsten versichert wurde, der Kaiser wolle sich um jeden Preis von ihm trennen und stehe bereits mit seinem Nachfolger in Verhandlung. Es ist in der That eine der bedrückendsten Erscheinungen in der Geschichte der verhängnisvollen Zeit, daß man mit so niedrigen Mitteln den hohen Sinn des jungen Kaisers zu täuschen suchte, um ihn für die Zwecke der eigenen Selbstsucht zu gewinnen.

Nicht ohne Bedeutung ist es, daß der Name des Mannes, der des ersten Kanzlers Nachfolger werden sollte, in einer gewissen Verbindung mit jenen Bestrebungen hervortritt, die seinen Sturz zum Ziele haben sollten, wie es mehr als symbolisch ist, daß er vereint erscheint mit dem Namen des Welfenführers Windthorst. Es ist durch den Fürsten Bismarck selbst einst festgestellt worden, daß der zweite Kanzler seit langem für ihn nur ein geringes Wohlwollen hegte. Schon in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre kam eines Tages der verstorbene Feldmarschall von Manteuffel zum Fürsten Bismarck und legte ihm die Frage vor: „Was haben Sie mit dem General Caprivi?“ Auf die Antwort des Fürsten, daß zwischen ihm und dem damals im Kriegsministerium thätigen Offizier nicht das Geringste vorliege, erwiderte der Feldmarschall, Caprivi habe ihn gebeten, seinen Einfluß beim Könige gegen den Fürsten Bismarck geltend zu machen, da dieser ein Feind der Armee sei. „Wie ich darüber denke,“ fügte Manteuffel hinzu, „wissen

Sie; ich weiß am besten, was die Armee Ihnen zu verdanken hat, und deshalb teile ich Ihnen die Sache mit. Aber wissen möchte ich, was Caprivi gegen Sie hat." Fürst Bismarck hat später, als es sich im Jahre 1881 um die Ernennung Caprivis zum Chef der Admiralität handelte, rückhaltlos seine Zustimmung gegeben. Der General hat in dieser Stellung vielfach im Hause des Kanzlers verkehrt. Als jedoch der Ehrgeiz Caprivis sich darauf richtete, an die Spitze des Kriegsministeriums oder des Generalstabes zu treten, da scheiterte dieser Wunsch an dem Widerspruch des Grafen Moltke.

Als Fürst Bismarck am 24. Januar seinen Aufenthalt in Friedrichsruh abschloß, und auf eine orientierende Depesche seines ältesten Sohnes hin in die Reichshauptstadt zurückkehrte, hatte sich die Situation in mehr als einer Richtung zugespitzt. Die Tage des „Kartell-Reichstags" waren gezählt, er stand vor seiner letzten und schwierigsten Aufgabe, der Entscheidung über die Frage, ob der Regierung die in dem Socialistengesetz gebotene Waffe von neuem anvertraut werden solle oder nicht. Die Vorlage hatte eine Reihe von Verschärfungen gefordert: berufsmäßige Agitatoren sollten aus einzelnen Bezirken ausgewiesen, socialistische Zeitungen nach zweimaliger Verwarnung für immer verboten werden können. Im Ministerrat war die Vorlage trotz der Bedenken einzelner Ressortchefs einstimmig angenommen worden, und sie hatte auch die Billigung des Kaisers erhalten. Da aber der Kanzler schon hier erkannt hatte, daß der Monarch mit seinen Anschauungen nicht mehr im vollen Einklang sich befinde, so sah er sich die Möglichkeit abgeschnitten, seine Überzeugung während der ersten Lesungen im Reichstag zu vertreten. Schon vor seiner Rückkehr aber hatte die Reichstagskommission alle Neuerungen des Gesetzes abgelehnt und sie fand auch die Zustimmung des Plenums, während hier allerdings die Mehrheit beschloß, dem Gesetze dauernde Gültigkeit zu verleihen. Am Vorabend der dritten Lesung traf nun Fürst Bismarck in Berlin ein, und sofort fand unter seinem Vorsitz eine S i t z u n g d e s S t a a t s m i n i s t e r i u m s statt.

Die Differenzen, die schon hier zu Tage traten, waren lediglich taktischer, nicht aber sachlicher Art. Der Reichskanzler war der Meinung, daß die Regierung nicht eher eine endgültige Stellung gegenüber den Beschlüssen des Reichstags wählen dürfe, als bis auch in der dritten Lesung die Entscheidung gefallen wäre. Acceptiere man schon jetzt das verstümmelte Gesetz, so sei der Vorwurf berechtigt, daß die Regierungen mehr gefordert hätten, als sie brauchten. Erst nach der dritten Lesung könne man erklären, daß man versuchen wolle, trotz der Abschwächungen mit dem Gesetze auszukommen. Fürst Bismarck hatte eben Jahrzehnte hindurch gegen die Neigung von Kommissarien und Ministern gekämpft, auf Grund von Kommissionsverhandlungen oder auf Grund von Coulisseneinflüssen der Fraktionsführer die eigene Vorlage zu ändern oder abzuschwächen, und er hielt daran fest, daß man die Flagge nicht ohne Plenarbeschluß streichen dürfe. Wohl aber war er dafür, das Socialistengesetz, auch wenn die Ausweisungsbefugnis gestrichen wurde, seinerseits zu acceptieren. Zu einer Vertretung seiner Anschauungen im Parlamente ist Fürst Bismarck aber auch jetzt nicht mehr gelangt, die Ereignisse des 24. Januar brachten ihm noch eine Reihe von Aufklärungen, die ihm mit voller Sicherheit zeigten, daß die Notwendigkeit seines Rücktritts heraufgekommen sei. Die Vorgänge nahmen einen dramatischen Charakter an.

Von dem Ministerrat begab sich der Kanzler zum Kaiser, um ihm seinen Wunsch vorzutragen, von der Leitung des Handelsministeriums entbunden zu werden. Unmittelbar darauf aber fand ein Kronrat statt unter dem Vorsitz des Kaisers. Hier wurden plötzlich von Herrn von Bötticher die beiden bekannten Erlasse über den Arbeiterschutz vorgetragen. In ihnen wurde verheißen, daß neben dem weiteren Ausbau der Arbeitergesetzgebung auch die bestehenden Vorschriften über die Verhältnisse der Fabrikarbeiter geprüft werden sollten. Es sei eine Aufgabe der Staatsgewalt, die Zeit, die Dauer und die Art der Arbeit so zu regeln, daß die Erhaltung der Gesundheit, die Gebote der Sittlichkeit, die wirt-

schaftlichen Bedürfnisse der Arbeiter und ihr Anspruch auf gesetzliche Gleichberechtigung gewahrt blieben. Über dieses Ziel hinaus wurden auch gesetzliche Bestimmungen über die Formen in Aussicht gestellt, in denen die Arbeiter an der Regelung gemeinsamer Angelegenheit beteiligt und zur Wahrnehmung ihrer Interessen bei Verhandlungen mit den Arbeitgebern und den Organen der Regierung befähigt werden. Durch eine solche Einrichtung sollte den Arbeitern der freie und friedliche Ausdruck ihrer Wünsche und Beschwerden ermöglicht und den Staatsbehörden Gelegenheit gegeben werden, sich über die Verhältnisse der Arbeiter fortlaufend zu unterrichten und mit ihnen in Fühlung zu bleiben.

Fürst Bismarck wurde, obgleich er über die Neigung seines kaiserlichen Herrn unterrichtet war, den Arbeiterschutz weit über die von Wilhelm I. gezogenen Grenzen auszudehnen, durch die Verlesung der Erlasse auf das Höchste überrascht. In hohem Maße mußte es ihn auch befremden, daß gerade Herr von Bötticher, sein Amanuensis, der lediglich die Politik des Kanzlers zu vertreten hatte, für die Erlasse gewissermaßen die Verantwortung übernahm. Von dieser Minute an wuchs in ihm die Überzeugung, daß Herr von Bötticher gegen ihn ein doppeltes Spiel gespielt habe, und er war auch nur allzu sehr geneigt, den Besuch, den ihm Herr von Bötticher am 7. Januar in Friedrichsruh gemacht hatte, auf das Bestreben zurückzuführen, ihn möglichst lange vom Kampfplatz fern zu halten. Zunächst jedoch suchte Fürst Bismarck in ehrerbietiger aber gründlicher Weise die Bedenken zu entwickeln, die er gegen den Inhalt der kaiserlichen Kundgebung hegte. Er ging vor allem von der Ansicht aus, daß durch das Eingreifen in die Autonomie des Arbeiters weder diesem noch dem Staate ein wahrhafter Nutzen gebracht werden könne. Das schöne Ziel der Beschränkung der Sonntags-, der Frauen- und Kinderarbeit schien auch ihm erstrebenswert; aber solange nicht nachgewiesen sei, wie die Millionen, die dem Arbeiterstande durch diese Beschränkung an Arbeitslohn entzogen werden, anderweitig beschafft

werden können, ohne daß die Konkurrenzfähigkeit der Industrie und der Staat darunter leiden, glaube er auf diesem Wege nur so weit vorgehen zu dürfen, als durch die allerdringendste Notwendigkeit erheischt wird. Vor allem aber glaubte der Kanzler nicht, daß man durch ein Paktieren mit der Begehrlichkeit der Arbeiter zur Sicherung des socialen Friedens gelangen könne. Die Ansicht des Kaisers, daß die Erlasse einen außerordentlich günstigen Einfluß auf die bevorstehenden Wahlen ausüben würden, und daß die Zahl der für die Socialdemokraten abgegebenen Stimmen einen starken Rückgang erfahren werde, konnte Fürst Bismarck gleichfalls nicht teilen. Jede Konzession den socialistischen Forderungen gegenüber, so äußerte er sich kurz nach seiner Entlassung, gleiche dem Tribut, den die Niederschotten den Hochschotten zahlten, damit sie von ihren Räubereien verschont blieben. Für die Erlasse vom 17. November 1881, die sein eigenstes Werk seien, trete er durchaus ein; die Grenzlinie zwischen der ersten Botschaft und den Erlassen liege aber genau da, wo der Zwang anfängt.

Der Kaiser blieb trotz dieser Ausführungen des leitenden Staatsmannes bei seinem Entschluß, die Erlasse zu veröffentlichen, er mochte außerdem schon damals mit der Preisgabe des Socialistengesetzes rechnen. Die Umsturzvorlage und das sogenannte „Zuchthausgesetz" haben später bewiesen, daß die Nachfolger Bismarcks mit Recht es bereuten, den Warnungen des Meisters nicht gefolgt zu sein. Und ebenso hat die Behandlung, die man auf socialdemokratischer Seite den Erlassen angedeihen ließ, es gezeigt, daß die erhoffte Zufriedenheit in der Arbeiterpartei trotz aller Konzessionen keine Stätte fand. Und siehe, fünf Jahre später, es war wiederum im Februar, da mußte Herr von Berlepsch im Reichstag erklären:

„Die Regierung muß bedenken, ob sie nicht genötigt ist, sich bei ihrer socialpolitischen Gesetzgebung zu fragen, inwieweit ihre Maßnahmen zur Stärkung der socialdemokratischen Agitatoren

beitragen, und so erklärt es sich auch, daß in den Bestrebungen zu Gunsten der Arbeiter allerdings eine Verzögerung eingetreten ist. Doch ist dies nicht darauf zurückzuführen, daß das sociale Königtum kapituliert habe vor den Interessen der Arbeitgeber, oder daß die Regierung ein Commis des Unternehmertums ist, sondern darauf, daß jede Maßnahme, mag sie noch so wohlthätig sein für die Arbeiter, von der socialdemokratischen Agitation vergiftet wird bis in ihre äußerste Wurzel. Daß das die Regierung zu Bedenken veranlaßt und sie stets zögern macht, ob sie nicht etwa dieser Vergiftungsweise Vorschub leistet, das ist doch ein begreiflicher Standpunkt. Die zu Gunsten der Arbeiter erlassenen Gesetze, wie die Versicherungsgesetze, das Gewerbegerichtsgesetz &c., wurden von der socialdemokratischen Parteileitung nicht begrüßt, weil sie glaubt, daß der Arbeiterschaft damit genutzt wird, sondern lediglich darum, weil die socialdemokratische Agitation der Meinung ist, daß sie in der Verwaltung der Krankenkasse u. s. w. ein geeignetes Mittel findet, ihre Agitation zu stärken. So liegt die Sache. Also nochmals kurz: Nicht der Umstand, daß die Regierung sich in den Dienst der Unternehmer stellt, hält die Regierung davon ab, schneller vorzugehen, sondern lediglich die Vorsicht, kein Gesetz zu machen, ehe nicht geprüft ist, ob die socialdemokratische Agitation dadurch nicht etwa gestärkt und in die Lage versetzt wird, ihr Gift weiter in die Arbeiterkreise zu werfen."

Fürst Bismarck, der in dieser Frage auch von den sämtlichen Ministern verlassen wurde, obwohl er in ihnen noch wenige Monate zuvor die willigen Vertreter seiner Anschauungen gefunden hatte, setzte es wenigstens durch, daß ihm der Entwurf zur Durcharbeitung übergeben wurde. Ging doch der Wunsch des Kaisers ursprünglich dahin, den Erlaß, dem Fürst Bismarck noch eine besonders schwunghafte Sprache verleihen sollte, noch vor seinem Geburtstage fertig zu stellen, den Bundesrat in der Nacht zusammen zu rufen und das Dokument am nächsten Tage dem Reichstag in der Form einer Botschaft zu übermitteln. Vom Kanzler stammte auch die An-

regung, den preußischen Staatsrat sowie eine internationale Konferenz einzuberufen, um die Nützlichkeit und Ausführbarkeit der neuen Pläne zu prüfen.

Fürst Bismarck hat den Gedanken der internationalen Konferenz den Februar-Erlassen des Kaisers hinzugefügt, um, wie er später sagte, etwas Wasser in den brausenden Wein zu gießen, und um doch einen Versuch zu machen, der fremden Industrie wenigstens einen Teil der Lasten aufzuerlegen, denen die deutsche Industrie zum Besten der Arbeiter unterworfen werden sollte; es war ein für die Erhaltung der deutschen Konkurrenzfähigkeit unternommener Schritt. Und auch von dem Staatsrat nahm er an, daß er seinem Votum eine Stütze bieten werde. Den Vorwurf, den man ihm später gemacht hat, daß er seinen Rat in dieser Richtung nur erteilt habe, um einen Wunsch seines kaiserlichen Herrn zu durchkreuzen, und daß ein treuer Diener nicht so handeln dürfe, wies er mit schlagenden Argumenten zurück: „Wenn ein leitender Minister glaubt," so führte er aus, „daß die Allerhöchsten Entschließungen dem Landesinteresse nicht entsprechen, so ist er seinerseits verpflichtet, den ihm verfassungsmäßig zustehenden Einfluß auf die Krone dahin geltend zu machen, daß die Ausführung der Entschließungen unterbleibe. Der Minister handelt pflichtwidrig, wenn er anders verfährt; er leistet dem Monarchen und dem Lande den treuesten Dienst dadurch, daß er seine Meinung mit Nachdruck und Entschiedenheit vertritt. Wenn der Minister meint, daß die Wege, die sein Herr zu gehen entschlossen ist, gefährliche Wege seien, so ist er amtlich und vor seinem Gewissen verpflichtet, dies offen auszusprechen. Man dient seinem Herrn am besten, indem man ihn warnt, sich in Gefahr zu begeben. Gelingt es dem Minister nicht, den Monarchen von der Bedenklichkeit der geplanten Maßregel zu überzeugen, so ist er noch nicht ohne weiteres berechtigt, die Dinge ihren Lauf nehmen zu lassen und eventuell um seinen Abschied zu bitten. Er hat dann den Versuch zu machen, seine abweichende Überzeugung durch andere Personen und Instanzen,

die das Vertrauen des Monarchen in der fraglichen Angelegenheit vielleicht mehr besitzen, als der leitende verantwortliche Minister, der Krone gegenüber vertreten zu lassen. Die Nächstberufenen hierzu sind die übrigen Minister. Hat er auch hiermit keinen Erfolg, und rechtfertigt es die Sache, so handelt er im Landesinteresse, wenn er den Monarchen anregt, vor der Ausführung seiner Entschließungen eine gutachtliche Beurteilung durch sachverständige Autoritäten, die nicht Minister sind, herbeizuführen."

In dieser Lage dürfte sich Fürst Bismarck dem Kaiser gegenüber in Sachen der auf die Arbeiterfragen bezüglichen Erlasse befunden haben. Die Meinung des Monarchen war eine andere wie die seines Kanzlers; die übrigen Minister aber mochten ihre Ansichten geändert oder sie aus naheliegenden Gründen zurückgedrängt haben. So blieb als letzter Rat zur Wahrung dessen, was der Kanzler in diesem Falle als salus publica erkannte, nur der Vorschlag zur Berufung des Staatsrats und der internationalen Konferenz übrig. Wenn diese Beratungskörperschaften den auf sie gesetzten Hoffnungen nicht entsprochen haben, so beweist das höchstens, daß der frühere Reichskanzler in seinen Voraussetzungen eine Enttäuschung erfuhr, die ihn als Menschenkenner irre machen konnte. In Wahrheit aber kann man vom Standpunkte des Patrioten nur den Wunsch hegen, daß das Beispiel, das Fürst Bismarck gerade in jener harten Stunde der Entscheidung gab, eifrige Nachfolge fand. Vielleicht wäre dann in den späteren Jahren nicht gar so oft das Wort von der Rückgratlosigkeit der Minister in der öffentlichen Diskussion zu vernehmen gewesen.

„Die Erlasse," so äußerte Fürst Bismarck bald nach seinem Rücktritt zu einem Besucher, „waren seit langem eine Lieblingsidee des Kaisers; Hinzpeter, Douglas und andere — kurz solche, die nicht im Dienste waren — haben mit Seiner Majestät darüber Beratungen gehalten. Der Kaiser versprach sich von den Erlassen Erfolg bei den Wahlen. Mir wurde eine Redaktion gezeigt, die weitgehender war als diejenige, welche erschienen ist. Ich war prinzipiell gegen die Erlasse; sollten sie aber durchaus erscheinen — der Kaiser bestand darauf —, so wollte ich meine Redaktion durchsetzen und schrieb die Erlasse in der jetzigen Form nieder — als Diener des Kaisers. Die Redaktion rührt

also von mir her. Ich habe keinen Kollegen zugezogen. Ich fügte noch die internationale Konferenz ein; ich dachte, sie sollte gleichsam ein Sieb sein, eine gewisse Hemmung des humanen, arbeiterfreundlichen Elan unseres Herrn. Ich glaubte, diese Konferenz würde sich gegen allzu große Begehrlichkeit der Arbeiter aussprechen, gleichsam Wasser in den Wein gießen. Aber selbst diese geringen Erwartungen sind enttäuscht worden. Die Ergebnisse der Konferenz sind gleich Null. Es hatte keiner den Mut zu widersprechen, auf die Gefahren aufmerksam zu machen. Die ganze Konferenz ist eine einzige Phraseologie; nicht eine Frage hat sie praktisch gelöst. Überhaupt, es ist Illusion, den Arbeiterschutz international machen zu wollen. Jeder Staat steht doch schließlich für die Interessen seiner Industrie. .... Ich glaubte übrigens damals immer noch, daß der Staatsrat die Erlasse nicht billigen würde. Da aber auch der Staatsrat zustimmte, gingen sie durch — ohne mein Votum, ohne meine Gegenzeichnung." —

Noch vor der endgültigen Veröffentlichung der Erlasse hat Fürst Bismarck den Kaiser gebeten, sie in das Feuer werfen zu dürfen. Aber seine Vorstellungen fanden auch in wiederholten Konferenzen kein Gehör. So wurden die beiden Dokumente am 4. Februar der Öffentlichkeit übergeben.

Aber die Vorgänge, die sich alsbald nach der Rückkehr des Kanzlers in Berlin abspielten, die Überzeugung, daß ihm das Vertrauen seines Monarchen nicht mehr gehöre, hatte in dem Fürsten Bismarck die Überzeugung schon am Anfang des Februars gefestigt, daß eine Trennung notwendig sei. Schon damals wurde zwischen ihm und dem Kaiser ein Programm vereinbart, nach dem sein Ausscheiden stufenweise vorbereitet werden sollte. Es bestand die Absicht, daß Fürst Bismarck Reichskanzler, sein Sohn Graf Herbert Auswärtiger Minister, Herr von Caprivi aber preußischer Ministerpräsident werden sollte; diese Teilung sollte vorläufig und versuchsweise bis zu den nächsten Reichstagswahlen bestehen bleiben. Fürst Bismarck hatte dem Kaiser den General von Caprivi, auf den die Wahl des Monarchen schon von anderer Seite gelenkt worden war, als Vorsitzenden des preußischen Kabinetts in Vorschlag gebracht, weil er in ihm für den Fall, daß ein innerer Kampf im Staatsinteresse unvermeidlich war, den Mann sah, der den liberalisierenden Einflüssen im Ministerium die Spitze bieten

konnte. Als Fürst Bismarck den Namen Caprivi dem Kaiser nannte, wußte er es allerdings noch nicht, daß bereits am 1. Februar sein späterer Nachfolger in das Schloß gerufen worden war, und er wußte ebensowenig davon, daß Herr von Caprivi sich der besonderen Protektion des Welfenführers Windthorst erfreute. Von der Verhandlung zwischen dem Kaiser und dem Herrn von Caprivi wurde dem Fürsten Bismarck keine Mitteilung gemacht. Erst später wurde es bekannt, daß der Kaiser in der Audienz zu dem General gesagt habe: „Ich habe Sie kommen lassen, um Ihnen zu sagen, daß Sie sich für alle Fälle bereit halten müssen. Über kurz oder lang wird der Reichskanzlerposten vakant. Ich habe Sie zum Nachfolger Bismarcks designiert. Mein Großvater hat bereits Sie als solchen mir bezeichnet, nämlich für den Fall des Todes Bismarcks. Es scheint aber, daß ich mich früher von ihm trennen muß. Er ist meinem Vorgehen in der Arbeiterfrage so abgeneigt und bequemt sich demselben so schwer an, daß unsere Wege nicht lange mehr werden zusammengehen können.“

Inzwischen hatten die socialpolitischen Gegner des Fürsten Bismarck durch das Schicksal, das dem Socialistengesetze durch den Reichstag bereitet wurde, eine wesentliche Rückenstärkung erfahren. Es ist wohl das wunderlichste Ereignis in dem gesamten parlamentarischen Leben Deutschlands gewesen, daß eine Mehrheit, die in den wesentlichsten Punkten über eine Vorlage vollkommen einig ist, in letzter Stunde eben diese Vorlage vollständig zum Scheitern bringt. Der Drahtzieher in dieser merkwürdigen Komödie ist der konservative Führer Herr von Helldorf gewesen, den später, als die Handelsverträge vom Reichstag kritiklos angenommen wurden, das verdiente Schicksal des allgemeinen Mißtrauens ereilt hat. Allerdings war die Situation auch dadurch erschwert, daß Fürst Bismarck selbst jetzt vor der entscheidenden Abstimmung im Reichstag nicht das Wort ergreifen konnte, weil er mit Sicherheit wußte, daß er nicht von der Zustimmung seines kaiserlichen Herrn getragen werde. In der zweiten Lesung hatten die Konservativen

für die Vorlage in vollem Umfange gestimmt und sich bereit erklärt, das Gesetz auch abgeschwächt anzunehmen, wenn die Regierung ihre Zustimmung zu erkennen gebe. Fürst Bismarck schwieg, und die Rechte, beeinflußt durch Herrn von Helldorf, der den Anschein zu erwecken wußte, daß er der Dolmetsch der Ansichten des Fürsten Bismarck sei, lehnte in Gemeinschaft mit der Linken und dem Centrum das ganze Gesetz ab, so daß nunmehr ein vollkommenes Vacuum eintrat. Wäre die konservative Partei in jenen verhängnisvollen Tagen sich der Tragweite ihres seltsamen Vorgehens vollkommen bewußt gewesen, wäre sie nicht in den Irrtum versetzt worden, dem Kanzler einen Dienst zu erweisen, während sie doch mithalf, ihm das Grab zu schaufeln, so wäre den Gegnern des Fürsten Bismarck die schärfste Waffe entwunden worden. Nach dem Fall des Socialistengesetzes war der Staatsrat, selbst wenn er zur Opposition geneigt gewesen wäre, vor ein Dilemma gestellt, das er nicht anders als durch seine Zustimmung zu den Erlassen zu lösen vermochte. Die Thronrede, mit der nach der Abstimmung der Reichstag geschlossen wurde und die kein Wort des Tadels über jenen Schritt des Reichstags enthielt, war bereits nicht mehr das Werk Bismarcks, sondern entstammte der Feder eines der Epigonen. In der Presse erklang immer lauter der Ruf „Fort mit Bismarck!“ und in den Wahlkampf trat das deutsche Bürgertum geschwächt und entmutigt durch das Bewußtsein, daß zwischen dem Kaiser und seinem Kanzler eine unausfüllbare Kluft bestehe. Als Sieger auf dem Plane erschienen die Herren Windthorst, Richter und Grillenberger.

An den Sitzungen des Staatsrats, der das Programm für die Beratung der Internationalen Konferenz aufstellte, nahm Fürst Bismarck nur passiv teil. Der Kaiser aber erklärte voll stolzer Zuversicht: „Die Socialdemokratie überlassen Sie mir. Mit der werde ich ganz allein fertig werden.“ Von den Lippen des Kaisers tönte auch dem Kanzler das Wort entgegen: „Ich werde in der Arbeiterfrage meinen Weg gehen, mit Ihnen oder ohne Sie.“

An dem Tage, an dem ohne die Gegenzeichnung des Fürsten Bismarck die Erlasse erschienen, hatte in seinem Heim eine parlamentarische Zusammenkunft stattgefunden, an der auch der Kaiser teil nahm. Hier bemerkte der Kanzler einer Gruppe von Gästen gegenüber, daß er die Last der Jahre immer mehr fühle und dem Gedanken gern praktische Folge geben möchte, die preußischen Angelegenheiten jüngeren Kräften anzuvertrauen. Er fügte hinzu: „Der Kaiser hat mich ja ganz gern, aber imponieren kann ich ihm nicht; versuchen Sie einmal, ob Sie es können.“ Schon am Vormittag hatte eine Unterredung stattgefunden, in deren Verlauf der Kanzler seinen kaiserlichen Herrn fragte: „Bin ich Eurer Majestät im Wege?“ Hier erfuhr er auch zum erstenmal einen Tadel darüber, daß er den Ministern verboten habe, Immediatberichte einzureichen: „Ich will durchaus, daß meine Minister sich mir persönlich vorstellen.“

Es war in den Schicksalsbüchern nicht bestimmt, daß die Trennung zwischen den beiden Männern, die dem Herzen des deutschen Volkes am nächsten standen, sich in der schonenden und versöhnlichen Weise vollzog, wie sie Fürst Bismarck selbst vorgeschlagen hatte. Für den Mai oder Juni war der Termin festgesetzt worden, an dem der Rücktritt Bismarcks von allen Ämtern sich vollzogen haben sollte. Eine Reihe von durchschlagenden Gründen hatte ihn bestimmt, diesen Weg seinem jungen Herrn in Vorschlag zu bringen, Gründe, die nur zu einem Teil auf dem Felde der inneren Politik lagen, während sie zum anderen Teil geboten waren durch die Rücksicht auf das Ausland und auf den ungeheuren Verlust, den die Autorität der deutschen Staatsleitung mit dem Scheiden des Fürsten Bismarck erleiden mußte.

Der Wunsch des Kaisers, seine socialen Ideen zur Erfüllung zu bringen, und die Abneigung des Fürsten Bismarck, ihm auf diesem Wege seinen Beistand zu leisten, erweckte in dem Monarchen das Bedürfnis, mit den Männern seines Vertrauens in direkte Verbindung zu treten. Ein Staatsmann wiederum wie der erste

Reichskanzler mußte mit Recht besorgt sein, daß auf diesem Wege jede Einheitlichkeit in der Regierung verschwinde. Nicht ohne Grund ist der Verkehr der Staatssekretäre mit dem Kaiser durch die Verfassung und das Stellvertretungsgesetz definitiv geregelt worden. Für die preußischen Minister war dies bereits im Jahre 1852 der Fall und die Stellung des Ministerpräsidenten hat dauernd auf der in diesem Jahre erlassenen Kabinettsordre beruht. Ihr Wortlaut ist folgender gewesen:

„Ich finde es nötig, daß dem Ministerpräsidenten mehr als bisher eine allgemeine Übersicht über die verschiedenen Zweige der inneren Verwaltung und dadurch die Möglichkeit gewährt werde, die notwendige Einigkeit darin, seiner Stellung gemäß, aufrecht zu erhalten und Mir über alle wichtigen Verwaltungsmaßregeln auf Mein Erfordern Auskunft zu geben. Zu dem Ende bestimme Ich: 1. Über alle Verwaltungsmaßregeln von Wichtigkeit, die nicht schon nach den bestehenden Vorschriften einer vorgängigen Beschlußnahme des Staatsministeriums bedürfen, hat sich der betreffende Departementschef vorher, mündlich oder schriftlich, mit dem Ministerpräsidenten zu verständigen. Letzterem steht es frei, nach seinem Ermessen eine Beratung der Sache im Staatsministerium, auch nach Befinden eine Berichterstattung darüber an Mich zu veranlassen. 2. Wenn es zu Verwaltungsmaßregeln der angegebenen Art, nach den bestehenden Grundsätzen, meiner Genehmigung bedarf, so ist der erforderliche Bericht vorher dem Ministerpräsidenten mitzuteilen, welcher denselben mit seinen etwaigen Bemerkungen Mir vorzulegen hat. 3. Wenn ein Verwaltungschef sich bewogen fühlt, Mir in Angelegenheiten seines Ressorts unmittelbar Vortrag zu halten, so hat er den Ministerpräsidenten davon zeitig vorher in Kenntnis zu setzen, damit derselbe, wenn er es nötig findet, solchen Vorträgen beiwohnen kann. Die regelmäßigen Immediatvorträge des Kriegsministers bleiben von dieser Bestimmung ausgeschlossen. Charlottenburg, den 8. September 1852. gez. Friedrich Wilhelm. gegengez. Manteuffel."

Diese Kabinettsordre, die den Hauptgegenstand der von dem Fürsten bei seiner Entlassung eingereichten Denkschrift bildet, verbietet keineswegs den Verkehr der Minister mit dem Monarchen; sie bestimmt lediglich, daß der Ministerpräsident von allen Vorgängen in Kenntnis gesetzt, und daß nicht ohne sein Zuthun die Leitung des Ministeriums dem Monarchen gegenüber von einem seiner Kollegen in die Hand genommen werde. Auch hier hat die Folgezeit bewiesen, daß Fürst Bismarck richtig geurteilt hat. Denn

schon im Jahre 1892 erklärte Graf Eulenburg im preußischen Landtag: „Daß die Aufgabe des preußischen Ministerpräsidenten nicht bloß darin bestehe, die Verantwortung zu leiten und die Stimmen zu zählen, bedarf, glaube ich, keines Beweises; es ist die Aufgabe des Vorsitzenden des preußischen Staatsministeriums, für einen gleichmäßigen und in gleicher Richtung sich bewegenden Gang der Staatsgeschäfte zu sorgen und das Gesamtministerium, wo es nötig ist, zu repräsentieren.“ Kaiser Wilhelm aber glaubte, nur im direkten Verkehr mit den einzelnen Ministern die Ressorts mit seinem Geiste beleben und mit seinen Absichten erfüllen zu können. So sah sich Fürst Bismarck genötigt, die Existenz der Ordre dem neuen Handelsminister von Berlepsch ausdrücklich in Erinnerung zu bringen und vor allem bei dem Kaiser wegen des Verkehrs des Herrn von Böttticher vorstellig zu werden. War doch gerade dieser Mann unzweifelhaft verpflichtet, die Ansichten des Kanzlers und namentlich seine amtliche Instruktion sowohl dem Kaiser gegenüber wie im Reichstage nach besten Kräften zu vertreten. Herr von Bötticher hat seine Stellung anders aufgefaßt, und die Verleihung des Schwarzen Adlerordens konnte nicht dazu dienen, ihn von seinem Irrtum zu heilen.

Ehe jedoch die Auseinandersetzung zwischen dem Kaiser und dem Fürsten Bismarck stattfand, trat ein Zwischenfall ein, der die bestehende Krise auf das Äußerste verschärfen mußte. Am 12. März erschien beim Fürsten Bismarck sein Bankier, Herr von Bleichröder, um ihm im Auftrage Windthorsts die Bitte vorzutragen, dem Centrumsführer eine Unterredung zu gewähren. So erstaunt der Kanzler auch war über eine Anfrage, die er für vollständig überflüssig hielt, da er grundsätzlich jedem Parlamentarier Zutritt gewährte, so ging er doch ohne Arg auf den Antrag ein. Man hat hieran die Verdächtigung geknüpft, daß Bleichröder einen besonders tiefgehenden Einfluß auf den Kanzler ausgeübt habe. Das ist nie der Fall gewesen: der Berliner Bankier war für ihn nie etwas anderes als sein Buchhalter. Charakteristisch ist

folgende Äußerung, die Fürst Bismarck nach seiner Entlassung that: „Stöcker und seine Leute haben mir öfter am Zeuge flicken wollen und haben mir namentlich mein Verhältnis zum Bankier Bleichröder vorgeworfen. Ich weiß, was ich von Bleichröder als Mensch und von seinen Söhnen zu halten habe, ich weiß alles und billige nicht alles; aber seine Tochter ist eine Frau von vornehmer Gesinnung und Geist. Für mich selbst war Bleichröder mein Bankier, der einen Teil meiner Finanzen verwaltete. Es ist erlogen, daß ich ihm wichtige Mitteilungen politischer Natur gemacht habe, damit er solchergestalt bessere Geschäfte für sich und mich machen könne. Wahr ist aber, daß mir Bleichröder im Jahre 1866 die Mittel zur Kriegführung, die uns niemand verschaffen wollte, beschaffte. Das war eine That, für welche ich dem Manne zu Dank verpflichtet war. Als anständiger Mann lasse ich mir auch von einem Juden nicht nachsagen, daß ich ihn gebraucht und ihn dann für geleistete Dienste verachtet habe."

Es steht historisch fest, daß die Initiative zu der verhängnisvollen Unterredung von Herrn Windthorst ausging. Als Herr von Bleichröder von dem Fürsten vorgelassen wurde, und den Welfenführer meldete, stand dieser bereits draußen. Manche Umstände sprechen dafür, daß der Wahl gerade dieser Vermittelung besondere, auch heute noch ungeklärte Absichten zu Grunde lagen. Ein gewisses Mißtrauen hat Fürst Bismarck späterhin auch gegen seinen Bankier nicht mehr unterdrücken können, wie er andererseits überzeugt war, daß ihm mit dieser Unterredung eine Falle gestellt werden sollte. Denn unmittelbar nach ihrer Beendigung wurde dem Kaiser durch Herrn von Bötticher von der Konferenz Mitteilung gemacht, und da er selbst nicht Zeuge des Gesprächs gewesen ist, so ist es nur natürlich, daß der Inhalt in wesentlich veränderter Form an das Ohr des Kaisers gelangte. So fehlte der Zusatz, daß die Vermittelung nicht vom Fürsten Bismarck, sondern von dem Welfenführer nachgesucht worden war. Thatsächlich wäre sonst die Erregung, in der später der Kaiser auf den

Besuch des Herrn Windthorst zurückkam, wenig verständlich gewesen, zumal da sich die Unterhaltung zum großen Teil um gleichgültige Dinge drehte, nachdem die Anerbietungen des Welfenführers, die auf die Herstellung der vor 1870 auf kirchlichem Boden bestehenden Zustände zielten, vom Kanzler rundweg abgelehnt worden waren. Herr von Böttiche sowohl wie Windthorst und der Compagnon des Herrn von Bleichröder waren Teilnehmer an den Zirkeln der Frau von Lebbin.

Die Unterredung des Herrn Windthorst mit dem Fürsten Bismarck, die einen Zeitraum von beinahe anderthalb Stunden in Anspruch nahm, gab dem Fürsten Bismarck noch in einer zweiten Richtung Anlaß zum Erstaunen. Als sich das Gespräch nämlich der herrschenden Kanzlerkrise zuwandte, da empfahl der greise Parlamentarier dringend, die Nachfolge einem General zu übertragen, und als der Kanzler auf diesen Gesichtspunkt einging, empfahl jener weiterhin in erster Linie den General von Caprivi, der sich durch parteilose und sachliche Haltung während seiner Leitung der Marine im Reichstage und im Lande ein großes Ansehen verschafft hatte. Da Fürst Bismarck weder ihm noch Anderen von der Äußerung, die er einst gegenüber dem Kaiser gethan, Mitteilung gemacht hatte, und da andererseits auch der Monarch schwerlich die kleine Excellenz zum Vertrauten erwählt und in seine Pläne eingeweiht hat, so liegt die Vermutung nahe, daß Herr von Caprivi im eigentlichen Sinne der Kandidat des Centrums gewesen sei. Fürst Bismarck hat später seinen Eindruck aus dieser Episode zusammengefaßt in den Worten: „Ich bin überzeugt, daß Windthorst viel dazu beigetragen hat, die Trennung Seiner Majestät von mir herbeizuführen.“

Am 15. März frühmorgens um 10 Uhr fuhr der Wagen des Kaisers beim Reichskanzlerpalais in der Wilhelmstraße vor. Fürst Bismarck, den seine Gewohnheit der Nachtarbeit noch auf seinem Ruhelager gebannt hielt, warf sich sofort in seine militärische Kleidung und trat vor seinen kaiserlichen Herrn. Hier entwickelte

sich das dramatisch außerordentlich zugespitzte Gespräch, das die beiden Männer für alle Zeiten innerlich entfremden sollte. Erst nach Jahren hat Fürst Bismarck diese Stunde und ihre Erlebnisse hinreichend überwunden, um ihrer in voller Ruhe zu gedenken. Aber noch ein Jahr nachher hat er die Geschichte dieser Stunde nicht erzählen können, ohne daß seine blauen Augen in tiefer Erregung blitzten und ohne daß dunkle Wolken über seine Stirn dahinflogen. Kaiser Wilhelm befand sich schon zu Beginn des Gesprächs augenscheinlich unter dem Einfluß von Mitteilungen, in denen das, was geschehen war, ihm unter wesentlichen Entstellungen zugetragen war. Zürnend verlangte zunächst der Monarch Auskunft darüber, was die Unterhaltung mit Windthorst zu bedeuten hatte, und obwohl der Kanzler betonte, daß es sich nur um eine private Besprechung gehandelt habe, verlangte doch der Kaiser, daß er von den Verhandlungen seines Kanzlers mit parlamentarischen Führern vorher in Kenntnis gesetzt werde. Diesen Anspruch wies Bismarck mit der Erklärung zurück, er lasse seinen Verkehr mit Abgeordneten keiner Kontrolle unterwerfen und über seine Schwelle niemanden gebieten. „Auch nicht, wenn ich es Ihnen als Souverän befehle?“ rief der Kaiser in großer Erregung. „Auch dann nicht,“ erwiderte Bismarck, und er fügte hinzu, nur infolge eines Versprechens an Kaiser Wilhelm I., einst seinem Enkel zu dienen, sei er im Amte geblieben. Er sei aber, wenn er dem Kaiser unbequem wäre, gern bereit, sich zurückzuziehen. Den anderen Gegenstand des Gespräches hat die Kabinettsordre vom Jahre 1852 gebildet. Fürst Bismarck hielt auch hier mit voller Bestimmtheit an seinem Standpunkte fest, und auch hier stellte der Kaiser den Fürsten vor die Alternative, entweder die Ordre preiszugeben, oder aber zu gehen. Da Bismarck zum Nachgeben in dieser für seine Beziehungen zum Kaiser übrigens auch symptomatischen Frage sich nicht bereit erklären konnte, so mußte auch hier der vollständige Bruch die Folge sein. Die Unterredung endete mit einer Aufforderung des Kaisers, persönlich im Schlosse zu

erscheinen, um ihm Vortrag zu halten über die Frage seiner Entlassung, eine Aufforderung, deren Ablehnung der greise Kanzler mit seinem Alter und seiner Gesundheit begründete.

Am Morgen des 17. März erschien im Palais des Reichskanzlers der Chef des Militärkabinetts General von Hahnke, der als der Erste dem Fürsten die amtliche und uneingeschränkte Aufforderung zum Rücktritt überbrachte und von ihm die Einreichung des Abschiedsgesuches forderte. Fürst Bismarck entgegnete, daß er nicht glaube, die Verantwortlichkeit für die Einreichung seines Abschiedsgesuches im gegenwärtigen Augenblick übernehmen zu können; im übrigen stehe es ja Seiner Majestät frei, ihm den Abschied zu jeder Minute auch ohne Gesuch zu erteilen. Es sei ihm unmöglich, seine politische Laufbahn mit einem Akte zu beschließen, den er unter den gegenwärtigen Umständen für ein vaterländisches Unglück halten müsse. Um drei Uhr desselben Tages fand ein Ministerrat statt. Auch hier stellte Fürst Bismarck seinen Rücktritt noch nicht als unerschütterlich fest. Er war dazu um so mehr berechtigt, als er selbst entschlossen war, seinerseits die Initiative nicht zu ergreifen, und als ihm andererseits von seiten seines Souveräns die definitive Entlassung nicht zugegangen war.

Zugleich sprach es Fürst Bismarck offen aus, daß er seiner Meinung nach nicht mit der Rücksicht behandelt werde, auf die er nach seinem Alter und seiner Vergangenheit wohl glaube Anspruch erheben zu dürfen. Während der Verhandlung erklärten sich sämtliche Teilnehmer mit der Auffassung ihres Chefs über die Ordre des Jahres 1852 vollständig einverstanden. Sie alle aber haben später mit Ausnahme der Herren Scholz und Maybach ihre Auffassung geändert. Und auch nur diese beiden Männer gaben im weiteren Verlaufe den Entschluß kund, die Konsequenzen ihres Votums zu ziehen. Andererseits bemühte sich vor allem Herr von Verdy, den Kaiser darüber aufzuklären, daß er nur unter dem Zwange einer früheren Abmachung den Standpunkt des Fürsten Bismarck gebilligt habe. Auch jetzt erfuhr der Kaiser

„zufällig“ unmittelbar, nachdem die Sitzung aufgehoben worden war, den Inhalt der Verhandlungen und auch davon, daß die Minister beschlossen hatten, noch einmal in der Wohnung des Herrn von Bötticher zusammen zu kommen, um mit Hilfe weiterer Schritte den Kanzler im Amte zu erhalten. Als dann die Minister thatsächlich im Reichsamt des Innern sich zusammenfanden, erschien bei ihnen alsbald ein Flügeladjutant mit der Aufforderung, jeden weiteren Schritt zu unterlassen; des Kaisers Entschlüsse bezüglich des Fürsten Bismarck ständen fest. Und in der That erschien noch an demselben Abend der Chef des Civilkabinetts, Herr von Lucanus, als Königsbote in der Wohnung des Reichskanzlers, um ihm zu melden, daß der Monarch der Einsendung des Abschiedsgesuches noch im Laufe des Tages entgegensehe. Fürst Bismarck erwiderte, daß er dazu Zeit brauche; er sei bereit, seine schlichte Absetzung sofort zu unterzeichnen. Er sei es sich und der Geschichte schuldig, ausführlich zu begründen, warum er seine Entlassung erhalten habe. Herr von Lucanus überbrachte schon damals dem Fürsten die Mitteilung, daß der Kaiser beabsichtige, ihn zum Herzog von Lauenburg zu ernennen. Auch hier verhielt sich Fürst Bismarck durchaus ablehnend, indem er erklärte, daß ihm dieser Titel schon längst zugedacht gewesen sei, daß er sich aber nicht in der Lage befinde, die mit dieser Rangerhöhung verbundenen materiellen Ansprüche zu erfüllen. Mit voller Entschiedenheit aber wies es Fürst Bismarck zurück, die ihm vom Kaiser verheißene, durch den Reichstag zu beschließende Dotation von einer Million anzunehmen. Bereits am 18. und in der Nacht zum 19. März verfaßte Fürst Bismarck das denkwürdige Schriftstück, das man als sein Entlassungsgesuch bezeichnet. Es ist der Öffentlichkeit dauernd vorenthalten worden, vielleicht gerade, weil in den leitenden Kreisen das Gefühl herrschte, daß die sachlichen Darlegungen dieses Schriftstückes die Billigung des ganzen Volkes finden würden. Erst am Tage nach seinem Tode wurde das Dokument der Öffentlichkeit unterbreitet. Es hatte folgenden Wortlaut:

Berlin, am 18. März 1890.

Bei meinem ehrfurchtsvollen Vortrage vom 15. d. M. haben Eure Majestät mir befohlen, den Ordre-Entwurf vorzulegen, durch welchen die Allerhöchste Ordre vom 8. September 1852, welche die Stellung eines Ministerpräsidenten seinen Kollegen gegenüber regelte, außer Geltung gesetzt werden soll. Ich gestatte mir über die Genesis und Bedeutung dieser Ordre nachstehende alleruntertänigste Darlegung.

Für die Stellung eines „Präsidenten des Staatsministeriums" war zur Zeit des absoluten Königtums kein Bedürfnis vorhanden, und es wurde zuerst auf dem Vereinigten Landtage von 1847 durch die damaligen liberalen Abgeordneten (Mevissen) auf das Bedürfnis hingewiesen, verfassungsmäßige Zustände durch Ernennung eines „Premierministers" anzubahnen, dessen Aufgabe es sein würde, die Einheitlichkeit der Politik des verantwortlichen Gesamtministeriums zu übernehmen. Mit dem Jahre 1848 trat die konstitutionelle Gepflogenheit bei uns ins Leben und wurden „Präsidenten des Staatsministeriums" ernannt in Graf Arnim, Camphausen, Graf Brandenburg, Freiherr von Manteuffel, Fürst von Hohenzollern, nicht für ein Ressort, sondern für die Gesamtpolitik des Kabinetts, also der Gesamtheit der Ressorts. Die meisten dieser Herren kannten kein eigenes Ressort, sondern nur das Präsidium, so zuletzt vor meinem Eintritt der Fürst von Hohenzollern, der Minister von Auerswald, der Prinz von Hohenlohe. Aber es lag ihm ob, in dem Staatsministerium und dessen Beziehungen zum Monarchen diejenige Einigkeit und Stetigkeit zu erhalten, ohne welche eine ministerielle Verantwortlichkeit, wie sie das Wesen des Verfassungslebens bildet, nicht durchführbar ist. Das Verhältnis des Staatsministeriums und seiner einzelnen Mitglieder zu der neuen Institution des Ministerpräsidenten bedurfte sehr bald einer näheren, der Verfassung entsprechenden Regelung, wie sie im Einverständnis mit dem damaligen Staatsministerium durch die Ordre vom 8. September 1852 erfolgt ist. Diese Ordre ist seitdem entscheidend für die Stellung des Ministerpräsidenten zum Staatsministerium geblieben. Und sie allein gab dem Ministerpräsidenten die Autorität, welche es ihm ermöglicht, dasjenige Maß von Verantwortlichkeit für die Gesamtpolitik des Kabinetts zu übernehmen, welches ihm im Landtag und in der öffentlichen Meinung zugemutet wird. Wenn jeder einzelne Minister Allerhöchste Anordnungen extrahieren kann, ohne vorherige Verständigung mit seinen Kollegen, so ist eine einheitliche Politik, für welche jemand verantwortlich sein kann, nicht möglich. Keinem Minister, und namentlich nicht dem Ministerpräsidenten, bleibt die Möglichkeit, für die Gesamtpolitik des Kabinetts die verfassungsmäßige Verantwortlichkeit zu tragen. In der absoluten Monarchie war eine Bestimmung, wie sie die Ordre von 1852 enthält, entbehrlich und würde es noch heute sein, wenn wir zum Absolutismus, ohne ministerielle Verantwortlichkeit, zurückkehrten. Nach den zu Recht bestehenden verfassungsmäßigen Einrichtungen aber ist eine präsidiale Leitung des Ministerkollegiums

auf der Basis der Ordre von 1852 unentbehrlich. Hierüber sind, wie in der gestrigen Staatsministerialsitzung festgestellt wurde, meine sämtlichen Kollegen mit mir einverstanden, und auch darüber, daß auch jeder meiner Nachfolger im Ministerpräsidium die Verantwortlichkeit nicht würde tragen können, wenn ihm die Autorität, welche die Ordre von 1852 verleiht, mangelte. Bei jedem meiner Nachfolger wird dieses Bedürfnis noch stärker hervortreten als bei mir, weil ihm nicht sofort die Autorität zur Seite stehen wird, die mir ein langjähriges Präsidium und das Vertrauen der beiden hochseligen Kaiser bisher verliehen hat. Ich habe bisher niemals das Bedürfnis gehabt, mich einem Kollegen gegenüber auf die Ordre von 1852 ausdrücklich zu beziehen. Die Existenz derselben und die Gewißheit, daß ich das Vertrauen der beiden hochseligen Kaiser Wilhelm und Friedrich besaß, genügten, um meine Autorität im Kollegium sicher zu stellen. Diese Gewißheit ist heute aber weder für meine Kollegen noch für mich selbst vorhanden. Ich habe daher auf die Ordre vom Jahre 1852 zurückgreifen müssen, um die nötige Einheit im Dienste Eurer Majestät sicher zu stellen.

Aus vorstehenden Gründen bin ich außer stande, Eurer Majestät Befehl auszuführen, laut dessen ich die Aufhebung der vor kurzem von mir in Erinnerung gebrachten Ordre von 1852 selbst herbeiführen und kontrasignieren, trotzdem aber das Präsidium des Staatsministeriums weiter führen soll.

Nach den Mitteilungen, welche mir der General von Hahnke und der Geheime Kabinettsrat Lucanus gestern gemacht haben, kann ich nicht im Zweifel sein, daß Eure Majestät wissen und glauben, daß es für mich nicht möglich ist, die Ordre aufzuheben und doch Minister zu bleiben. Dennoch haben Eure Majestät den mir am fünfzehnten erteilten Befehl aufrecht erhalten und in Aussicht gestellt, mein dadurch notwendig werdendes Abschiedsgesuch zu genehmigen. Nach früheren Besprechungen, die ich mit Eurer Majestät über die Frage hatte, ob Allerhöchstderselben mein Verbleiben im Dienst unerwünscht sein würde, durfte ich annehmen, daß es Allerhöchstderselben genehm sein würde, wenn ich auf meine Stellungen in Allerhöchstdero preußischen Diensten verzichtete, im Reichsdienst aber bliebe. Ich habe mir bei näherer Prüfung dieser Frage erlaubt, auf einige bedenkliche Konsequenzen dieser Teilung meiner Ämter, namentlich hinsichtlich des kräftigen Auftretens des Kanzlers im Reichstage, in Ehrfurcht aufmerksam zu machen, und enthalte mich, alle Folgen, welche eine solche Scheidung zwischen Preußen und dem Reichskanzler haben würde, hier zu wiederholen. Eure Majestät geruhten darauf zu genehmigen, daß einstweilen alles beim alten bliebe. Wie ich aber die Ehre hatte, auseinanderzusetzen, ist es für mich nicht möglich, die Stellung eines Ministerpräsidenten beizubehalten, nachdem Eure Majestät für dieselbe die capitis diminutio wiederholt befohlen haben, welche in der Aufhebung der Ordre von 1852 liegt. Eure Majestät geruhten außerdem, bei meinem ehrfurchtsvollen Vortrage vom 15. d. M., mir bezüglich der Ausdehnung meiner dienstlichen Berechtigung Grenzen zu ziehen, welche mir nicht

das Maß der Beteiligung an den Staatsgeschäften, der Übersicht über letztere und der freien Bewegung in meinen ministeriellen Entschließungen und in meinem Verkehr mit dem Reichstage und seinen Mitgliedern lassen, deren ich zur Übernahme der verfassungsmäßigen Verantwortlichkeit für meine amtliche Thätigkeit bedarf. Aber auch, wenn es thunlich wäre, unsere auswärtige Politik unabhängig von der inneren und äußeren Reichspolitik so unabhängig von der preußischen zu betreiben, wie es der Fall sein würde, wenn der Reichskanzler der preußischen Politik ebenso unbeteiligt gegenüber stände, wie der bayerischen oder sächsischen, und an der Herstellung des preußischen Votums im Bundesrate dem Reichstage gegenüber keinen Teil hätte, so würde ich doch nach den jüngsten Entscheidungen Eurer Majestät über die Richtung unserer auswärtigen Politik, wie sie in dem Allerhöchsten Handschreiben zusammengefaßt sind, mit dem Eure Majestät die Berichte des Konsuls in Kiew gestern begleiteten, in der Unmöglichkeit sein, die Ausführung der darin vorgeschriebenen Anordnungen bezüglich der auswärtigen Politik zu übernehmen. Ich würde damit alle für das Deutsche Reich wichtigen Erfolge in Frage stellen, welche unsere auswärtige Politik seit Jahrzehnten im Sinne der beiden hochseligen Kaiser-Vorgänger Eurer Majestät in unseren Beziehungen zu Rußland unter ungünstigen Verhältnissen erlangt hat, und deren über Erwarten große Bedeutung mir Graf Schuwalow nach seiner Rückkehr aus Petersburg bestätigt hat.

Es ist mir bei meiner Anhänglichkeit an den Dienst des Königlichen Hauses und an Eure Majestät und bei der langjährigen Einlebung in Verhältnisse, welche ich bisher für dauernd gehalten hatte, sehr schmerzlich, aus der gewohnten Beziehung zu Allerhöchstdenselben und zu der Gesamtpolitik des Reiches und Preußens auszuscheiden; aber nach gewissenhafter Erwägung der Allerhöchsten Intentionen, zu deren Ausführung ich bereit sein müßte, wenn ich im Dienste bliebe, kann ich nicht anders, als Eure Majestät allerunterthänigst zu bitten, mich aus dem Amte des Reichskanzlers, des Ministerpräsidenten und des preußischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten in Gnade und mit der gesetzlichen Pension entlassen zu wollen. Nach meinen Eindrücken in den letzten Wochen und nach den Eröffnungen, die ich gestern den Mitteilungen aus Eurer Majestät Civil- und Militärkabinett entnommen habe, darf ich in Ehrfurcht annehmen, daß ich mit diesem meinem Entlassungsgesuch den Wünschen Eurer Majestät entgegenkomme und also auf eine huldreiche Bewilligung mit Sicherheit rechnen darf. Ich würde die Bitte um Entlassung aus meinen Ämtern schon vor Jahr und Tag Eurer Majestät unterbreitet haben, wenn ich nicht den Eindruck gehabt hätte, daß es Eurer Majestät erwünscht wäre, die Erfahrungen und die Fähigkeiten eines treuen Dieners Ihrer Vorfahren zu benutzen. Nachdem ich sicher bin, daß Eure Majestät derselben nicht bedürfen, darf ich aus dem politischen Leben zurücktreten, ohne zu befürchten, daß mein Entschluß von der öffentlichen Meinung als unzeitig verurteilt wird.

gez. von Bismarck.

Dieses Gesuch ging am 20. März an den Monarchen ab. Der Kaiser konnte es kaum gelesen haben, als bereits die beiden Königsboten, jetzt vereint, in der Wohnung des Reichskanzlers erschienen, um ihm die beiden Schriftstücke zu überreichen, in denen seine Entlassung angenommen und ihm seine Erhebung zum Herzog von Lauenburg und zum Generalobersten angekündigt wurde. Diese Antwort, die bereits fertig gestellt sein mußte, ehe der Kaiser die Denkschrift hatte lesen können, mußte den Fürsten Bismarck um so mehr überraschen, als einerseits die Entlassung lediglich begründet wurde mit der Rücksicht auf die Gesundheit des greisen Staatsmannes, also mit Gründen, die in der Denkschrift nicht im geringsten berührt worden waren, als diese Anwort andererseits zu verraten schien, daß es dem Kaiser einen unendlich schweren seelischen Kampf gekostet hatte, ehe er den Mut fand, den ihm unsagbar schmerzlichen Entschluß seines Kanzlers zuzustimmen, als endlich darin von der Aussichtslosigkeit „weiterer Versuche" gesprochen wurde, den Fürsten zur Zurücknahme seines Antrages zu bewegen, während doch nach dieser Richtung hin nicht nur kein Versuch gemacht, sondern sogar mannigfache Schritte gethan waren, den Fürsten Bismarck zu dem entscheidenden Entschluß zu drängen. Das Schreiben des Kaisers lautete:

Mein lieber Fürst!

Mit tiefer Bewegung habe ich aus Ihrem Gesuche vom 18. d. M. ersehen, daß Sie *entschlossen* sind, von den Ämtern zurückzutreten, welche Sie seit langen Jahren mit unvergleichlichem Erfolge geführt haben. Ich hatte gehofft, dem Gedanken, Mich von Ihnen zu trennen, bei unseren Lebzeiten nicht näher treten zu müssen; wenn ich gleichwohl im vollen Bewußtsein der folgenschweren Tragweite Ihres Rücktrittes jetzt genötigt bin, Mich mit diesem Gedanken vertraut zu machen, so thue Ich dies zwar betrübten Herzens, aber in der festen Zuversicht, daß die Gewährung Ihres Gesuches dazu beitragen werde, Ihr für das Vaterland unersetzliches Leben und Ihre Kräfte so lange wie möglich zu schonen und zu erhalten. Die von Ihnen *für Ihren Entschluß angeführten Gründe überzeugen mich, daß weitere Versuche, Sie zur Zurücknahme Ihres Antrages zu bestimmen, keine Aussicht auf Erfolg haben.* Ich entspreche daher Ihrem Wunsche, indem Ich Ihnen hierneben den erbetenen Abschied aus Ihren

Ämtern als Reichskanzler, Präsident Meines Staatsministeriums und Minister der Auswärtigen Angelegenheiten in Gnaden und in der Zuversicht erteile, daß Ihr Rat und Ihre Thatkraft, Ihre Treue und Hingebung auch in Zukunft Mir und dem Vaterlande nicht fehlen werden. Ich habe es als eine der gnädigsten Fügungen in Meinem Leben betrachtet, daß ich Sie bei Meinem Regierungsantritt als Meinen ersten Berater zur Seite hatte. Was Sie für Preußen und Deutschland gewirkt und erreicht haben, was Sie Meinem Hause, Meinen Vorfahren und Mir gewesen sind, wird Mir und dem deutschen Volke in dankbarer, unvergänglicher Erinnerung bleiben. Aber auch im Auslande wird Ihrer weisen und thatkräftigen Friedenspolitik, die Ich auch künftig aus voller Überzeugung zur Richtschnur Meines Handelns zu machen entschlossen bin, allezeit mit ruhmvoller Anerkennung gedacht werden. Ihre Verdienste vollwertig zu belohnen, steht nicht in Meiner Macht. Ich muß Mir daran genügen lassen, Sie Meines und des Vaterlandes unauslöschlichen Dankes zu versichern. Als ein Zeichen dieses Dankes verleihe Ich Ihnen die Würde eines Herzogs von Lauenburg. Auch werde ich Ihnen Mein lebensgroßes Bildnis zugehen lassen. Gott segne Sie, Mein lieber Fürst, und schenke Ihnen noch viele Jahre eines ungetrübten und durch das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht verklärten Alters. In diesen Gesinnungen bleibe Ich Ihr Ihnen auch in Zukunft treu verbundener, dankbarer Kaiser und König.

Berlin, den 20. März 1890. Wilhelm I. R.

Zwei Tage später telegraphierte der Kaiser an den Grafen Görtz:

„Mir ist so weh ums Herz, als hätte Ich Meinen Großvater noch einmal verloren! Es ist Mir aber von Gott einmal bestimmt; also habe Ich es zu tragen, wenn Ich auch darüber zu Grunde gehen sollte. Das Amt des wachthabenden Offiziers auf dem Staatsschiff ist Mir zugefallen. Der Kurs bleibt der alte; und nun, Volldampf voraus!"

Es ist eine Legende, daß Fürst Bismarck irgend welche Versuche gemacht habe, den Einfluß hochstehender Persönlichkeiten auf den Kaiser geltend zu machen, um in seinem Amte belassen zu werden. Es ist dies weder der Kaiserin Friedrich noch einem sonstigen Angehörigen des Kaiserhauses gegenüber geschehen. Wohl aber haben sich zahlreiche Bundesfürsten bemüht, die Katastrophe zu verhindern, und es ist vor allem der König von Sachsen gewesen, der nicht nur schriftlich sich an den Kaiser wandte, um ihn zur Zurücknahme seiner Entschließung zu bewegen, sondern der auch persönlich in der Nacht und ohne Gefolge von Pillnitz nach

Berlin reiste, um seinen Einfluß auch zu kritischer Stunde geltend zu machen. Andererseits war es der dringende Wunsch des Kaisers, den Grafen Herbert Bismarck im Dienste zu behalten; es wurde sogar der Fürst selbst angegangen, auf seinen Sohn in dieser Richtung einen bestimmenden Einfluß zu üben: „Er möchte Herbert behalten," so äußerte der Fürst damals, „nur geht das nicht, das wäre wie ein zusammengekoppelter Güterzug, da bliebe ich immer mit verantwortlich. Und zuletzt haben sie seinen Vater schlecht behandelt."

Es ist eine weitere Legende, daß Fürst Bismarck, als der entscheidende Schritt geschehen war, in fortdauernden Zornausbrüchen sein Schicksal angeklagt habe. So sehr er auch an seinem Amte hing, und so sehr ihn Pflicht und Ehrgefühl an der Stelle festhielten, an der ihn die wechselnden Verhältnisse fanden, so hat er sich dennoch nicht gesträubt, und das Wort, das er bei seiner Abreise von Berlin sprach: „Na, ich bin schön 'raus", hatte zum mindesten insofern Geltung, als in ihm damals das Gefühl der Erlösung lebte, nicht mehr zum Ausharren in einer schwierigen und überaus peinlichen Situation gezwungen zu werden. Das, was ihn in Wirklichkeit auf das Tiefste verletzte, waren die Form und die Nebenumstände der Entlassung, die ihn einmal zu der Äußerung veranlaßten: „Ich bin ja die Treppe hinunter geworfen worden." War ihm doch nicht einmal Zeit gelassen worden, seine Wohnung in Ruhe zu räumen. Für den Feldmarschall Moltke war bei seinem Scheiden aus dem aktiven Dienste die Form gefunden worden, ihn demselben zu erhalten, sowie sein Verbleiben in Berlin und in Fühlung mit den wichtigsten Angelegenheiten seines Ressorts zu ermöglichen; für den Fürsten Bismarck fand sich ein derartiger Weg nicht, er wurde plötzlich aus allen Zusammenhängen gerissen und zu dem Leben eines einfachen Landjunkers verurteilt. Noch ehe seine Entlassung veröffentlicht war, fand er bereits in dem Zimmer, in dem er soviel für Deutschland gewacht und gesorgt hatte, Herrn Leo von Caprivi, der an seinem Schreib-

tisch saß und über die Räume und Schriftstücke seines Vorgängers verfügte. Er kam sich mit den Seinen vor „etwa wie eine deutsche Familie, die im Jahre 1870 aus Frankreich ausgewiesen wurde". Hals über Kopf und ehe der Fürst ordentlich einpacken konnte, mußte er sein Heim verlassen, und noch nach Jahren konnte man in Varzin oder Friedrichsruh verschlossene Kisten finden, die in der Eile des Umzugs falsch dirigiert worden waren, und man konnte vom Fürsten die Klage vernehmen, daß ihm damals eine Masse seines privaten Eigentums verloren gegangen sei. „Die Modalitäten," so äußerte sich der Fürst später, „unter denen ich das Reichskanzlerpalais räumen mußte, waren für mich und meine Familie ungemein beleidigend. Wider allen Gebrauch wurde ich nicht bis zur Ernennung eines Nachfolgers im Amte gelassen, damit ich wenigstens so viel Zeit zum Umzuge gewänne, wie sie jede kleine Bürgerfamilie gebraucht, vielmehr nahm mein Nachfolger, kaum daß er seine Ernennung hatte, Besitz von meiner Wohnung und nötigte uns förmlich, auf den Treppen und Fluren einzupacken. Wir wurden wie Hausdiebe auf die Straße gesetzt und haben beim überhasteten Bergen unserer Sachen vielerlei Eigentum verloren. Aber all das ficht mich subjektiv nicht an, läßt mich kalt und bringt mich am allerwenigsten in Aufregung gegen den Kaiser. Daß es mit ihm und mir so kommen werde, wie es gekommen ist, habe ich lange vorausgesehen, und nur im Dienste des Reiches habe ich den Entschluß gefaßt und möglichst lange unter großer persönlicher Entäußerung und Überwindung durchgeführt, meine Entlassung so lange hinaus zu schieben als es ging." Herr von Caprivi empfand auch nicht das geringste Bedürfnis, sich von seinem Vorgänger in die Geschäfte einführen zu lassen.

So war das Unglaubliche geschehen, der treu verdiente Mann, der dem Ahnen einst die Kaiserkrone gegeben, war entlassen. Die That, die damals geschah, kann ihre Rechtfertigung vor der Geschichte nur finden durch einen reichen Ertrag von Erfolgen; den Großen darf nur der Größere mißachten, nur Cäsar durfte den

Pompejus verdrängen. Aber die That, die an den Iden des März im Jahre 1890 vollbracht wurde, hat solche Rechtfertigung noch nicht gefunden. Und das Gefühl, daß uns ein Schweres geschehen sei, brach hervor selbst in den Äußerungen, mit denen Bismarcks alte Feinde seine Entlassung begrüßten, sie brach hervor vor allem in dem ergreifenden Abschied, den die Bewohner der Reichshauptstadt dem scheidenden Kanzler bereiteten.

Aber ehe Fürst Bismarck ging, hat er noch eine ernste Pflicht erfüllt. Am Vormittag des 28. März fuhr er hinaus zum Mausoleum und legte auf den Sarg seines alten Herrn als letzten Gruß drei blühende Rosen nieder. Es war das ergreifendste Bild, das jemals die Künstlerin Geschichte gezeichnet hat, das Bild jenes Augenblicks, da der treueste Diener dem treuesten Herrn zum letztenmal sich huldigend nahte.

Am 29. März schied Fürst Bismarck von Berlin.

Drittes Kapitel.

Die ersten Kämpfe.

„Als Washington nach Mount Vermon ging, seine Ruhe und seine Äcker zu pflegen, da war er uns der Begründer unserer Nationalität, wenn nicht ein Heiliger, so doch ein so unendlich ehrwürdiger Mann, daß wir ihn ehrten, wie sonst nur den Gottmenschen. Wehe dem Buben, der von uns George Washington lästern wollte, sei es mit Worten, sei es nur in der Presse!“ So schrieb schon wenige Wochen nach der Entlassung des Fürsten Bismarck ein amerikanisches Blatt. Und wahrlich, das Bild, das ein Teil des deutschen Volkes der Welt geboten hat, darf uns nicht mit Stolz erfüllen. Denn wenn auch glühende Verteidiger des Entlassenen in der Presse erstanden, so blieben sie doch zunächst vereinzelt; die große Menge aller publizistischen Organe schien erdrückt zu sein unter der lastenden Wucht des Konfliktes, der sich plötzlich vor ihren Augen erhob. Man wechselte zwischen Äußerungen des Mitleids und vorwurfsvollem Tadel, wenn der greise Staatsmann kraftvoll und energisch sein Recht betonte, zu mahnen und zu warnen, daß man sein Werk nicht zerstöre; die Dritten aber ließen allem Haß und aller Wut, die sie gegen den großen Gründer des Reiches aufgespeichert hatten, ungehindert freien Lauf. Beschimpfungen und Verleumdungen wurden gegen den Entlassenen geschleudert, und niemals fanden die offiziellen Kreise in Berlin ein Wort der Abwehr. Ja, es ist in zwei Jahren so weit gekommen,

daß Herr Lieber, der Führer des Centrums, in einer Parteiversammlung unter lautem Beifall ausrufen konnte: „Unsere Stellung ist, mögen die Anderen treiben, was sie wollen, an der Seite von Kaiser und Reich, von König und Vaterland. Fürst Bismarck mag den Ruhm seines Lebens zerstören, ich will und kann ihn nicht daran hindern. Aber er soll die Hände lassen vom Ruhme deutscher Macht und Herrlichkeit! Es ist unerhört, daß ein früherer Kanzler des Deutschen Reiches dessen Regierung anklagt als eine schwache und charakterlose Regierung. Schmach und Schande, daß es in unserem Vaterlande solche Menschen giebt.“ Es wurde von dem „Geschimpfe eines alkoholisierten Subjektes“ gesprochen und von dem „bissigen Köter, der dem anständigen Menschen in die Beine fahre“, es wurde ihm das physische Recht abgesprochen auf ein seelen- und geistesfrisches Alter, wie Gladstone es hatte oder Moltke: „Körper und Nerven seien zermorscht unter den tückischen Einflüssen eines unregelmäßigen und unhygienischen Lebens, so daß es natürlicher und gerechter sei, die Bedingung für sein Verhalten in seinem greisenhaft zerfallenen Gehirn als in ständigen moralischen Perversitäten zu finden.“ Es wurde nach dem Staatsanwalt und dem Zuchthaus gerufen, und es hat keine Verdächtigung und kein Schmähwort gegeben, die nicht gegen den Schöpfer der deutschen Einheit geschleudert wurden. Damals erhob auch in deutschen Landen jenes Byzantinertum das Haupt, das den Neuen zujubelte, noch ehe es ihre Thaten gesehen, das Gnaden erhoffte, wenn die Verdienste der Vergangenheit herabgesetzt wurden zu Gunsten der Mächtigen. Aber die Angriffe fanden keinen Wehrlosen. Hieb auf Hieb sauste nieder auf Schild und Helm der Gegner, immer größer wurde das Staunen der Welt, daß ein Einzelner es wagte, sich den Mächtigen entgegenzustellen und, gestützt allein auf das Recht seiner Verdienste, den Kampf aufzunehmen. Und der Sieg blieb ihm. Immer mehr erwachte das deutsche Volk aus seinem Irrtum, immer lebendiger zitterte das Bewußtsein durch die Herzen, daß hier ein Titanenkampf aus-

gefochten werde, wie ihn die Menschheit vorher noch kaum gesehen. Wie lange hat es gedauert, da zogen aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes unabsehbare Scharen nach dem stillen Tuskulum des Entlassenen, und während der Mann, der sein Nachfolger geworden war, verschollen und vergessen starb, zog der Kaiser nach Friedrichsruh, seinen Irrtum offen vor aller Welt verkündend.

Aber ehe der Nebel sich hob, welche Fülle von Leid und schmerzlicher Enttäuschung hat sich da auf den Scheitel des greisen Helden angehäuft! Einsam blieb es um ihn, unendlich einsam. Von all den Männern, die einst sich willig vor ihm gebeugt, von den alten Gehilfen seines Werkes, von den Standesgenossen, von den Freunden des Hauses ist kaum einer erschienen. Durch Tage und Wochen betrat kein Gast die Schwelle seines Hauses, und er, der noch eben als Meister gestanden in der Werkstätte des Lebens, sah es totenstill um sich werden. Und nur aus der Ferne drang das Geräusch der Welt leise an sein Ohr: „Niemand von meinen Gefährten in der Politik, niemand von meinen zahlreichen Bekannten führt mich durch seine Besuche in Versuchung. Man ruft mir Halt zu, man meidet mich wie einen Pestkranken, indem man sich fürchtet, sich durch einen Besuch bei mir zu kompromittieren. Und nur meine Frau besuchen noch von Zeit zu Zeit ihre Bekanntinnen. Deshalb bin ich immer erfreut über die Repräsentanten der Presse, welche sich für Fragen der Politik interessieren, und mit welchen ich über Dinge sprechen kann, die fortfahren, mich zu beschäftigen. Aber auch das ruft Unzufriedenheit hervor. Man kann mir nicht verbieten, zu denken; aber man möchte mich gern hindern, meinen Gedanken Worte zu geben, und wenn es möglich wäre, hätte man mir längst eine silence cap, einen Maulkorb angelegt."

Es hat nicht allzu lange gedauert, so hatte, wer immer das Heim des großen Kanzlers betrat, das Gefühl, als laste auf ihm der Boykott: „Es erfolgten Winke und Einwirkungen; Leute, die bis dahin mit dem Fürsten im Verkehr gestanden hatten, wurden davon abgebracht. Sondierungen nach dem Grunde hiervon er=

gaben, daß die Betreffenden schließlich das Auswärtige Amt und den Reichskanzler als diejenigen Stellen bezeichneten, die sie am meisten zu fürchten hätten, wenn sie den Fürsten besuchen wollten." Selbst unabhängige Standesgenossen hielten sich aus höfischen Rücksichten von Friedrichsruh fern, und wenn der Fürst gar in Varzin weilte, so wurde durch lange Wochen kein Besucher gesehen. Nur die Abgeordneten von Kardorff, Dr. Buhl und Graf Limburg-Stirum, der alsbald den Zorn der leitenden Kreise auf sich zog, ferner Graf Lehndorff, die Gesandten Graf Arco und von Schlözer und wenige Andere bewiesen dem Entlassenen Ehrfurcht und Treue. Welch ungeheurer Gegensatz ruhte zwischen dem Leben, das Fürst Bismarck jetzt zu führen hatte, und jenem an Arbeit und ernsten Zielen reichen Dasein, das er führte, solange er die Geschicke Deutschlands und vielleicht die Geschicke der Welt bestimmte! Wie hatten sich eben noch zahllose Männer gedrängt um einen Beweis seiner Gunst! Wie waren die Couriere mit Depeschen und Aktenstücken zu ihm geeilt! Jetzt war es wie Friedhofsstille rings um ihn, und in wehmütigem Schmerz konnte er klagen, daß seine Tagesarbeit vollbracht sei, wenn er des Morgens seine Uhr aufzog. Hatte ihm die Erde gegeben, was sie an Erfolgen und Ehren zu bieten hat, so wurde ihm jetzt zu teil das fürchterliche Geschenk erzwungener Muße, in der die Gedanken arbeiten, ohne daß die That ihnen folgt.

Hat es so kommen müssen, wie es kam? Konnte dem deutschen Volke nicht das ergreifende Schauspiel erspart werden, das bald das ganze Land in Aufregung stürzte und Wellenberge heraufführen sollte, unter denen sogar das monarchische Empfinden zu ersticken drohte? Ja, es hätte anders kommen können, und nicht Fürst Bismarck trug die Schuld für all das Düstere, das sich aus der Geschichte der nächsten Jahre erhob, sondern der Mann, der gesetzt war, seine Werke fortzuführen. Gewiß, es ist eine harte Aufgabe, der Nachfolger eines Großen zu sein. An den Tugenden des Vorgängers, die nach seinem Scheiden in ver-

klärtem Lichte erscheinen, werden die Verdienste des Zweiten gemessen. Hart ist es vor allem, dem Lotsen, der eben erst das Schiff durch Sturm und brandende Wellen geführt, das Steuer aus der Hand zu nehmen, zu einer Stunde, wo ihm noch die Kraft geblieben, auch neuen Stürmen zu trotzen. General von Caprivi hat diesen Mut gehabt. Aber wenn er zuerst mit dem Worte, daß der Kurs der alte bleiben soll, den Beifall auch derer erweckte, die in dem Herzen tiefe Trauer trugen um den Sturz Bismarcks, so mußte dieser Beifall doch rasch genug verschwinden, als der Verheißung die Erfüllung ausblieb. Und früh genug kam es dem Volke zum Bewußtsein, daß auch der Wille zur rechten That fehlte, daß die neuen Männer nicht anknüpfen wollten an das Vergangene, sondern im Bewußtsein der Gegensätzlichkeit versuchten, auf anderen Bahnen andere Ziele zu erreichen. Und schnell wurde es auch klar, daß sie, empfindlich gegen jeden Tadel, der aus dem Sachsenwalde klang, den keimenden Gegensatz gegen den Gründer des Reiches noch verschärften, bis er sich steigerte zu jener Ungeheuerlichkeit der Wiener Erlasse, die als die dunkelste That in dem Leben des neuen Reiches von der Geschichte verzeichnet wird. Es ist eine Legende, die fast einer Lüge gleich kommt, daß Fürst Bismarck, seitdem er sein Amt verlor, nichts anderes erstrebt habe als die Verkleinerung seiner Nachfolger, daß er methodisch ihre Bestrebungen verurteilt und sich auf das Postament der Unfehlbarkeit gestellt habe. Und es ist eine Lüge, daß die Wiederkehr in seine Ämter von ihm in leidenschaftlicher Weise angestrebt wurde. Seine ersten Kundgebungen trugen durchaus den Stempel einer ruhigen und neidlosen Würdigung seiner Nachfolger; als seine Feinde bald nach der Entlassung den Anschein zu erwecken suchten, als wolle er dem neuen Reichskanzler absichtlich Steine in den Weg legen, da ließ Fürst Bismarck ausdrücklich konstatieren, daß er Herrn von Caprivi wegen seiner persönlichen Eigenschaften hochschätze, daß er mit ihm befreundet sei und es zu bleiben wünsche, und daß man ihn mit aller Rücksicht behandeln möge, die

sein Charakter und die Schwierigkeit seines Amtes erfordern. Dem französischen Journalisten, der ihn im Mai besuchte, versicherte er, daß er seinen Nachfolger höher schätzte als irgend einen Anderen, und er sprach die frohe Überzeugung aus, daß er seine Politik in der alten Weise fortführen werde. Niemals wurde auch in den späteren Zeiten seine Kritik persönlich. Er glich in der That einem Heldenspieler, der die Bühne verließ und nun von der Loge aus zuschaut, der aber auch das Recht für sich in Anspruch nimmt, Zeichen seines Beifalls und seines Mißfallens zu geben.

Und gerade hier, aus seinem Bedürfnis heraus die Stimme vernehmen zu lassen, erwuchsen die Keime zu den schwersten Konflikten. Man stand vor einem Unbegriffenen und scheinbar Unbegreifbaren, als dieser gewaltige Mann nicht dem Beispiele der Mittelmäßigen folgen und schweigend zuschauen wollte, was die Nachfolger thaten. Man hatte ihm das Recht zur Ruhe geschenkt und er wollte dennoch nicht ruhen; so begann der Kampf des Genies gegen das Vorurteil der Masse. Während er dem kategorischen Imperativ seiner Pflicht folgend nur die eine Frage sich stellte: „Was kann ich thun, um meinem Vaterlande zu nützen?“ klagte man ihn der niedrigsten egoistischen Motive an. Und während ganz Deutschland das Glück hätte preisen sollen, daß es den Rat seines größten Staatsmannes noch vernahm, auch als ihm das Amt genommen war, mußte Fürst Bismarck erst mühsam sich das Recht erkämpfen, seine Meinung frei zu äußern. Mit besonderer Drastik hat gleich in den ersten Tagen ein bayerisches Blatt die Situation gezeichnet: „Weil Fürst Bismarck in jüngster Zeit seine Meinung über Personen und Dinge ausländischen Redakteuren mitgeteilt hat, wird er von den Einen als Narr, von den Anderen als Schwachkopf, von den Dritten als Verbrecher, als Landes- und Hochverräter gebrandmarkt. Wenn man aber als einigermaßen erfahrener Mann, der sich in der Welt umgesehen hat, diese Auslassungen liest, dann wahrhaftig kann man es dem Fürsten nicht übelnehmen, wenn er lieber mit einem französischen

oder russischen Korrespondenten als mit deutschen Reichsstiefelputzern plaudert. Daß er bei seinen Unterhaltungen freier sich ausdrückt, als man es von unseren tonangebenden Durchschnittsmenschen und Berliner Kulturschnickeln gewohnt ist, können ihm nur diese übelnehmen. Diese Leute mit ihren linierten Schädeln und geaichten Hohlräumen möchten sogar den Kaiser auf den Scheffel setzen, unter dem sie ihr armseliges Nachtlichtlein gegen den Windzug sichern, indem sie ihm die Ansicht unterlegen, sein erster Kanzler verübe dadurch, daß er von seinem Recht des freien Urteils in erlaubter Weise Gebrauch mache, einen erschrecklichen Mißbrauch seiner Stellung. Und mit den freisinnigen Scharwächtern um die Wette tuten die Nachtwächter der anderen Partei. „Kusch dich!" rufen sie im Chorus nach Friedrichsruh. Es ist gerade, als ob sie die Angst eines Hasen vor einem Löwen befiele, wenn sie an die Rückkehr Bismarcks in das politische Leben denken. Und doch brauchten sie keine Angst zu haben, ein gesättigter Löwe verschmäht einen mageren Lampe. Beinahe aber könnte einen vernünftigen deutschen Mann der Wehmutsbacillus beschleichen, wenn er die kleinliche Furcht und das großmächtige Geschrei unserer Vertreter der öffentlichen Meinung wahrnimmt. Selbst den unerschrockenen Fürst Bismarck möchte die Besorgnis überkommen, daß seine Gründung, das Reich, noch immer auf recht schwachen Füßen steht. Kläglich ist es ja geradezu, daß fast alle Parteien und die hervorragenden Zeitungen den Fürsten in seinem Austragstüberl an die Kette legen möchten. Die Deutschen sind noch immer Krähwinkler."

Hätte Herr von Caprivi Sorge getragen, wie es seine persönliche Pflicht und sein Amt erheischte, daß dem Fürsten Bismarck die rücksichtsvolle Behandlung zu teil wurde, die man einst dem Grafen Moltke willig gewährte, so hätte er sich selbst nicht nur den würdigsten Ehrenkranz geschaffen, sondern er hätte auch nie jene breite Kluft geöffnet, in der manche gute Empfindung versinken sollte. Aber gerade der zweite Kanzler ist es gewesen, der die ihm obliegende Initiative nicht nur entschieden ablehnte,

sondern auch den Kaiser in entgegengesetzter Richtung beriet. Noch in seinem Abschiedsbrief hatte der Monarch der Zuversicht Ausdruck gegeben, daß des Fürsten Bismarck Rat und Thatkraft, Treue und Hingebung ihm und dem Vaterlande auch in Zukunft nicht fehlen werde, und doch ist seit jenen entscheidungsvollen Märztagen dieser Rat weder von seiten der Krone noch von irgend einem Mitglied der Regierung weiter erbeten worden, nicht die geringste dienstliche oder persönliche Beziehung nach Friedrichsruh hat stattgefunden. Weder Herr von Caprivi noch Herr von Marschall, die aus einem völlig fremden Wirkungskreise zu ihren neuen Ämtern gelangten, hatten ein Bedürfnis auch nur der geschäftlichen Kontinuität mit dem Manne, der fast durch drei Jahrzehnte an der leitenden Stelle gestanden, und sie, die Unerfahrenen, bestritten dem Meister der Staatskunst das Recht, der Wächter seines Lebenswerkes zu sein. Mit der Stunde, die ihn aus der Reihe der aktiven Minister strich, sollte er auch gelöscht sein aus dem politischen Leben der Nation. Während aber ein großer Teil der deutschen Presse solchem Irrtum jubelnd zustimmte, während selbst konservative Organe den Schöpfer des Reiches mit dem revolutionären Mazzini verglichen, gab dieser Presse ein ausländisches Blatt folgende Lehre: „Des Fürsten Bismarck Autorität beruht nicht auf dem Umstande, ob er noch Kanzler ist oder nicht, sondern sie ist das historische Ergebnis eines Menschenalters voll Ruhm, Erfolg und Verdienst; sie hängt am Manne, nicht am Amte. Das Wort des Fürsten Bismarck wird Geltung und Autorität behalten, solange er unter den Lebenden wandelt. Auf den Gang der offiziellen Politik mag es ohne Einfluß bleiben; aber die öffentliche Meinung, mit welcher die offizielle Politik zu rechnen hat, wird immer wieder aufhorchen, wenn der Privatmann Bismarck, wie es sein unbestreitbares Recht ist, seine Ansichten über Menschen und Dinge kundgiebt. Denn der öffentlichen Meinung ist Fürst Bismarck kein Privatmann, sondern eine historische Gestalt, deren Einsicht dadurch nicht geändert worden ist, daß sie der offiziellen Politik entrissen wurde.“ Welche

persönlichen Gründe Herr von Caprivi für sein Verhalten gehabt hat, ist nicht bekannt, sie finden allerdings durch die Thatsache, daß er der Kandidat des Centrums gewesen, eine gewisse Beleuchtung. Herr von Caprivi scheint vor allem dem Irrtum gelebt zu haben, daß Fürst Bismarck danach strebe, wiederum sein Nachfolger zu werden. Denn er wurde durch jedes Symptom, das auf eine Annäherung des Kaisers an seinen früheren Kanzler zu deuten schien, empfindlich berührt, und er hat alles gethan, um vorhandene Verstimmungen zu erhalten und zu verschärfen. Politisch hat der zweite Kanzler, indem er den unheilvollen Riß noch zu erweitern suchte, einen Fehler begangen, dessen letzte Folgen noch heute nicht geheilt sind.

Am 23. Mai, als seit dem Scheiden Bismarcks kaum acht Wochen ins Land gegangen waren, erging an sämtliche Kaiserlich deutsche und Königlich preußische Missionen folgender Erlaß:

Euer (Titel) wird nicht entgangen sein, daß gegenwärtige Stimmungen und Anschauungen des Fürsten von Bismarck, Herzog von Lauenburg, mehrfach durch die Presse an die Öffentlichkeit gebracht worden sind. Wenn die Regierung Seiner Majestät in vollster Anerkennung der unsterblichen Verdienste dieses großen Staatsmannes hierzu unbedenklich schweigen konnte, solange jene Äußerungen sich auf persönliche Verhältnisse und innere Politik beschränkten, mußte sie sich, seit auch die auswärtige Politik davon berührt wird, die Frage vorlegen, ob solche Zurückhaltung auch ferner zu rechtfertigen sei, ob sie nicht im Auslande schädlichen Mißdeutungen unterliegen könnte. Seine Majestät der Kaiser sind indes der Überzeugung, daß entweder von selbst eine ruhigere Stimmung eintreten oder aber der thatsächliche Wert des von der Presse Wiedergegebenen mit der Zeit auch im Auslande immer richtiger werde gewürdigt werden. Es sei nicht zu befürchten, daß aus der Verbreitung subjektiver, mehr oder weniger richtig aufgefaßter, hier und da zweifellos absichtlich entstellter und zum Teil zu Personen von anerkannter Feindschaft gegen Deutschland gethaner Äußerungen ein dauernder Schaden entstehen könnte. Seine

Majestät unterscheiden zwischen dem Fürsten Bismarck früher und jetzt und wollen seitens Allerhöchstihrer Regierung alles vermieden sehen, was dazu beitragen könnte, der deutschen Nation das Bild ihres größten Staatsmannes zu trüben.

Indem ich Euer (Titel) hiervon mit der Ermächtigung, erforderlichenfalls demgemäß sich zu äußern, in Kenntnis setze, füge ich ergebenst hinzu, daß ich mich der Hoffnung hingebe, es werde auch seitens der Regierung, bei welcher Sie accreditiert sind, den Äußerungen der Presse in Bezug auf die Anschauungen des Fürsten Bismarck ein aktueller Wert nicht beigelegt werden. von Caprivi.

Was war geschehen, das ein so seltsames und überaus peinliches Vorgehen begründen konnte? Es waren drei auswärtige Journalisten vom Fürsten Bismarck empfangen worden, sie waren, wenn man jedes einzelne Wort ihrer Berichte für authentisch annimmt, so harmlos, so friedliebend und so frei von jeder Kritik aller Handlungen der Regierung, daß es unmöglich ist, mit ihnen die That des zweiten Kanzlers zu begründen. Zu dem Vertreter eines amerikanischen Blattes hatte er seine Auffassung über die sociale Frage fast in akademischem Tone geäußert, mit dem Franzosen des Houx hatte er geplaudert von der Vergangenheit, von der Luxemburg-Affaire und Napoleon III., von seinen Pariser Erinnerungen und vom großen Kriege, von der Notwendigkeit großer Heere und der Friedfertigkeit der deutschen Politik. Und der Berichterstatter hatte geschlossen: „Die Geschichte wird sagen, ob Fürst Bismarck ein großer Mann war. Seine Landsleute, die Fremden, die Freunde und die Gegner müssen ihm das Zeugnis geben, daß er ein großer Deutscher ist.“ Als Dritter war der Russe Lwow der Gast des Fürsten, er hat seine Eindrücke niedergelegt in den Worten: „Fürst Bismarck ist ein großer Herr, verständig, höflich bis zur Freimütigkeit und freimütig bis zur Gutmütigkeit, der ruhig und heiter im Kreise der Seinigen von den Staatsgeschäften ausruht, der durchaus nicht aus Mangel an Beschäftigung vergeht,

der nichts weniger als niedergeschlagen ist, sondern es versteht, die Erholung zu genießen, wie wenn er Kräfte zu neuer Thätigkeit sammelte. Die Persönlichkeit des Fürsten ist in hohem Maße bestechend." Dieses Urteil des russischen Publizisten deutet wahrlich nicht darauf hin, daß ein erbitterter, in seinem Ehrgeiz gekränkter Staatsmann sich ersättigt habe an Gehässigkeiten, daß er von der Absicht erfüllt war, spitzige Pfeile gegen die zu senden, die seine Nachfolger wurden. Auch hier, dem Russen gegenüber, hat Fürst Bismarck fast nur von der Vergangenheit gesprochen, er hat sich bemüht, die Irrtümer, die in der öffentlichen Meinung des Zarenreiches über die deutschen Absichten vielleicht bestanden, zu zerstreuen und das Vertrauen zu der deutschen Politik zu stärken. Und er hat erreicht, was er wollte. Die Berichte Lwows haben beruhigend auf die öffentliche Meinung in Rußland gewirkt, gerade in einem Augenblick, in dem die Ablehnung des von dem Zaren neuerdings angebotenen Neutralitätsvertrages eine akute Spannung hervorgerufen hatte, und auch die französische Presse hat eine sichtbare Schwenkung zu Gunsten Deutschlands vollzogen. Und auch den Artikeln, die man mit dem Schein der Berechtigung aus Friedrichsruh zurückführen konnte, hat jede persönliche Schärfe gefehlt. Traten sie doch sogar mit äußerster Wärme für die erste Regierungshandlung des zweiten Kanzlers, die Erhöhung der Friedens-Präsenzstärke, rückhaltlos ein, wie sie andererseits auch die ersten kolonialen Ausführungen des Herrn von Caprivi in warmen Worten billigten. Im übrigen war ihre Tendenz darauf gerichtet, die Infamien, von denen die antinationale Presse wimmelte, zurückzuweisen. War ihm doch nachgesagt worden, daß er sich in hochgradiger Erregung befinde, die er durch starkes Trinken noch steigere, daß er an Verfolgungswahn leide, daß er seine eigene weltgeschichtliche Gestalt herabdrücke zu der Figur eines kleinen, kaltgestellten und mißvergnügten Staatsmannes.

Das Rundschreiben des Herrn von Caprivi ist erst nach zwei Jahren veröffentlicht worden, zugleich mit jenem anderen Schrift-

stück, das die amtlichen deutschen Kreise Wiens vor der Beteiligung an den Hochzeitsfestlichkeiten des Grafen Herbert Bismarck warnte. Aber schon damals, als es in die Welt hinausging, wurde die Öffentlichkeit durch ein Wiener Blatt von seiner Existenz unterrichtet. Aber so verletzend diese Kundgebung war, so antwortete das Organ des Fürsten Bismarck doch zunächst nur leidenschaftslos und sachlich, indem es gleichzeitig die Überzeugung aussprach, daß die Mitteilungen über jenes Rundschreiben nur auf einer Legende beruhen: die Ansichten, die Fürst Bismarck bei den Interviews ausgesprochen hat, seien seit einer langen Reihe von Jahren die Basis der deutschen Politik, sie seien von dem größten Teil der jetzigen Minister unter dem Fürsten Bismarck in vollster Überzeugung von ihrer Heilsamkeit und Nützlichkeit vertreten worden, und die jetzige Regierung habe selbst wiederholt erklärt, daß der Kurs dieser Politik beibehalten werden soll. Bleibe der Kurs wirklich der alte, so könne den neuen Männern kein größerer Dienst erwiesen werden, als dadurch, daß das Ausland über die Zwecke und das Wesen jener Politik genauer unterrichtet wird. Überdies habe sicherlich das Ausland ein ebenso großes Interesse wie das Inland daran, die Meinung des Fürsten Bismarck darüber zu hören, wie er sich den alten Kurs denkt, der jetzt fortgesetzt werden soll. Was vor drei Monaten und Jahrzehnte hindurch in der Politik verständig war und sich als richtig bewährt hat, könne unmöglich dadurch, daß ein Minister aus dem Dienste geschieden, in sein Gegenteil verkehrt werden, schädlich wirken und nicht ohne Verletzung des politischen Anstandes ausgesprochen werden. Zugleich aber schrieb auch das Hamburger Blatt mit aller Entschiedenheit: „Giebt es Leute, deren Bestreben dem früheren Kanzler gegenüber dahin gerichtet ist, diesem, nachdem er nichts als Privatmann ist, jede Aussprache über Politik zu verbieten und ihm seine Äußerungen den fremden Journalisten gegenüber als Landesverrat und Feindseligkeit gegen die Politiker Seiner Majestät des Kaisers auslegen, so entspringen diese krankhaften Bemühungen teilweise

schlechtem Gewissen, teilweise der Angst, daß der Mann, den sie hassen, irgend welchen Einfluß in der Politik gewinnen und üben könnte. In ihren Augen ist es ein Unrecht, daß der Begründer des Deutschen Reiches überhaupt noch lebt, und wenn er lebt, daß er nicht den Toten spielt. Eine gesetzliche oder Anstandspflicht für ihn, letzteres zu thun, vermögen wir in der That nicht zu erkennen, zumal er auf Vertretung durch seine ehemaligen politischen Freunde den Angriffen seiner Feinde gegenüber erfahrungsgemäß nicht zu rechnen hat."

Mit dem Rundschreiben des Grafen von Caprivi war der Kampf eröffnet, nicht durch den Fürsten Bismarck, sondern durch den Mann, der öffentlich erklärte, sein Werk fortsetzen zu wollen. Was immer Fürst Bismarck auch that oder sagte, das wurde ihm als Verbrechen angerechnet, und leider gewann es immer wieder den Anschein, als ob die Verdächtigungen, die nicht mehr ihre Stätte allein in den socialistischen, freisinnigen und klerikalen Blättern fanden, die vielmehr auch, wenngleich in versteckter Weise, in konservativen Organen und vor allem in der „Kölnischen Zeitung" erschienen, auch das Ohr des Kaisers erreichten, als ob auch in der Seele des jungen Hohenzollern der Gedanke Platz gegriffen habe, daß ein Bismarck etwas anderes thun könne, als was dem heißesten Vaterlandsgefühl entsprang, daß er etwas anderes sein könne als der treueste Diener seines kaiserlichen Herrn. Es wurde wenige Monate später eine Unterredung des Monarchen mit dem französischen Botschafter Herbette bekannt, deren Inhalt auch offiziöse Bestätigung fand, eine Unterredung, in der er allerdings den Gedanken zurückwies, den ersten Kanzler in seiner Redefreiheit zu beschränken, in der er aber gleichzeitig sein Verhalten in deutlicher Weise verurteilte. Der Kaiser hat zu dem französischen Staatsmann gesagt: „Der Herzog von Lauenburg scheint mir immer mehr zu zürnen, weil ich seine Entlassung als Reichskanzler veranlaßt und angenommen habe. Ich gestehe, daß es mir ungeheuer peinlich war, mich endgültig von diesem alten und erprobten Diener

meines Großvaters und meines Vaters zu trennen. Aber wie sollte ich anders handeln? Seit jenen Tagen folgt der Herzog Gefühlen, die seiner unwürdig sind. Er ist von dem Piedestal, auf das die Anerkennung der Nation und meine eigene ihn erhoben hat, herabgestiegen und hat sich kopfüber in eine maß- und würdelose Opposition gestürzt. Mit unerhörter Heftigkeit mißbilligt, verurteilt und greift er alles an, was meine Regierung thut, und führt gegen sie einen durchaus unerträglichen Kampf in der Presse. Glauben Sie aber nicht, daß ich, wie man behauptet, beabsichtige, durch ein Eingreifen des Reichsgerichts mit Gewalt zu erzwingen, was der Herzog mir mit Liebe nicht gewähren will. Nein, niemals wird der deutsche Kaiser der Welt das traurige Schauspiel geben, daß ein Fürst den Mann, der ein begeisterter Diener Deutschlands und Preußens war, und den trotz der Fehler seines Alters die Nachwelt als einen der größten Staatsmänner der Jetztzeit betrachten wird, in seinen alten Tagen in Anklagezustand zu versetzen."

Es war eine seltsame Stimmung damals in der deutschen Welt. Selbst die Ewig-Wohlmeinenden drängten sich an den Fürsten Bismarck mit dem Rate, abzulassen von seinem Beginnen und als geduldiger Zuschauer den Ereignissen zu folgen. Es ist eben das alte Vorrecht der Mittelmäßigkeit, alles mit dem eigenen Maßstab zu messen und zu versuchen, auch das Genie einzuengen in die Zwangsjacke des Spießbürgertums. Indem man dem Fürsten Bismarck Motive unterschob, wie sie das Handeln des Gewöhnlichen bestimmen, indem man Schwachheiten in ihm zu entdecken sich den Anschein gab, denen man selbst unterlag, schuf man sich jene Genugthuung, die immer entsteht, wenn ein Großer zu Boden stürzt. Noch immer haben, wenn ein wahres Genie in der Welt erschien, die Anderen ein Bündnis dagegen geschlossen. Fürst Bismarck hat sich darum nicht gekümmert. Aufrecht und gerade ging er seinen Weg, und indem er fest auf dem Rechte der Persönlichkeit stand, hat er dem deutschen Volke gezeigt, was Mannesstolz bedeutet. Hatte Fürst Bismarck schon bald nach

seiner Entlassung sich gegen die Auffassung gewahrt, daß er alt und gebrochen den gänzlich passiven Zuschauer auf der Volksbühne abgeben solle, so ließ er jetzt keinen Zweifel daran übrig, daß er gewillt sei, jeden Schlag, der ihn trifft, mit doppelter Kraft zurückzugeben. So wurden seine Ausführungen, so oft sie sein Recht der freien Meinung verteidigten, immer deutlicher und schärfer. So äußerte er sich einem englischen Journalisten gegenüber: „Sogar meine lieben Freunde hier in Deutschland erwarteten kaum, daß ich so bald zurücktreten würde, jene teuren Freunde, welche dann über meinen Rücktritt frohlockten, welche gierig nach meiner politischen Nachfolgerschaft begehrten und welche nun wünschen, daß ich ein lebender Toter werde, der sich in seiner Zurückgezogenheit versteckt, verstummt, schweigend und bewegungslos. Es würde etwas schwer für mich sein — meinen Sie nicht? — nach vierzigjähriger unausgesetzter Beschäftigung und Absorbierung in politischen Studien, nach einer so ungeheuren Thätigkeit und Verantwortlichkeit eine Rolle zu spielen, deren zwei unverletzbare Bedingungen Sprachlosigkeit und Unbeweglichkeit sind. Das verlangen sie aber von mir, meine lieben Freunde, die sogar geflissentlich vermeiden, von meinen früher Deutschland geleisteten Diensten zu sprechen, damit sie nicht durch einen Vergleich ihre eigenen Prätensionen auf Anerkennung, Auszeichnung und Avancement schädigen. Aber ich bin nicht so leicht zum Schweigen gebracht und paralysiert, ich kann fortfahren in der Zurückgezogenheit meinem Vaterlande zu dienen und ich beabsichtige es zu thun, bis zum letzten Augenblick."

Wenn in diesen Ausführungen eine gewisse Schärfe und ein deutlicher nach Berlin gegebener Avis nicht zu verkennen ist, so darf man es eben nicht übersehen, daß nicht von ihm, sondern von seinem Nachfolger der Konflikt in einer Form herbeigerufen worden ist, die in der Geschichte der Diplomatie wohl nicht ihresgleichen findet, die um so empörender wirken muß, als sie gerade einem Manne von den Verdiensten des Fürsten Bismarck gegen-

über gewählt worden ist. Gewiß, es mag die Gepflogenheit der Durchschnittsminister sein, zu schweigen, wenn sie ihr Amt verloren — was hätten sie auch der Allgemeinheit zu sagen! —, am Munde aber des Mannes, dem amtlich die Pflicht des Schweigens auferlegt werden sollte, hingen die Augen der Welt. Und so scheute er sich nicht, mit der Einsetzung seiner vollen Persönlichkeit, indem er sowohl das Gebiet der Zeitungspolemik wie des Interviews verließ, vor einer Deputation aus Berlin sein Recht zu betonen: „Nach seinem Rücktritt in das Privatleben, so erklärte er, seien viele seiner ehemaligen Freunde der Ansicht, daß er sich wie ein stummer Hund verhalten müsse. Ein deutsches Sprichwort sagt: „Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand.“ Bei ihm wolle man es derart umkehren, daß es heißen müsse: „Wem Gott ein Amt nimmt, dem nimmt er auch den Verstand.“ Diese Ansicht vermöge er jedoch nicht zu teilen. Über die Dinge, über die er vor vier Monaten noch ein allgemein als maßgebend anerkanntes Urteil besessen habe, werde er wohl auch heute noch zu urteilen befähigt sein, und das Recht der freien Meinungsäußerung, das jedem Staatsbürger zustehe, werde er sich, man möge sagen, was man wolle, nicht nehmen lassen. Er befinde sich jetzt etwa in derselben Lage, wie einst Fürst Metternich, nach dessen Beispiel er sich sonst nicht gerade richten wolle. Wie jener, so könne auch er sagen, daß er von der Bühne in das Parterre versetzt worden sei. Da er sein Parterre-Billet nun einmal bezahlt habe, stehe ihm auch das Recht der Kritik an den Vorgängen auf der Bühne zu, nur müsse diese Kritik in loyaler Form und nicht mit der Pfeife geübt werden. Seine Kritik werde stets eine patriotische sein; aber gerade der Patriotismus würde ihm unter Umständen gebieten, im Interesse der Monarchie und der Dynastie auf etwaige Fehler seiner Nachfolger aufmerksam zu machen, welche diese beiden Hauptfaktoren unseres nationalen Lebens schädigen könnten. Das Recht der Meinungsäußerung werde er sich nicht nehmen lassen, auch wenn er schließlich dabei allein stehen sollte.“

Noch deutlicher sprach er sich ein andermal aus: „Ich bin jahrzehntelang Minister gewesen, und als solcher war ich gezwungen, über viele Dinge zu schweigen. Das ist nun anders geworden. Ich habe jetzt die größere Freiheit, zu sprechen, wie ich will, weil mich keine bindenden Rücksichten mehr zum Schweigen nötigen. Und warum soll gerade ich nicht reden? Ich bin doch nicht so alt, gebrechlich und schwachmütig, um mich bevormunden lassen zu müssen. Ich fühle mich im Gegenteil frischer als seit langem, ich bin ein kräftiger, lebensfroher Mann, ich kann mich jetzt als Mensch fühlen, was ich unter der drückenden Last des verantwortungsvollen Amtes nicht konnte. Die Versuche, mich in feindlichen Gegensatz zu meinem Nachfolger zu stellen, sind Angstprodukte. Man befürchtet, daß ich wiederkehren könnte. Allein daran denke ich gar nicht, das wäre mir auch gar nicht gelegen. Aber ich lasse mir auch nicht das Recht eines einfachen Bürgers verkümmern, das Recht, ein freies Wort zu reden und meine eigene Meinung zu äußern. Und ich lasse mir dieses Recht am allerwenigsten von kleinlichen Professionspolitikern verkümmern, welche kaum die Höschen getragen haben, als ich schon europäische Politik trieb. Und wovon soll ich als alter Politiker, der ich diesen Beruf vierzig Jahre lang getrieben habe, denn anders reden, als von Politik, die mich immer beschäftigt hat. Hätte ich vornehmlich die Jagd gepflegt, so würde ich von der Jagd reden. So rede ich von der Politik, mag das auch nicht nach dem Geschmack der Angstmeier sein, die sich vor dem „kommenden Bismarck" fürchten. Doch diese sind es nicht allein, welche sich gegen mich ungezogen aufführen. Es giebt noch eine andere Sorte. Das sind die herzlich beschränkten Streber, welche ohne die Kenntnis des Verhältnisses zwischen dem Kaiser und mir sich nach oben einführen und sich dort ein gut Männchen zu machen wähnen. Diese sind ebenso auf falscher Fährte, wie jene, welche durch ihre dreisten Verdächtigungen den Kaiser mir zum dauernden Feinde machen wollen. Auch das ist vergebliches Beginnen. Man sieht, daß diese Leute von Politik nichts verstehen."

Daß die Spannung, die zwischen dem Fürsten Bismarck und seinem Nachfolger eingetreten war, noch keine Wirkung auf die Haltung des Kaisers oder vielmehr auf die persönlichen Beziehungen zwischen ihm und dem ersten Kanzler ausübte, bewies die Thatsache, daß zu Weihnachten als ein Geschenk des Monarchen ein Album mit Aufnahmen aus dem Innern des Palais des ersten Kaisers, namentlich des Vortrags- und Arbeitszimmers, in Friedrichsruh eintraf und daß auch ein freundlicher Neujahrsglückwunsch erfolgte. Aber schon der Februar des Jahres 1891 brachte immer deutlicher Zeichen von einer zunehmenden Spannung, und vor allem trat bald genug die Abneigung, die der zweite Kanzler gegen seinen Vorgänger empfand, auch in offiziellen Äußerungen zu Tage. So verletzte er, um sich gegen die wegen des Zanzibar-Vertrages gegen ihn gerichteten Angriffe zu decken, die einfachsten Regeln der Diskretion, indem er eine vertrauliche Randbemerkung des Fürsten Bismarck aus einem Schriftstücke seines Ressorts dem Reichstage vortrug. Fürst Bismarck ließ keinen Zweifel daran, daß er nicht nur niemals jenes Abkommen geschlossen hätte, sondern daß er auch die Benutzung derartiger Notizen für einen groben Unfug halte. Noch deutlicher wurde die Lage, als im preußischen Herrenhause Graf Hohenthal sich über den Ton der Presse beschwerte und namentlich hervorhob, daß Äußerungen des Monarchen in beleidigender Weise in die öffentliche Debatte gezogen wurden, ohne daß eine Verfolgung einträte. Damals antwortete Herr von Caprivi, dem durch Zuträger gemeldet worden war, daß der Graf beim Fürsten Bismarck nach seiner Entlassung einen Besuch abgestattet hatte, in einer Weise, die in den Thatsachen nicht die geringste Begründung fand: „Wenn der Vorredner der Justizverwaltung den Vorwurf gemacht hat, daß sie nicht aufmerksam die Preßausschreitungen verfolgt, so muß ich sagen, daß in der Presse täglich Dinge zu Tage gefördert werden, die besser ungedruckt blieben, und zwar nicht bloß in der vom Vorredner bezeichneten Presse, sondern auch in derjenigen, welche von weiterher inspiriert

wird, von einer Gegend, zu welcher Graf Hohenthal vielleicht nähere Beziehungen hat, als ich.“ Zugleich wurde bekannt, daß der zweite Kanzler sich an andere Bundesregierungen gewandt hatte, damit auf diejenigen Blätter, die für den Fürsten Bismarck eintraten, Einwirkungen ausgeübt würden. Diese Methode ist vor allem bei der „Münchener Allgemeinen Zeitung“ und späterhin bei den „Leipziger Neuesten Nachrichten“ in Anwendung gekommen. Es ist auch charakteristisch für die Stimmung jener Zeit, daß selbst hochstehende Beamte es nicht zugeben durften, daß von Festversammlungen, an denen sie teilnahmen, huldigende Telegramme an den Schöpfer des Reiches geschickt wurden. In Siegen erklärte der Regierungspräsident offen, es würde ihm seine Stelle kosten, wenn er seine Zustimmung zu einer derartigen Handlung geben würde.

Als Moltke im Mai 1891 starb, wurde einer der Ritter des Schwarzen Adlers nicht zur Leichenfeier eingeladen: Fürst Bismarck; als wenige Monate darauf die Friedensklasse des Ordens pour le mérite, die der verstorbene Generalfeldmarschall getragen, auf den Wunsch zahlreicher Ritter dieses Ordens seinem Genossen bei dem großen Werke der Einigung des Deutschen Reiches, dem Fürsten Bismarck, zugewendet werden sollte, erhielt ihn General von Verdy. Am 1. April war auch zum erstenmal der Geburtstagsglückwunsch des Kaisers ausgeblieben.

Wodurch ist diese augenscheinliche Verstimmung der Krone hervorgerufen worden? Ein persönlicher Anlaß ist nicht bekannt geworden, wohl aber hatte Fürst Bismarck sich offen gegen die neue preußische Landgemeinde-Ordnung erklärt, in der er die Preisgabe einer erprobten bäuerlichen Verfassung zu Gunsten einer parlamentarischen Bureaukratie erblickte, zugleich aber war er gegen die Tendenzen offen aufgetreten, die in wirtschaftspolitischer Richtung sich allmählich immer stärker geltend machten. Schon im Januar war es bekannt geworden, daß die deutsche Regierung sich mit der Herabsetzung des Getreidezolles auf 3½ Mark einverstanden zu erklären bereit sei. Die Schaffung neuer Handelsverträge

aber unter starker Herabsetzung der bisherigen Zollsätze hatte Kaiser Wilhelm persönlich sich zum Ziele gesetzt, und wie er nach einer Reihe von Jahren die Kanalvorlage mit der Autorität der Krone zu decken suchte, so hatte er auch in jenen ersten Jahren sich für die Durchführung seines Planes mit allem Nachdruck eingesetzt. Niemals hat eine seiner Reden ein so stark subjektives Gepräge getragen, wie die Ansprache, die er am 20. Januar an die Brandenburger richtete und in der es hieß: „Ich weiß sehr wohl, daß es in der Jetztzeit versucht wird, die Gemüter zu ängstigen. Es schleicht der Geist des Ungehorsams durch das Land; gehüllt in schillernd verführerisches Gewand, versucht er die Gemüter meines Volkes und die mir ergebenen Männer zu verwirren; eines Oceans von Druckerschwärze und Papier bedient er sich, um die Wege zu verschleiern, die klar zu Tage liegen und liegen müssen für jedermann, der mich und meine Prinzipien kennt. Ich lasse mich dadurch nicht beirren ...... Sie wissen, daß ich meine ganze Stellung und meine Aufgabe als eine mir vom Himmel gesetzte auffasse, und daß ich im Auftrag eines Höheren, dem ich später einmal Rechenschaft abzulegen habe, berufen bin!" Man hat das Ziel dieser Rede durchweg in Friedrichsruh gefunden.

Fürst Bismarck hat sich durch keine Warnung in dem, was er für seine Pflicht hielt, beirren lassen, er blieb der schärfste und sachkundigste Gegner der neuen Verträge, deren Durchführung seinem Nachfolger den Grafentitel bringen sollte, und noch vor der Entscheidung warf er in die Öffentlichkeit das Wort, daß er die Herabsetzung der Zölle für ein vaterländisches Unglück halte. Und gerade der Gedanke, daß es nötig werden könnte, persönlich in den beginnenden wirtschaftlichen Kampf einzugreifen, führte ihn dazu, das aus dem Wahlkreis Geestemünde ihm angetragene Reichstagsmandat anzunehmen.

Schon bald nach seiner Entlassung hatte er sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, von seinem Platz im Herrenhause aus oder als Vertreter eines kleineren Staates im Bundesrat sich ein

gesichertes Auditorium zu verschaffen. Auch war ihm bald das Mandat von Kaiserslautern zur Verfügung gestellt worden. Aber es widerstrebte ihm aus mancherlei Gründen, die parlamentarische Arena aufzusuchen. Dazu gehörten in erster Linie Rücksichten persönlicher, häuslicher und gesellschaftlicher Natur. Überdies wollte er es vermeiden, als Chef der gegen seine Nachfolger gerichteten Opposition zu erscheinen. Endlich widerstrebte ihm von Herzen das in dem Parlamente herrschende kleinliche Fraktionswesen. Seine Abneigung war schließlich so stark, daß er selbst dann, als er im zweiten Wahlgange gegen den socialdemokratischen Cigarrenarbeiter Schmalfeldt das Mandat erhalten hatte, dauernd sich der Reichshauptstadt fern hielt. Einer Deputation aus seinem Wahlkreise führte er die Gründe seiner Zurückhaltung in folgenden Darlegungen aus: „Ich bin im siebenundsiebzigsten Jahre und nicht mehr rüstig genug, um der Aufgabe als Reichstagsabgeordneter so zu entsprechen, wie ich glaube, daß sie erfüllt werden sollte. . . . . . Deshalb habe ich in meiner ersten Antwort erklärt, daß ich zur Zeit außer stande sei, Pflichten zu übernehmen, mit deren Ausübung der Aufenthalt in Berlin verbunden wäre. Das Gasthofsleben ist meinem Befinden weniger zuträglich, wie das Wohnen im eigenen Hause; ich hatte mir lange gewünscht, einmal ein Zimmer zu bewohnen, das ich nur im Sarge zu verlassen genötigt sein würde. Eine kündbare Ministerwohnung bietet diese Sicherheit nicht. . . . Nicht bloß die Unbequemlichkeit, außerhalb der eigenen Häuslichkeit zu wohnen und zu schlafen, hält mich augenblicklich von Berlin zurück, sondern auch die Aussicht auf peinliche Begegnungen mit früheren Freunden, die solche zu sein seit meinem Abgang aufgehört haben. Ich hoffe von Ihnen, daß niemand die schlimme Erfahrung selbst gemacht, mit seiner geschiedenen Frau unversöhnt unter einem Dache zu wohnen. Ähnlich ist das Wiedersehen mit geschiedenen Freunden. Sie werden sich vorstellen können, daß ich in Berlin Begegnungen haben werde, die meinen früheren Freunden vielleicht ebenso, und mehr wie mir unerwünscht

sein würden..... Natürlich kann ich nach meiner Vergangenheit nicht einer Partei angehören; wenn ich in gewissem Sinne auch Parteimann bin, so bin ich es für das alte Kartell, dafür, daß die staatserhaltenden Parteien sich so weit verständigen, wie es ihnen möglich ist, und die Dornen ihrer Programme nicht gegeneinander kehren. Mir giebt es jedesmal einen Stich durch das politische Herz, wenn ich sehe, daß die Fraktionen, die gleich ehrlich bemüht sind um die Erhaltung des Reiches, in Feindseligkeiten gegeneinander bis zu giftigen Invektiven gehen. Da möchte ich gern als friedensstiftender Gemeindediener dazwischen springen und jedem beweisen, daß der tertius gaudens der schlimmere Feind ist. Das ist die Linie, in der auch meine parlamentarische Thätigkeit, wenn es zu einer solchen kommt, sich bewegen wird. Der Gedanke einer prinzipiellen Opposition gegen meinen Amtsnachfolger und die Regierung liegt mir außerordentlich fern; ebenso fern aber liegt es mir, still zu sein gegenüber von Vorlagen, die ich für schädlich halte. Was in aller Welt soll ein Grund für mich sein, bei solcher Gelegenheit zu schweigen? Etwa der, daß ich größere Erfahrung besitze als die meisten Anderen? Die Pflicht, zu reden, welche sich gerade aus meiner Sachkenntnis ergiebt, zielt in meinem Gewissen wie mit einer Pistole auf mich. Die Herren, welche mich deswegen angreifen, haben davon keine Vorstellung. Wenn ich glaube, daß das Vaterland mit seiner Politik vor einem Sumpfe steht, der besser vermieden wird, und ich kenne den Sumpf, und die Anderen irren sich über die Beschaffenheit des Terrains, so ist es fast Verrat, wenn ich schweige. Was sollte ich für andere Zwecke haben, als dem Lande zu dienen? Ehrgeizige etwa? Das wäre doch thöricht anzunehmen. Was sollte ich denn werden? Mein Avancement ist abgeschlossen."

Im vertrauten Gespräch sagte Fürst Bismarck über den Reichstag folgende kleine Bosheit, die ihm ja später auch mit entsprechender Liebenswürdigkeit vergolten wurde: „Auf den heutigen Reichstag paßt am besten das Wort aus dem Freischütz:

„Ich bin kein schlechter Mensch, ich bin nur schwach.“ Unter den elf Fraktionen und den vierhundert Abgeordneten sind vielleicht zwanzig schlechte Menschen. Aber es ist sonderbar, das sind gerade die Führer, die Anderen laufen so mit.“ Damals pflegte der Fürst die Thaten seines Nachfolgers bereits als „Caprivolen“ zu bezeichnen.

Aber wenn Fürst Bismarck auch den parlamentarischen Verhandlungen fern blieb, so suchte und fand er dennoch einen Kampfplatz, auf dem er mit voller Verantwortung seinem Volke sagen konnte, was er zu sagen hatte. Je maßloser die Angriffe seiner Gegner wurden, je schamloser sie sein ehrwürdiges Haupt beschimpften, je lauter sie nach dem Staatsanwalt oder dem Zuchthaus riefen, um so mehr Kreise des deutschen Volkes erwachten aus ihrer Erstarrung, um so lauter jubelten sie dem Manne zu, den sie in der Not der Tage als den getreuen Eckart des Reiches erkannten. Konservative Vereine und nationalliberale Komitees hatten eben noch sich gescheut, in patriotischen Festreden den Namen des greisen Helden zu erwähnen, und doch durchbrach schon das Volk auf der Durchfahrt durch Berlin die Schranken, die von kleinlichen Machthabern der Volksbegeisterung gezogen worden waren, und wenn der Fürst nach Kissingen zog, dann drängte man sich auf allen Bahnhöfen zu ihm, und Tausende zogen nach der Saline, den großen Staatsmann zu begrüßen. Und schon begannen jene gewaltigen Huldigungszüge, die immer stärker anschwellen sollten, Tausende und abermals Tausende zogen dorthin, wo er weilte, und verkündeten ihm, daß der Dank des Volkes nicht erlischt. Dort hat Fürst Bismarck, ohne daß ihn die hämischen Angriffe seiner Gegner unterbrechen durften, ohne daß der Ordnungsruf eines gouvernementalen Präsidenten ihn störte, das ausgesprochen, was ihm zu sagen am Herzen lag. Und alle Welt hat ihm gelauscht, die Einen, um noch lauter als zuvor ihn zu schmähen, die Anderen, um ergriffen von seiner Weise heimzugehen und seine Mahnungen im treuen Herzen zu bewahren. Die Reden, die Fürst Bismarck hielt, waren Kampfesreden, aber keine Zornes-

reden. Aus ihnen tönt uns jene abgeklärte, ruhige Sprache entgegen, die nicht dem Erbitterten, die nicht dem Gekränkten eigen ist, die vielmehr den Weltweisen ziert, wenn er von der Warte einer höheren Einsicht herab die Dinge beurteilt. Nur zuweilen, da sprühte aus den Reden die alte Kampfnatur, die Freude am Blitzen und Sausen der Schwerter, am Krachen der Schilder, die tief im germanischen Wesen ruht.

Es ist kein Zufall, daß die ersten, die in hellen Scharen zum Fürsten Bismarck zogen, deutsche Studenten waren. Der Jugend hat Fürst Bismarck sich stets vertraut gefühlt und gerade bei ihr, die dem Gezänk des Tages noch entrückt ist, die noch einen offenen Sinn hat für die Poesie eines so gewaltigen Lebens, fand er ein reines und treues Verständnis. Der Jugend glückliches Gefühl ergreift das Rechte leicht; der Nützlichkeitstrieb, das Wägen und Messen der späteren Jahre sind ihr fremd, der Enthusiasmus lenkt Herzen und Hände. Wehe dem Volke, dessen Jugend sich nicht zu begeistern vermag an den Thaten seiner Großen! Mag sie im Frühling des Lebens auch überschäumen, so ist doch nur dem, der einst begeistert zu sein vermochte, im späteren Leben die Ernte gesichert. Wenn in Mühe und Kampf über den großen Kanzler jene müde Stimmung kam, der auch die Stärksten zuweilen erliegen, wenn die Resignation ihn zwang, und die Weisheit der Entsagung, daß alles nur eitel sei, ihn zu lähmen drohte, dann richtete er sich auf an dem Vertrauen zu der Jugend. „In unserer Jugend ist ein ganz anderer nationaler Schwung und eine großartigere Auffassung des politischen Lebens, als in meinen Altersgenossen. Lassen Sie uns erst 'mal alle sterben, dann sollen Sie sehen, wie Deutschland in Flor kommen wird!" — so rief Fürst Bismarck schon in jenen Tagen, da er von Loki und Hödur sprach und dem nahenden Völkerfrühling. Und so wurde es eines der poesievollsten Bilder, wenn er immer wieder gleich einem Lehrer unter die Jünglinge trat, nicht wie ein Lehrer, der graue Theorien aus den Büchern schöpft,

sondern als einer, der selbst das grüne Feld des Lebens pflügte und nun goldene Samenkörner in die Furchen senkt. Da erzählte er dann den Lauschenden von den Zusammenhängen des Gewordenen, von den mühseligen Kämpfen um die nationale Unabhängigkeit, von den Mühen, das Gewonnene zu sichern. Er rühmte die deutschen Universitäten, daß sie auch in trüber Zeit das Gefühl der Zusammengehörigkeit wahrten, aber er hielt ihnen auch vor, daß die Flamme, die sie unterhielten, so leuchtend und warm sie gewesen, doch die Bruchstücke des Vaterlandes durch Schmelzen nicht zum einheitlichen Gusse zu bringen vermochte: alle früheren Versuche zur Ausführung des Einheitsgedankens mußten an der irrtümlichen Geringschätzung der dynastischen Kräfte, der Macht von Blut und Eisen scheitern. Und er prägte ihnen die Lehre ins Herz, daß niemals das Eroberungsbedürfnis dauernde politische Gestaltungen schaffen kann, daß die Annexionslust als Grund des Krieges eine bonapartistische Ruchlosigkeit sei, daß *wir* kriegerischen Ruhmes nicht bedürfen, und daß es eben der Vorzug des germanischen Charakters sei, daß er seine Befriedigung in der Anerkennung des eigenen Wertes findet. Und wie er vier Jahre später der Jugend zurief, daß man für das Erreichte Gott danken und nicht herumnörgeln solle an Kleinigkeiten, die hier und dort haften, weil der Mensch den Strom der Zeit nicht schaffen und nicht lenken, weil er nur darauf hinfahren und steuern kann, wie er sie warnte: „Geben Sie sich dem deutschen Bedürfnis der Kritik nicht allzu sehr hin, acceptieren Sie, was uns Gott gegeben hat", so rief er ihr schon jetzt zu, daß sie einst sorgen möge für die Erhaltung der Reichsverfassung. „Wachen Sie eifersüchtig darüber, daß die Rechte nicht angetastet werden, die Sie schützt. Raten Sie zu keiner Änderung, mit der nicht *alle* Beteiligten einverstanden sind. Das ist die erste Bedingung der politischen Wohlfahrt des Reiches; gegenüber dem Auslande bin ich nicht besorgt. Alle Angriffe von außen werden wie Hammerschläge auf uns wirken, unsere Einigkeit nur noch inniger

und stärker machen.“ Und er schloß seine Rede mit den Worten: „Ich betrachte das ganze parlamentarische Fraktionswesen als eine Krankheit, deren Bestand auf dem strebsamen Ehrgeiz der Führer beruht, mit dem sie als politische Condottieri bald nach oben, bald nach unten zu verbessern suchen. Bekämpfen Sie diese unglückliche Neigung zur itio in partes. Wenn wir zusammenhalten, werden wir den Teufel aus der Hölle schlagen.“

Die Tage von München, Kissingen und Jena und vom Sachsenwalde sind Ehrentage geworden in der Geschichte der deutschen Jugend. Die Gegner haben über Götter- und Götzenverehrung gespottet, sie haben es nicht geahnt, welch ungeheure Kraft in jenem Empfinden, in jenem Bedürfnis lag, den Träger und Gestalter des nationalen Gedankens zu feiern, zu besingen und zu umjubeln. Der Schimpf des Strebertums fand seine Widerlegung in dem Enthusiasmus, der den Gefallenen umstürmte, und jeder von ihnen, der hinauszog, dem greisen Kanzler zu huldigen, wird zu denen gehören, die den prometheischen Funken des Nationalgefühls durch die künftigen Geschlechter übertragen. Darum sagte der alte Kanzler auch: „Ich sehe die Jugend so gern.“

Je weiter sich die Politik seiner Nachfolger abwandte von den Grundsätzen, die er selbst zum Heile Deutschlands vertreten hatte, um so ernster und nachdrücklicher wurden seine Warnungen, um so schärfer aber auch zuweilen sein Tadel. Wie er das Abkommen mit England, die neue Landgemeinde-Ordnung, die Vorbereitungen zu den Handelsverträgen verurteilen mußte, so trieb ihn auch sein Gewissen, die Stellung der Regierung in der Polenfrage, die an das Welfentum durch die Auslieferung des Welfenfonds gemachten Konzessionen, vor allem aber auch die Preisgabe der intimen Beziehungen zu Rußland mit aller Offenheit zu mißbilligen. Nicht zuletzt war ihm jene Unruhe, jenes fieberhafte Hasten ein Grund der Sorge, das allmählich immer weitere Kreise mit dem Zweifel erfüllen mußte, ob denn wirklich noch der alte Kurs gesteuert werde, oder ob nicht vielmehr längst

gerade in den wichtigsten Fragen der deutschen Nation ein neuer Weg eingeschlagen worden sei. Überall drängte sich ein Neues, Unerprobtes hervor mit dem Verlangen, in Wirklichkeit umgesetzt und bewundert zu werden. So galt die Mahnung, die Fürst Bismarck an eine konservative Deputation aus Kiel richtete, nicht der einen Partei allein, sondern der ganzen Nation und vor allem ihren Führern, die Mahnung, daß man Ruhendes nicht aufrühren solle, es sei denn, daß der äußerste Zwang es gebiete.

„Man fragt oft,“ so rief er den Holsteinern zu, „was heißt konservativ? Wörtlich übersetzt heißt es „erhaltend“; aber dieses Erhaltende besteht nicht etwa darin, daß man immer vertritt, was die jedesmalige Regierung will. Denn dies ist etwas Wandelbares, die Grundlagen des Konservatismus aber sind beständig... Es giebt ein altes, gutes politisches Sprichwort: „Quieta non movere“, das heißt, was ruhig liegt, nicht stören, und das ist echt konservativ: eine Gesetzgebung nicht mitmachen, die beunruhigt, wo das Bedürfnis einer Änderung nicht vorliegt. Auch in ministeriellen Kreisen giebt es Leute, die einseitig das Bedürfnis haben, die Menschheit mit ihren Elaboraten glücklich zu machen. Eine Regierung, welche unnötige Neuerungen vertritt, wirkt antikonservativ, indem sie gesetzliche Zustände, die sich als brauchbar bewährt haben, ändert ohne Anregung durch die Beteiligten. ... Meine Beteiligung an dem Beginn und Verlauf des Bürgerkrieges in Deutschland, ich meine im Jahre 1866, und die Zertrümmerung alter Formen, waren im Grunde mehr konservativ, als das Verharren bei den Zuständen der Zerrissenheit gewesen wäre. Denn diese hätten schließlich zur Auflösung oder gar zur Fremdherrschaft geführt; für mich aber handelte es sich darum, den Rest des deutschen Nationalgefühls, der unter der Asche fortglimmte, anzufachen, also etwas ganz Altes zu bewahren. Dieses alte Besitztum wurde denn auch bewahrt und verstärkt, in der Hauptsache auf kriegerischem Wege; zum Bedauern ging es auf friedlichem nicht, ist aber nun wohl desto fester gegründet.... Den Vorwurf der Abtrünnigkeit, welchen mir viele der heutigen Konservativen machen, die ihrerseits keine erkennbaren Zwecke verfolgen, halte ich also für ungerecht. Die Einigung Deutschlands war eine konservative That, und ich stehe mit reinem Gewissen vor dem Examen, das mir darüber auferlegt werden könnte.... Meine Wünsche sind nicht gegen die jetzige Regierung gerichtet, ich möchte nur, daß sie den lateinischen Spruch Quieta non movere beachtete als einen der obersten staatlichen Grundsätze. Ich sage das nicht aus Oppositionslust, sondern weil ich an dem gedeihlichen Fortgange der Zustände Interesse nehme, an deren Bildung ich mitgewirkt habe. Man hat von mir verlangt, ich solle mich um Politik nicht mehr kümmern. Niemals ist mir eine größere Dummheit vorgekommen, als diese

unerhörte Forderung. Sachverständige haben bei öffentlicher Behandlung von Fragen, die in ihr Fach schlagen, das größte Recht und unter Umständen die Pflicht, mitzureden, und ich glaube nach meiner langen Amtsführung nicht ganz ohne Fachkenntnis zu sein. Meine Mitwirkung kann sich jetzt nur mehr nach der negativen Seite hin äußern; aber einer Maßregel gegenüber, die ich für schädlich halte, mein fachgemäßes Urteil auszusprechen, werde ich mir von niemandem verbieten lassen. Dies ist auch konservativ, glaube ich; konservativ: nicht ministeriell, sondern erhaltend.

Am 1. April des Jahres 1892 fehlte unter den zahllosen Glückwünschen, die aus ganz Deutschland und überall dort her kamen, wo Deutsche wohnen, der Glückwunsch des Kaisers. Und je lauter der Jubel der Begeisterung zum Fürsten Bismarck empordrang, um so schärfer wurde der Gegensatz zwischen Berlin und Friedrichsruh, bis sich bald darauf jener gewaltige Sturm erhob, der in den Tagen der Wiener Reise über ganz Deutschland dahinfegte und Verwüstungen heraufbeschwor, die erst spät und mühsam geheilt werden sollten. Es begann jene gewaltige Epoche, die in dem deutschen Volke, das sonst so ruhig und nüchtern den Erscheinungen des Tages folgt, eine Leidenschaftlichkeit emporschäumen ließ, die es sonst kaum gekannt, jene Epoche, in der die Nachfolger Bismarcks, indem sie öffentlich die Acht und den Bann über ihn aussprachen, den letzten und äußersten Versuch wagten, ob unser Volk zu ihnen, den Vertretern der legitimen Gewalt, oder zu dem Einen stehen würde, dem es sein Herz geschenkt. Das Volk hat die Probe glänzend bestanden; indem es die Fehler der Späteren verdammte, indem es das Motiv der blassen Nützlichkeit von sich wies, bewies es zugleich die Wahrheit des Satzes, daß die Völker nicht von Zweckmäßigkeitsgründen, sondern von großen Gefühlen sich leiten lassen. Hatte die Geschichte der Jahre nach Bismarcks Entlassung einen tiefen Pessimismus erzeugt, so durfte fortan sich die Gewißheit erheben, daß noch immer eine gesunde Seele in dem gesunden Körper des deutschen Volkes lebt.

Viertes Kapitel.

Im Sturme.

Wiederum ist es unbekannt, welche Gründe dazu geführt haben, daß gerade in der Zeit der Sonnenwende des Jahres 1892 die Entfremdung zwischen dem greisen Edelherrn von Friedrichsruh und seinen Nachfolgern sich derart gesteigert hat, daß sie in dem nun beginnenden Kampfe selbst die Waffen der Ritterlichkeit verschmähten. Eine politische Rede hatte Fürst Bismarck nur einmal gehalten, als eine Deputation der Stadt Siegen ihm den Ehrenbrief überreichte. Er hatte hier wohl seine Stellung zu dem österreichischen Handelsvertrage und zu dem neuen Kurse in der wirtschaftlichen Politik präcisiert, aber er hatte sich ausdrücklich gegen den Gedanken verwahrt, persönlich seinen Nachfolgern gegenüber zu treten. „Wenn ich nach Berlin käme," so hatte er gesagt, „und im Reichstage den Mund aufthäte, so müßte ich der herrschenden Politik schärfer entgegentreten, als ich bisher meiner Stellung und meiner Vergangenheit angemessen finde; ich müßte entweder schweigen, oder so reden wie ich denke. Wenn ich letzteres thue, so hat das eine Tragweite nach unten, nach oben, nach außen und nach innen, an die ich mich heute noch nicht gewöhnen kann. Es kann ja sein, daß die Notwendigkeit für mich eintritt, dieses subjektive Gefühl zu überwinden. Für heute möchte ich nur sagen: „Nondum meridies." Allerdings hatte er sich nicht mit einer negativen Kritik begnügt, er hatte

die Hand an die Wurzel des Übels gelegt und hingewiesen auf die Gefahr, in die durch die Abdikation des Reichstages unser öffentliches Leben geraten mußte. Denn war es einst in langen Kampfesjahren sein Bestreben gewesen, die Rechte der Krone gegenüber dem demokratisierenden Einfluß der Parlamente zu schützen, so mußte er jetzt Front machen gegen einen patriarchalischen Absolutismus, wie ihn die neuen Verhältnisse heraufzuführen drohten. Darum mahnt er immer wieder, als der Reichstag versagte, daß die Volksvertretungen in den einzelnen Bundesstaaten Einfluß nehmen sollten auf die Politik des Reiches, darum sucht er das dynastische Gefühl der einzelnen Stämme zu stärken und in ihnen einen gesunden Partikularismus wach zu halten, darum will er den Bundesrat beleben, darum weist er hin auf den verhängnisvollen Einfluß der Bureaukratie. Fürst Bismarck hat schwer mit sich gekämpft, ob er auf die Teilnahme an den Beratungen über die Handelsverträge verzichten solle; seine Kampfnatur mußte mächtig angezogen werden durch den Gedanken, seinen Gegnern Auge in Auge gegenüber zu treten; er hat es dennoch nicht gethan, vielleicht auch, weil er wußte, daß seine Stimme die des Predigers in der Wüste der Fraktionsstreberei bleiben werde.

Allerdings hatte Fürst Bismarck sich auch gegen den Zustand erklärt, der nach dem Fall des Volksschulgesetzes zu einer Trennung der obersten Ämter geführt, dem Grafen Caprivi nur das Kanzleramt überlassen und in dem Grafen Eulenburg einen neuen preußischen Ministerpräsidenten geschaffen hatte. Aber auch hier war die Polemik, die von den „Hamburger Nachrichten“ geführt wurde, rein sachlich und von praktischen Gesichtspunkten diktiert, so daß Blätter der verschiedensten Parteirichtungen ihr zustimmen konnten. Daß er mit seiner Abneigung gegen die Doppelköpfigkeit der obersten Leitung vollständig im Rechte war, hat, wie immer, die folgende Zeit bewiesen. Aber gerade die erste Hälfte des Jahres 1892 hatte so wenig markante Gegensätze geschaffen, daß die

Gerüchte, die von einer Annäherung zwischen dem Fürsten Bismarck und seinem Kaiser zu erzählen wußten, vielseitigen Glauben fanden. Sogar in klerikalen Blättern war es zu lesen, daß „die Aussöhnung des Fürsten Bismarck mit dem Kaiser, oder besser gesagt, die Wiederaufnahme des Fürsten in Gnaden durch den Kaiser“ trotz allem und allem nicht mehr als ausgeschlossen erscheine, und auch in offiziösen Blättern mußte zugegeben werden, daß „nicht nur am Hofe, sondern auch in den Regierungskreisen eine mächtige Partei zu Gunsten des Ausgleichs unter der Hand thätig sei“. Als einer der Träger dieser Bestrebungen darf Prinz Albrecht von Preußen, der Regent von Braunschweig, angesehen werden, der nicht nur dem greisen Staatsmann stets seine Freundschaft bewahrte, der nicht nur an den Kaiser die Frage gerichtet haben soll: „Wenn Bismarck stirbt, ohne daß Du Dich mit ihm ausgesöhnt hast, was wird die Mit- und Nachwelt dazu sagen?“ — sondern der auch den Mut hatte, sich an einen der Minister des neuen Kurses mit der Bitte zu wenden, daß er eine öffentliche Versöhnung zwischen jenen beiden Männern herbeiführe, die dem Herzen des deutschen Volkes am nächsten standen. So wird die Annahme zur Gewißheit, daß abermals durch heimliche Zwischenträgereien die Hoffnung des deutschen Volkes zerstört und die Kluft zwischen Berlin und Friedrichsruh erweitert wurde. Wo man den Quell dieser Intriguen fand, erklärte das Organ des greisen Kanzlers mit ruhiger Deutlichkeit: „Graf Caprivi wird durch jedes Symptom, das bei Hofe in der Richtung einer kaiserlichen Annäherung an den früheren Kanzler stattfindet, empfindlich berührt; in der offiziösen Presse wird dann regelmäßig, um die Verstimmung des Kaisers neu zu beleben, gesagt, die Opposition des Fürsten Bismarck richte sich direkt gegen den Thron, während die Thatsache doch nur die ist, daß politische Ambitionen, bei denen Fürst Bismarck unbeteiligt ist, um die Gunst des Kaisers miteinander kämpfen. Es handelt sich dabei weniger um einen Kampf zwischen dem Grafen Caprivi und dem Fürsten Bismarck,

als um Herstellung, Erhaltung und Verschärfung kaiserlicher Verstimmungen gegen den früheren Reichskanzler. Wir glauben nicht an einen Streit Caprivi-Bismarck, wir glauben nur an die einseitige Abwehr jeder Möglichkeit einer Annäherung des früheren Kanzlers an den Kaiser.“ Aber auch diese scharfen Auseinandersetzungen des Hamburger Blattes erfolgten erst, als die Wiener Festtage längst vorüber waren, als die Stimmung des ersten Kanzlers bereits unter dem Einfluß der unqualifizierbaren Kundgebung stand, die Graf Caprivi gegen seinen Vorgänger hervorgerufen hat.

Es ist ein Bild von bezwingendem Zauber, das sich jetzt in den Frühsommertagen des Jahres 1892 vor den Augen des deutschen Volkes, vor den Augen der Welt entrollte. Wo ist jenes Greisentum, wo jene Altersschwäche, von der des großen Staatsmannes Gegner zu erzählen wußten? Wo ist jenes heimliche, hartnäckige Streben nach der Rückkehr zur Macht, wo die Scheu vor dem offenen Kampfe, von der die Höflinge raunten? Er, ein einzelner Mann, der die Ungnade seines Kaisers trug, der geächtet und gebannt war von seinen Standesgenossen, von dem man nur leise zu flüstern wagte, wenn er Kritik übte an den Thaten der Späteren, er stand einsam und stolz und festwurzelnd auf dem Erdboden, das Schwert in der Faust, und wenn er es hob, so sank einer der Gegner zu Boden. Ein Heldentum, wie es jene Tage kannten, hatte die Welt zuvor noch nicht gesehen, sie fand ein Gleiches nicht wieder, auch wenn die Gedanken zurückkehrten bis zu der schweren Stunde, in der General York, um Deutschland zu retten, ein Abtrünniger wurde an seinem König. Es sprühte wie Nibelungenzorn aus des greisen Mannes Augen, die nicht mehr gütig auf die ihn Umdrängenden blickten, die stahlhart und scharf den Entschluß verkündeten, erbarmungslose Abrechnung zu halten. Es war kein Spiel des Zufalls, daß auf dem Marktplatz von Jena das Bild des Berlichingers emporstieg. So wie jener einst, verstrickt von den Knechten des Kaisers, ihnen vom Fenster seiner Burg aus das grausamste Hohnwort

zurief, so klang es auch von den Lippen Bismarcks, und so wie dort wanden sich auch hier in ohnmächtigem Zorn die Getroffenen:

Am 4. Mai hatte sich Graf Herbert Bismarck mit der Gräfin Marguerite Hoyes zu Fiume verlobt; am 21. Juni sollte in der helvetisch-reformierten Kirche zu Wien die Trauung stattfinden. Fürst Bismarck hatte sich entschlossen, an der Feierlichkeit, die ihm die Erfüllung eines seiner innigsten Wünsche bringen sollte, sich persönlich zu beteiligen. Am 4. Juni brachten die „Hamburger Nachrichten" die Mitteilung, daß er sich am 17. oder 18. Juni von Friedrichsruh nach Dresden begeben, dort übernachten und am 19. abends nach Wien weiter reisen werde, wo die Ankunft spät abends erfolgen solle. Bereits vier Tage, nachdem diese Mitteilung in die Öffentlichkeit gelangt war, erging von Berlin aus an den kaiserlichen Botschafter in Wien, den Prinzen Reuß, folgende Depesche:

Im Hinblick auf die bevorstehende Vermählung des Grafen Herbert Bismarck in Wien teile ich Euer 2c. nach Vortrag bei Seiner Majestät folgendes ergebenst mit:

Für die Gerüchte über eine Annäherung des Fürsten Bismarck an Seine Majestät den Kaiser fehlt es vor allem an der unentbehrlichen Voraussetzung eines ersten Schrittes seitens des früheren Reichskanzlers. Die Annäherung würde aber, selbst wenn ein solcher Schritt geschähe, niemals so weit gehen können, daß die öffentliche Meinung das Recht zur Annahme erhielte, Fürst Bismarck hätte wieder auf die Leitung der Geschäfte irgendwelchen Einfluß gewonnen.

Falls der Fürst oder seine Familie sich Eurer Durchlaucht Hause nähern sollte, ersuche ich Sie, sich auf die Erwiderung der konventionellen Formen zu beschränken, einer etwaigen Einladung zur Hochzeit aber auszuweichen. Diese Verhaltungsmaßregeln gelten auch für das Botschaftspersonal. Ich füge hinzu, daß Seine Majestät von der Hochzeit keine Notiz nehmen werden.

Euer . . . sind beauftragt, in der Ihnen geeignet erscheinenden Weise sofort hiervon dem Grafen Kalnoky Mitteilung zu machen. Graf von Caprivi.

Dieses Schriftstück ist erst später, am 7. Juli, vom „Reichsanzeiger" veröffentlicht worden, Fürst Bismarck jedoch ist zu seiner

Kenntnis bereits während seines Aufenthaltes in Wien gelangt. So ist es erklärlich, daß seine Kundgebungen vor dieser Zeit frei waren von jeder Polemik, während alle Reden, die er in der folgenden Zeit hielt, und vor allem die Äußerungen, die er in Wien für die Öffentlichkeit bestimmte, erfüllt waren von dem Geiste eines zorngewaltigen Titanen. Und es war, als ob dieser Geist schon von dem Tage an, da er in Dresden sprach, sich verbreitete über alle seine Hörer, es war, als ahnten sie etwas von dem ungeheuerlichen Unrecht, das man dem besten Deutschen gethan. Schon wiederholt war Fürst Bismarck seit seiner Entlassung durch deutsche Lande gefahren, und immer hatte ihn jubelnde Liebe empfangen; aber all' die Tausende, die jetzt eilten, ihn zu begrüßen, hatten die Front nach Berlin gewendet, und jeder von ihnen wußte, daß der Jubel, der dem Fürsten Bismarck erklang, als ein schriller Mißklang empfunden wurde in dem Hause seines Nachfolgers. Das deutsche Volk wollte sein Urteil fällen und es wollte es erzwingen, daß man dieses Urteil überall vernehme; was es gefehlt hatte, als man den Kanzler entließ und als man mit dumpfem Schweigen die verhängnisvolle That vernahm, das machte man gut, indem man jetzt in hellen Scharen zu ihm hinüber ging und Zeugnis für ihn ablegte. Schon in Berlin auf dem Bahnhof erklang, als der greise Fürst mit den Worten: „Meine Aufgabe ist Schweigen“, es ablehnte zu sprechen, der spontane Ruf: „Wenn Durchlaucht schweigen, so werden die Steine reden“, — Fürst Bismarck hat nicht geschwiegen und dennoch redeten die Steine von der schmählichsten That, die das neue Deutschland sah.

Und noch ein Seltsames begab sich. Es waren vor allem Söhne der Stämme, die einst im Bruderkampfe gegen Preußen gestanden, die später nur schwer sich in die neue Ordnung der Dinge gefunden hatten, welche jetzt um Bismarck sich scharend die Freude an dem Gewordenen in der Verehrung für den Schöpfer des Reiches am klarsten Ausdruck verliehen. Sachsen, Bayern

und Württemberger, Thüringer und Hessen bezeigten ihre Treue nicht nur dem Fürsten, sondern auch seinem Werke. Und aus allem, was der greise Staatsmann zu ihnen sprach, klang die helle Freude, daß es so kam, daß aus den Gegnern von einst die tapfersten Streiter für das gemeinsame Deutschland wurden.

In Dresden konnte der Wagen, der den Fürsten zu seinem Hotel führte, nur mit Mühe die Menschenmassen durchschneiden, die ihn mit stürmischen Kundgebungen empfingen, von denen jeder Einzelne sein Antlitz zu schauen, seine Hand zu erfassen bestrebt war. Schon dem ersten Redner, der ihm den Gruß der Hauptstadt entbot, sprach er seine Freude aus, daß die einzelnen Stämme sich kennen gelernt und gegenseitiges Vertrauen gewonnen haben: „Gott sei Dank, daß wir so zufrieden miteinander stehen; sehr viel Mißverhältnisse und viel Mißtrauen hat geherrscht, jetzt stören keine Mißverständnisse das Vertrauen mehr. Es war eine schwere Arbeit, uns zusammen zu bringen, schwerer aber wird es sein, uns zu trennen." Den ungezählten Tausenden aber, die mit Fackeln an ihm vorüberzogen, rief er zu: „Das gegenseitige Wohlwollen der deutschen Stämme war früher nicht; es ist das Ergebnis der Politik der letzten Jahrzehnte! Gott erhalte es! Wir wollen sein und bleiben ein einig Volk von Brüdern, wie wir im Kampfe geworden sind." König Albert von Sachsen hatte den Fürsten Bismarck nicht persönlich begrüßen können, aber er hat mit teilnehmender Freude die Kundgebungen verfolgt, in denen die Bürger seiner Hauptstadt den greisen Kanzler ihrer Liebe versicherten.

Die ersten Festlichkeiten in Wien trugen einen eigenartigen Stempel: die heimliche Botschaft des Grafen Caprivi, der Uriasbrief, hatte gewirkt. Schon den Bericht über den ersten Festabend im Palais des Grafen Palffy konnte ein Münchener Blatt mit folgenden Worten schließen: „Wie bietet doch die Schaubühne nur einen matten Abglanz der Pracht und der Bitterkeit des wirklichen Daseins. Da fehlen oben im Saale alle Mitglieder

der deutschen Botschaft in Wien, deren Chef sich in den edelmütigsten Bestrebungen erschöpft hatte, den Bruch zu heilen. Da stehen zwei Herrscher verstimmt abseits, welche solange den weisen Ratschlägen des weisen Staatsmannes geglaubt hatten. Festglanz und gerechte Bitterkeit des Herzens; Begeisterung des Volkes und ungnädiges Abwenden der Höfe; das verklärte Lächeln der Braut und die ernsten Erwägungen der Familie von Staatsmännern, in die sie tritt — all das vereinigte sich zu dem fesselndsten Gemälde, das nur die Phantasie ersinnen könnte."

Vor allem waren die Berliner Bemühungen darauf gerichtet gewesen, einen Empfang des Fürsten Bismarck durch den Kaiser Franz Joseph zu vereiteln. Schon längere Zeit vor der Hochzeit hatte die Gemahlin des deutschen Botschafters, Prinzessin Reuß, eine treue Freundin und begeisterte Verehrerin des Fürsten Bismarck, die Tochter des Großherzogs von Weimar, sich an den Oberhofmeister Fürsten Hohenlohe gewandt, um zu sondieren, ob der Kaiser den alten und bewährten Freund seines Hauses empfangen würde. Die Antwort hat selbstverständlich zusagend gelautet. War doch der Staatsmann seit mehr als vierzig Jahren mit den Wiener Hofkreisen in Verkehr, bestand doch, soviel auch Österreich und er in Gutem und Bösem miteinander erlebten, eine gegenseitige hohe Achtung. Auch der Kaiser selbst wünschte auf das herzlichste den greisen Staatsmann wiederzusehen. Aber ein Brief aus der Botschaft, von einem der Mitglieder des Personals nach Berlin gesandt, veranlaßte den zweiten Kanzler, alle Minen springen zu lassen, um die geplante Audienz zu verhindern. Es wurden direkte Wirkungen auf das Hoflager in Budapest ausgeübt und die ganze Sache so heimlich geführt, daß der Fürst erst in der letzten Stunde, zu einer Zeit, als es ein Rückwärts für ihn nicht mehr gab, von der Ablehnung seines Gesuches Kenntnis erhielt. Am 5. Juli schrieben die „Hamburger Nachrichten", indem sie das Wort von dem Uriasbrief prägten: „Die Mittel, die benutzt worden sind, um dem Kaiser von

Österreich den ursprünglich von ihm beabsichtigten Empfang des Fürsten Bismarck zu verleiden, machen den Eindruck einer Geringschätzung und Schädigung der gesellschaftlichen Stellung des Fürsten Bismarck, die notwendig als persönliche Kränkung wirken mußte. Daß vom Fürsten Bismarck die Audienz beim Kaiser Franz Joseph nachgesucht wurde, war eine ganz unabweisbare Konsequenz der vierzigjährigen persönlichen und amtlichen Beziehungen, die zwischen dem Kaiser Franz Joseph und dem früheren Kanzler vorhanden waren. Es wäre von letzterem eine Unhöflichkeit gewesen, wenn er es unterlassen hätte, sich in Wien zur Audienz zu melden, und wenn er den Wunsch, empfangen zu werden, nicht zum Ausdruck gebracht hätte. Daß er durch Berliner Einflüsse in die Kategorie von Persönlichkeiten verwiesen wurde, die man nicht empfangen kann, fällt in die Analogie der früher üblichen Scheltbriefe, mit denen Personen an fremden Orten diskreditiert wurden und vor Verkehr mit ihnen gewarnt wurde. Wir können in dem Vorleben des Fürsten Bismarck nichts finden, was eine so beleidigende Klassifizierung verdient hätte."

Als Fürst Bismarck von den Schritten erfuhr, lohte seine Leidenschaftlichkeit gewaltig empor. Es ist charakteristisch für ihn, der einst so tapfer seinen Mann auf der Mensur gestanden, daß es sein erstes Bedürfnis war, auch jetzt seinen Beleidiger vor die Klinge zu fordern. „Daß mir Caprivi nachsagte," so äußerte er sich zum Verfasser, „ich verstände von der Politik nichts, und das auch nach dem Auslande amtlich mitteilte, war mir egal. Das konnte nur ihn blamieren. Aber daß er bei der Wiener Sache in meine gesellschaftlichen Rechte eingriff, — ich habe ihn zuerst f o r d e r n w o l l e n und hatte mir auch schon meinen Kartellträger ausgesucht. Ich habe noch eine recht sichere Hand und hätte mich auch etwas eingeschossen. Aber dann überlegte ich mir die Sache und fragte mich, was dann geschehen wird. Ich bin Offizier, man wird die Geschichte vor ein Ehrengericht von alten Generalen bringen, dann wird viel hin und her

geredet, Versöhnungsversuche gemacht und allerlei nichtssagende Erklärungen ausgetauscht. Ihn hätte ich ja doch nicht vor die Pistole gekriegt, so habe ich es denn unterlassen." Fürst Bismarck nahm keinen Anstand, das Verhalten Caprivis als „eine enorme Dummheit" zu bezeichnen und hinzuzufügen: „Die Erlasse bilden in Wahrheit eine Beleidigung des Kaisers von Österreich, den man gesellschaftlich unter Kuratel gestellt hat."

Mit Recht hat das Hamburger Organ des Fürsten Bismarck später geschrieben, daß die an den Prinzen Reuß ergangene Depesche keineswegs den einzigen Versuch bezeichnete, den Empfang des Fürsten beim Kaiser von Österreich und die Teilnahme der Hofgesellschaft an den Hochzeitsfestlichkeiten zu hintertreiben. Es ist die Gemahlin des Botschafters, Prinzessin Reuß, gewesen, die unter ausdrücklicher Berufung auf ihre Stellung als Tochter eines Souveräns mit dem greisen Staatsmann in persönliche Beziehungen trat und ihm unter Thränen der Entrüstung von den unwürdigen Machinationen Kenntnis gab, deren man sich bediente. Und mußte nicht der Eingriff in die persönliche und gesellschaftliche Stellung des Fürsten Bismarck fast ebenso verletzend wie für ihn auch für einen Mann von dem Range des Prinzen Reuß und von der Herkunft seiner Gemahlin sein, die ebenso wie andere hochstehende Persönlichkeiten bereits die Einladung zu dem Familienfeste angenommen hatten? Aber noch in einer anderen Richtung verbreitete der Erlaß ein eigentümliches Licht: er geht von der Voraussetzung aus, daß Schritte unternommen worden seien, um eine Annäherung zwischen dem Kaiser und seinem ersten Kanzler herbeizuführen, und er verrät mit aller Deutlichkeit, daß diese Schritte ohne Erfolg geblieben waren. Warum aber mußte ausdrücklich hinzugefügt werden, daß der Fürst niemals wieder einen Einfluß auf die Geschäfte gewinnen werde? Es lag kein sachliches Bedürfnis vor, das Verbot der Beteiligung an den Festlichkeiten durch ein solches Pronunciamento zu komplizieren. So war der Verdacht nur allzu begründet, daß hiermit dem Centrum und

seiner demokratischen Gefolgschaft ein für allemal eine Bürgschaft gegeben werden sollte, daß eine Rückkehr zum alten Kurse ausgeschlossen sei. Hier liegt vielleicht auch die Erklärung dafür, daß später an die Stelle der heimlichen Vehme durch die Publikation der Erlasse eine Art von öffentlichem Gerichtsverfahren trat. Und auch hier trat es klar hervor, daß Herr von Caprivi mit aller Kraft und leider nicht ohne Erfolg die Rolle des Malvolio spielte, daß er es war, der die versöhnlichen Neigungen des Monarchen in das Gegenteil verkehrte. Kaiser Wilhelm hatte zur Verlobung des Grafen Herbert Bismarck ihm seinen Glückwunsch ausgesprochen — sicherlich hat er damals noch nicht die Absicht gehabt, das Verbot der Teilnahme an der Hochzeit zu genehmigen; Zeichen des Wohlwollens waren auch bei anderen Gelegenheiten dem Hause des Fürsten Bismarck zu teil geworden. So bleibt die volle Last der Verantwortung auf dem Grafen Caprivi ruhen, und es ist nur eine Genugthuung, die das Schicksal dem Fürsten Bismarck schuldete, daß er es noch erleben durfte, wie dieser Mann mit allen Zeichen der kaiserlichen Ungnade später von seinem Posten entfernt wurde.

Die erste Antwort, die Fürst Bismarck auf den Angriff seines Nachfolgers gab, hatte die Form eines Interviews mit dem Vertreter der „Neuen Freien Presse“. Hier fehlte zum erstenmal die persönliche Rücksichtnahme, deren sich sonst Fürst Bismarck beflissen hatte. Nach dem Grundsatz à corsaire corsaire et demi griff er jetzt zu Wendungen, aus denen unverhüllt die ganze Empörung des beleidigten Edelmannes lohte, Wendungen, die sich später bis zu dem kräftigen Vorwurf der „dummdreisten Unverschämtheit“ steigerten.

Den Eindruck, den die Persönlichkeit des Fürsten Bismarck in jener Zeit hervorrief, schildert der Vertreter des genannten Blattes in folgenden Worten: „Ich hatte ihn schon früher wiederholt auf der Straße gesehen, aber ich fand, daß alle Vorstellungen, die man sich von ihm macht, falsch sind. Ich merkte keine Spur

von Schwerfälligkeit oder Schwäche, er bewegte sich so frisch und gewandt, daß es fast wie Koketterie aussieht, wenn er mit einer gewissen Vorliebe auf sein Alter hinweist. Auf dem hoch aufgeschossenen Körper sitzt ein Kopf, der im Verhältnis klein ist, den aber niemand vergessen kann, der ihn je gesehen hat. Energie, Klugheit, Hang zur Lebensfreudigkeit, Humor, Würde und Ernst, das alles läßt sich rasch ablesen und wird durch ein lebhaftes Mienenspiel versinnlicht, das gleichsam einseitig, je nach der Wendung des Gespräches bald diesen und bald jenen Charakterzug stärker ins Gesicht prägt. Das Schönste aber ist das offen geschnittene, etwas hervortretende, große glänzende Auge mit seiner stahlblauen Farbe. Dieses Auge muß das wichtigste Werkzeug des Fürsten Bismarck gewesen sein; denn der Besucher fühlt, wie es sich prüfend einbohrt, das Ganze der Persönlichkeit zu ergründen sucht, am Körper von oben bis unten mit dem Blicke niedergleitet und nach dem Aufschlagen auch das Urteil kundgiebt. Er ist nicht liebenswürdig im Sinne der Herablassung oder der sichtbaren Lust zu gefallen, er ist einfach, natürlich-menschlich, offen, ohne die Spur einer Affektation. Er versetzt den Besucher in eine angenehme, bequeme und im Gleichgewichte ruhende Stimmung, und in die Spannung des Hörers drängt sich das Vergnügen, wenn er vernimmt, wie die Stimme die Sätze bald fließend, bald stockend, da ein Wort suchend und dort ein gebrauchtes verbessernd, aus dem Munde holt und wie sich alles ohne Zwang zu Pointen zuspitzt, die brillant und überraschend zugleich plötzlich hervordringen. Ein solches Gespräch ist ein geistiger Genuß, dem sich nichts vergleichen läßt.“ Der Bericht des Wiener Blattes hat dem Fürsten Bismarck zur Kontrolle vorgelegen, die scharfen Wendungen, die er enthielt, hatten seine ausdrückliche Billigung gefunden. Er wollte es, daß man erfahre, wie er die Schuld an der nachteiligen Fassung der Handelsverträge zurückführe darauf, daß „bei uns, weil eben alles geändert und gewendet werden mußte, Männer in den Vordergrund gekommen sind, die früher

im Dunkeln gehalten wurden", er wollte, daß seine Nachfolger von der Verurteilung der auswärtigen Politik und von seiner Ansicht Kenntnis erhielten, daß sie das Terrain nicht kennen, auf dem sie sich bewegen, daß sie zur steeple-chase reiten, ohne zu wissen, ob der Graben nicht zu breit sei, über den sie hinwegsetzen wollen, er wollte auch vor der Öffentlichkeit feststellen, daß durch die Schuld des zweiten Kanzlers der starke, in dem Neutralitätsvertrag gegebene Draht nach Rußland unmittelbar nach seinem Rücktritt zerstört wurde. Scharf pointiert aber war vor allem die Art, mit der er den ihm persönlich entgegengeschleuderten Fehdehandschuh aufnahm: „Ich habe gar keine persönlichen Verpflichtungen mehr gegen die jetzigen Persönlichkeiten und gegen meinen Nachfolger. Alle Brücken sind abgebrochen. Man sprach davon, mich zum Präsidenten des Staatsrats zu machen. Warum nicht lieber zum Generaladjutanten, da ich doch die Uniform trage? Dann könnte ich die Minister gegen den Kaiser, oder diesen gegen die Minister schützen und die Camarilla wäre fertig. Auf solche Dinge gehe ich nicht ein. Dazu fehlt mir doch die christliche Demut."

Der Mann, zu dem Fürst Bismarck gesprochen, schloß seinen Bericht mit den Worten: „Ich verließ ihn mit dem Eindruck, als hätte ich der Geschichte selbst ins Angesicht gesehen." Die Anderen aber, die sein Werk fortsetzen sollten, hatten schon zwei Jahre vorher das Ausland gemahnt, daß man den Anschauungen des Fürsten Bismarck einen Wert nicht beilegen dürfe. Der Schlag, den Fürst Bismarck in Wien geführt, hat seinen Gegnern eine unheilbare Wunde gebracht. Während er, selbst auf der kleinsten Station, von dem Jubel des deutschen Volkes begrüßt, den unvergleichlichen Triumphzug antrat, der ihn über München, Kissingen und Jena zurückführen sollte in die Heimat, suchten sie durch hämische Artikel das Maß ihrer Schuld noch zu vergrößern. Diese Artikel mußten um so widersinniger wirken, als gerade die Tage, die Fürst Bismarck in der bayerischen Hauptstadt zugebracht

hatte, eben vergangen waren, Tage, die ihn uns von neuem in der ganzen Größe seiner energischen Vaterlandsliebe gezeigt hatten. Dort in München, dessen Bürger als so preußenfeindlich, als so verbissen in ihrem Partikularismus gelten, dort, wo noch immer ein großer Teil des Volkes die alte Rivalität zwischen Süd und Nord nicht vergessen will, ist der Mann, der die beiden getrennten Teile des Reiches zu einem Ganzen zusammenschweißte, der einst gehaßt wurde mit aller Kraft, empfangen worden mit einem Jubel, wie er dort vielleicht noch nie ertönt war. Es war nicht nur die Lust der Opposition gegen die, die heute die Macht hatten, nicht nur die sympathische Freude des Bajuvaren an dem Trotz, mit dem Fürst Bismarck sein Recht betonte, auch nicht allein die Freude an der gemütlichen Weise seines Verkehrs, welche die Scharen in seinen Bann zwang: aus den nüchternen und ruhigen Menschen brach auch die leidenschaftliche Empörung über die Schmach, die dem Einzigen angethan worden war von den Vielzuvielen. Dort, wo nicht die Servilität die Sprache der Ehrlichkeit unterdrückt, wird es noch immer gleich einer persönlichen Beleidigung empfunden, wenn die Gernegroßen den ragenden Mann hinabzerren wollen auf das eigene dürftige Niveau. Und vor allem: Fürst Bismarck erschien als der Repräsentant jener Gedankenwelt, die einst die große Vergangenheit gebar; ihm gegenüber standen die Neuen, die er anklagte, daß sie seine Bahnen verließen. Das Volk, das nicht eingezwängt war in die Schnürbrust der Partei, erklärte sich für den Bewährten, für den tausendmal Erprobten. Und Fürst Bismarck vergaß den Zorn der Gegenwart und in ergreifenden Worten mahnte er nur, festzuhalten an dem Erbe der Väter: „Die Kundgebungen, welche mir zu teil wurden, geben mir Grund zu fester Hoffnung für unsere deutsche Zukunft. Das ist keine Überhebung; denn die Äußerungen des Wohlwollens für mich persönlich sind ein Ausdruck der Befriedigung mit den Zuständen, wie sie sind, und da giebt es die Aussicht, daß die fünfzig Millionen unserer Landsleute sich das Errungene

nicht werden rauben lassen. Es ist eine besonders gnädige Führung Gottes gewesen, daß er unsere scheinbar lange von der Vorsehung vergessene Nation in die Wege geleitet hat, die zu einer dauernden Einigung zu führen geeignet waren. Gott hat uns so geführt, daß in jenem Werdegange alle Volksstämme mit deutschen Armes Kraft mit auf den Amboß zugeschlagen haben, auf dem die Einheit geschmiedet ward. Daß wir alle vereint haben mithelfen können, ist die Bürgschaft der Dauer. Nach engeren Formen der Einheit zu streben, ist unnötig; das Beste ist des Guten Feind, ohne daß ich deswegen in allem contenti estote sagen möchte. Der deutsche Sinn wird uns nicht verlassen, und ich glaube nicht, daß äußere Gewalt uns etwas thun kann. Ich gehe noch weiter, ich glaube nicht, daß die große Gefahr, welche im teutonischen Selbständigkeitsgefühle liegt, uns auseinandersprengen könnte. Trotz aller Utopien bleibt herrschendes Prinzip in Deutschland doch immer die öffentliche Meinung des großen Durchschnitts der gebildeten Stände. Ich werde in den heimischen Wald befriedigter zurückkehren, als ich ihn verließ.“ Und weiter sagte er: „Wir sind gerade durch die große Macht, die uns die gewonnene Eintracht bietet, ziemlich sicher, daß wir nicht mit demselben Mutwillen angegriffen werden, wie noch vor einigen zwanzig Jahren und früher öfter. Man hat ja doch gesehen, daß das geeinigte Deutschland sich nicht so behandeln läßt, wie das zerrissene, wir haben die volle Ebenbürtigkeit im Ansehen vor dem Auslande mit den anderen großen Nationen, die früher als wir einig geworden waren, ganz zweifellos erlangt. Man respektiert uns, und man wird uns nicht mutwillig angreifen, namentlich, wenn fest bestehen bleibt die südliche und südöstliche Deckung unserer Grenze.“ „Früher,“ so ergänzte er im privaten Gespräche seine Worte, „war mein ganzes Bestreben dahin gerichtet, das monarchische Gefühl im Volke zu heben. An den Höfen und in der offiziellen Welt wurde ich gefeiert und mit Dankbarkeit überhäuft. Das Volk wollte mich steinigen. Heute jubelt mir das Volk dafür zu,

während die anderen Kreise mich ängstlich meiden. Ich glaube, das nennt man Ironie des Schicksals.“ So überwältigend waren die Tage von München, daß selbst ein Blatt, das eben noch von dem großen Staatsmann schmähend gesagt hatte, er laufe nörgelnd und polternd hinter dem Reichswagen her, zu dem Urteil gelangte, daß der deutschen Einheit, wie sich selbst und den wichtigsten Thaten in seinem eigenen Wirken der gewaltige Schöpfer dieser Einheit in München ein unvergängliches Denkmal setzte.

Ganz Deutschland stand unter dem gewaltigen Eindruck dieser Tage. Von neuem fühlte das Volk sich unter dem Bann einer weltgeschichtlichen Persönlichkeit. Und die Wirkung dort, wo man sich rühmte, sein Werk fortzuführen? In langen Sitzungen berieten die Minister, was zu thun sei, dem Verfehmten das Schwert zu entreißen. Man drohte damit, Akten zu veröffentlichen und pries zugleich selbstgerecht die eigenen Thaten, man klagte den Fürsten Bismarck an, daß er den Träger der Krone angreife, daß er die eigene historische Gestalt trübe, daß er Kaiser und Reich schädige. Er wolle entweder seiner persönlichen Verstimmung Luft machen oder einen Wechsel in den Personen der Regierung herbeiführen und kümmere sich nicht darum, ob er nicht durch sein Verhalten eine tiefe Erschütterung des Staatslebens heraufbeschwöre. Gewiß habe er das Recht, politische Kritik zu üben, aber er mißbrauche dieses Recht. „Wir erinnern uns,“ so schloß der Artikel in dem Blatte des Grafen Caprivi, „keines ähnlichen Verhaltens eines abgetretenen Staatsmannes in der Geschichte anderer Reiche, geschweige denn in der Deutschlands.“ Und an demselben Tage erschien noch ein zweiter Artikel, der weniger das Gepräge des Kanzlers als das eines der Minister trug. Da wird das mißliche Verhältnis zu Rußland bezeichnet als „die Erbschaft, die Fürst Bismarck seinen Nachfolgern hinterließ“, da wird sein Urteil über die Handelsverträge das „einseitigste Produkt anspruchsvoller Einzelvorteile“ genannt, da wird die Frage gestellt, warum denn der Fürst, wenn sein Rat „nach seiner eigenen Ansicht dem Deutschen

Reich so unentbehrlich sei, nicht in den Reichstag gehe?" Und höhnisch heißt es dann weiter: „Der Fürst sagt zur Rechtfertigung seiner Enthaltung, die ihm, soviel wir wissen, von maßgebender Stelle noch nicht schwer gemacht worden ist, der Wagen der deutschen Politik sei nun einmal auf ein falsches Geleise geführt, und diesen Wagen nunmehr, immer ausweichend, auf Nebengeleise zu lenken, sei nicht seine Sache. Dagegen scheint es die Sache des Fürsten zu sein, die schwierige Lenkung des Wagens durch gewaltsam erregtes Mißtrauen in die Führung bei Freund und Feind mit allen Kräften zu gefährden. Ob dies wohl patriotisch ist?" Bedauernd wird versichert, daß die Erinnerungen des Fürsten Bismarck bereits anfangen, sich völlig zu verwirren. Es sei ein Anblick ohne Beispiel, daß ein Staatsmann und Held den größten Beitrag leistet zur Erfüllung der teuersten Wünsche seines Volkes, daß er dann aber, weil er nicht der Führer seines Werkes geblieben, alles thut, um die Führung zu vereiteln und das Werk der Zerstörung auszusetzen. „Ein Mann, der solches unternimmt, kann allerdings sich der gewaltigen Stärke seiner Stellung bewußt sein. Ihn angreifen in seinen Fehlern und seinem verderblichen Beginnen, heißt einen großen Nationalbesitz antasten und vielleicht der Vernichtung preisgeben. So stehen die Männer, denen die ehrenvolle Berufung zu teil geworden, das Werk des Fürsten Bismarck fortzuführen, vor der Aufgabe, ihre Arbeit vor allem zu schützen gegen den Mann, dessen Schöpfung sie erhalten sollen. Es ist eine peinliche Wahl für einen Zugführer, entweder den Zug über die Hindernisse brausen zu lassen, die von dem früheren Führer auf die Schienen geworfen werden, damit aber den Zug der Zerschellung auszusetzen, oder die Hindernisse fortzuschleudern und damit einen Mann zu treffen, der die lenkbare Kraft erst geschaffen. Niemand kann den Umfang des Schadens ermessen, den der Fürst dem eigenen Vaterlande zuzufügen gewillt ist. Niemand kennt die Waffen, die er glauben mag, bereit zu haben; aber die Pflicht, die höchsten Güter

der deutschen Nation auch gegen den Mann zu verteidigen; der diese Güter einst am meisten gefördert, darf von den Führern des Staates weder verkannt noch zurückgewiesen werden." Damals war es, wo aus dem Munde des Centrumsführers Lieber das Echo erklang: „Bismarck soll die Hände lassen von deutscher Macht und Herrlichkeit! Wir bezeugen laut und feierlich, wir stehen hinter dem Grafen Caprivi!"

Die ungeheuerlichen Invektiven, die in den offiziösen Artikeln der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" gegen den Fürsten Bismarck gerichtet waren, fanden durch den Angegriffenen eine Zurückweisung, die man in solcher Schärfe in Berlin wohl kaum erwartet hatte. Man hat von dem greisen Staatsmann nicht mit Unrecht behauptet, daß in ihm der deutschen Presse der beste Journalist verloren gegangen sei. Und in der That hat seit seinem ersten Debut in der „Kreuzzeitung" wohl niemand eine so feine Klinge geführt wie er. Indem er jetzt die Fiktion aufstellte, daß jener Artikel lediglich die Privatarbeit des Redakteurs Pindter sei, erhielt er die Möglichkeit, seinem Nachfolger seine Meinung in einer Form zu sagen, die den Ton des Salons mit vollem Bewußtsein verließ. Hatte man in Berlin „mit Schrecken erkannt, daß die Erinnerungen des Fürsten Bismarck anfingen, sich völlig zu verwirren", so erkannte man jetzt mit noch größerem Schrecken, daß der greise Staatsmann trotz seiner Verwirrung seinen Gegnern geistig doch noch um ein Beträchtliches überlegen war. Der Tag von Jena bewies später, daß Fürst Bismarck hinreichenden Mut besaß, seinen Feinden auch ohne Helm und Schild gegenüber zu treten.

Die Antwort, die Fürst Bismarck auf die offiziösen Angriffe gab, lautete kurz und verständlich: „Dor lach' ick öwer!" Mit feiner Ironie erklärte er weiter, daß „so erfahrene und wohlerzogene Leute, wie die jetzigen Staatsleiter, nicht hinter den dummdreisten Artikeln stecken könnten; ihnen die Verantwortung zuzuschreiben, sei eine Beleidigung. Und indem der Fürst weiter seine Polemik an den Redakteur statt an den Kanzler richtet, läßt

er in seinem Hamburger Blatt mitteilen: „Der Fürst findet, daß es einen lächerlichen Eindruck machen muß, wenn der Redakteur Pindter sich auf das Katheder setzt und den früheren Reichskanzler, der dreißig Jahre lang die Politik zur Befriedigung der Krone und des Volkes geführt hat, wie in einer Sonnabend-Censur auf der Schule abkanzelt, in der Tonart eines Verweises, dem wegen früherer guter Aufführung eine schärfere Strafe einstweilen nicht folge." Schon wegen dieser Drohung könnten nicht Politiker höherer Ordnung die Verfasser sein. Wenn übrigens die heutigen Minister auf ihren bisherigen Wegen fortführen, dann würden sie noch ganz andere Dinge zu hören bekommen als in Wien. Die norddeutschen Artikel mit ihren Drohungen seien einfach eine „geschmacklose Lächerlichkeit". Wolle man im übrigen versuchen, ihn durch gerichtliche Klage zum Schweigen zu bringen, so wäre es ihm gar nicht unwillkommen; er habe nichts gegen einen dramatischen Abschluß seiner politischen Laufbahn einzuwenden, auch wenn die Folgen für ihn ernster sein könnten, als es nach Lage der Gesetzgebung möglich sei. Wenn sein Handeln als ein „Anblick ohnegleichen" bezeichnet werde, so sei das ein Zeichen der größten geschichtlichen Unkenntnis; auch Thiers habe nicht nur den Minister Guizot, sondern auch die Minister Napoleons in keiner Weise geschont. Wenn man seine Kritik als „ein verderbliches Beginnen" auffasse, so sei Fürst Bismarck umgekehrt überzeugt, daß vielmehr das Beginnen der heutigen Minister dem Staate zum Verderben gereiche. Anderer Ansicht seien nur die Reichsfeinde. Wenn endlich seine Nachfolger behaupteten, sein Werk fortzuführen, so sei er der Meinung, daß sie alles andere betrieben als sein Werk; er verwahre sich gegen die Mitverantwortlichkeit, die darin liege, daß dieses sein Werk sei. Man müsse erstaunt sein, daß die Minister nicht sofort die Pindterschen Artikel desavouiert hätten, denn sie schadeten nur ihnen und dem Staate, nicht aber dem Fürsten Bismarck.

Die Antwort der gekränkten Minister war eigentümlich genug, sie bestand in der Veröffentlichung der beiden Erlasse.

Noch heute ist die Frage offen, welchen Eindruck man sich in Berlin von diesem Schritt versprach. Er war nicht in Übereilung geschehen, sondern nach vielstündiger Beratung, an der auch ein so kluger Mann wie Herr Miquel teilnahm. Hoffte man hierdurch den Fürsten ins Unrecht zu setzen? Glaubte man, daß irgend eine Autorität, und sei es selbst die höchste, das Volk zwingen könne, zwischen dem Staatsmann „von jetzt und früher“ zu unterscheiden? Wußte man nicht, daß ein Pfeil auch auf den Schützen zurückprallen kann? Hunderttausende hatten den ersten Kanzler eben erst auf seinem Triumphzuge begrüßt — wer zur Zeit unserer Altvordern dem friedlos Geächteten die Hand gedrückt, wer ihm Speise und Trank und Obdach geboten, der verfiel gleichfalls der Acht: Sollte jetzt die halbe Nation „verfestet“ werden und im Bunde mit Klerikalen und mit Demokraten die fröhliche Jagd der Minister beginnen? Die Veröffentlichung hat nur **eins** bewiesen: daß Fürst Bismarck ein Recht hatte, beleidigt zu sein. Und fast mochte man glauben, daß irgend ein Todfeind unter der Maske der Freundschaft dem Grafen Caprivi zu seinem Vorgehen riet; denn wo das Urteil noch schwankte, da ergriff man jetzt offen Partei, und was die Thüringer dem Fürsten zuriefen: „Wir kennen keinen Unterschied zwischen Bismarck früher und jetzt“, das ging wie ein Sturm durch alle Herzen, das schwoll empor, gleich einer gewaltigen Brandung, die wallend und brausend bis an die Hotels der Minister schlug. Von Berlin aus verbot man den Beamten, an einem Familienfeste des Fürsten teil zu nehmen, das Volk aber pries sich glücklich, wenn es ihn sehen oder seine Hand berühren durfte. Der Servilismus, das bewies jene Zeit, kann Höflingen, aber nicht dem Volke in den Knochen stecken. Und wo ein Schwanken war, da hat das Beispiel des Mannes, der hoch aufgerichtet starr und gerade sein Recht verfocht, den Rücken gestärkt, da wurde Fürst Bismarck zum **nationalen Erzieher**.

Die direkte Antwort des Fürsten Bismarck auf die amtliche Veröffentlichung der Erlasse erfolgte erst in Jena. Sein vater-

ländischer Takt verbot ihm während seines Aufenthaltes in Kissingen zu den Unzähligen, die ihn umdrängten, das Bild einer Gegenwart zu entrollen, die sicher nicht dazu dienen konnte, die Freude am Reiche zu erhöhen. Um so sorglicher ist er bemüht, den Reichsgedanken zu stärken, und indem er das Bild der großen Vergangenheit vor die Augen zaubert, die Schwankenden zu stützen. Darum ruft er den Württembergern zu: „Meine Person gebe ich gern preis, wenn nur der Gewinn für das Vaterland bestehen bleibt.“ Und während noch die Empörung über die eben erfolgte Veröffentlichung sein Herz durchzittern mußte, ruft er den Süddeutschen zu: „Die Verstimmung zwischen Süden und Norden, zwischen Preußen und Nichtpreußen ist für immer entschwunden, landsmannschaftliche Gefühle verbinden uns alle. Die Zeit, während welcher ich Kaiser Wilhelm I. diente, hat dies bewirkt. Bleiben wir einig, so werden Angriffe auf uns nicht mehr vorkommen. Wir führen Krieg, wenn er uns aufgezwungen wird, mit Vaterlandsliebe und Begeisterung bis zum letzten Mann; aber wir suchen den Krieg nicht, wir haben keine Freude an ihm. Dem deutschen Charakter ist militärische Ruhmsucht und Eitelkeit fremd.“ Auf die Angriffe, die gegen ihn gerichtet wurden, ging der Fürst nur mit den scherzenden Worten ein, daß er sie mit dem Gleichmut des Naturforschers, mit dem wissenschaftlichen Interesse eines Mannes betrachte, der seit fünfzig Jahren die Welt und ihre Wandlungen beobachtet hat.

Nur die klerikalen Blätter und die Organe der Demokratie entzogen sich dem Eindruck der gewaltigen Kundgebungen, in denen der beste Teil des deutschen Volkes sich für den Schöpfer seiner Größe erklärte. Und je höher die Begeisterung für ihn schwoll, desto tiefer wurde das Niveau, auf das sie sich stellten. So schrieb ein Organ des Centrums die unerhörten Worte, daß die Reden des Fürsten Bismarck „einfach verrücktes Zeug seien, ausgebrütet im Gehirn eines durch Größenwahn und Verfolgungswahn aus dem geistigen Gleichgewichte gekommenen Mannes,

oder aber die niederträchtigste Bosheit eines von unbezähmbarer Rachsucht beherrschten Egoisten, einer Rachsucht, die auch schon nicht mehr zurechnungsfähig sei“. Wenn man sehe, wie wunderbar er die Thatsachen durcheinander wirft, Ursachen und Wirkungen verwechselt, einen historischen Irrtum über den anderen vorträgt, überall Feinde, Verfolgung und Verschwörung wittert und aus fixen Ideen die seltsamsten Phantasiegebäude errichtet, wie er jedes Verständnis für die Interessen des Vaterlandes verlor und nur der Rache lebt, so sei es die schonendste Auslegung für sein Thun, daß es mit seinen geistigen Kräften reißend abwärts gehe. Die Zeitung Eugen Richters sprach von „greisenhafter Geschwätzigkeit“ und bezweifelte die Normalität seines Denkvermögens; englische Blätter, empört darüber, daß der Fürst vor der Anglomanie der leitenden Kreise warnte, ziehen ihn der moral insanity und beschimpften sogar die greise Fürstin.

Und Fürst Bismarck? Als 8000 deutsche Männer aus Baden und Hessen, aus Frankfurt, der Pfalz und Thüringen erschienen und ihm unendlicher Begeisterung voll versicherten, das, was im Jahre 1890 geschah, und viel von dem, was später geschah, sei ihrem Kopf und ihrem Herzen unverständlich, als sie Protest einlegten gegen die Art von Volksbelehrung und Volkserziehung, die man ihnen zumute, da erklang wiederum nur die ernste Mahnung, immer Rücken an Rücken zu stehen, weil die Einigkeit die erste Bedingung unserer nationalen Wohlfahrt sei. Man solle das Fraktionswesen bekämpfen, das Verfassungsleben festigen, die Unterschiede zwischen den verwandten Parteien müßten verschwinden. Die nationale Politik sei noch jung, sie habe erst im vorigen und in diesem Menschenalter sich zu entwickeln begonnen: „Der Einzelne kann den Strom der Zeit nicht herstellen, nicht einmal lenken, er kann das Steuer des Staatsschiffes nur nach fester Überzeugung führen; wenn er dabei Glück hat, so hat er seinem Lande gedient; thut er es mit Ungeschick, so gerät er in Vergessenheit.“ Der Abwehr aber gegen die ungeheuerlichen Angriffe,

die gegen ihn gerichtet worden, galten nur die Worte: „Ich kann mich von der Politik, die ich vierzig Jahre getrieben, nicht lossagen, und ich werde den Mund nicht halten, wenn man es auch noch so sehr von mir verlangt. Alle meine Gegner finden, ich würde mich in der Geschichte besser ausnehmen und eine vornehmere Erscheinung sein, wenn ich stillschwiege und kein Wort mehr sprechen würde; und mein Widerstreben hiergegen giebt ihnen Veranlassung, die übelsten Urteile über meine Person und meinen Charakter zu fällen. Namentlich die offiziösen Blätter behandeln mich als einen gefährlichen und verdächtigen Menschen, vor dem gewarnt werden müsse. Wenn sie das schon gethan haben, nachdem ich kurz zuvor erst aus dem Dienste geschieden war, so finde ich, daß damit dem Reich ein schlechter Dienst erwiesen wird. Es schadet dem Buche, wenn man seinen Verfasser schlecht macht. Sie können mich nicht herunterreißen, wie sie es thun, ohne daß das Gift überspritzt auf das Ergebnis unserer gemeinschaftlichen Arbeit, auf Kaiser und Reich. Wenn sie den thätigsten Mitarbeiter an der Herstellung des Reiches und seiner inneren Einrichtungen in dieser Weise herabsetzen, so vergessen sie, daß sie auch dessen Werk beschimpfen und Alle, die an demselben mitgearbeitet haben."

„En bannigen Kerl", sagte ein alter, behäbiger Mecklenburger, als er den Fürsten gehört hatte. Die „Rheinisch-Westfälische Zeitung" aber erinnerte an eine Kritik, die der Freiherr von Stein über seine Nachfolger gefällt hatte: „Ich verspreche mir nichts von den Ingredienzien de la cour de Memel; es ist eine geistlose, geschmacklose Zusammensetzung, keiner als der faulenden Gärung fähig. Herr von Hardenberg scheint noch einiges Günstige zu erwarten; ich bewundere seine Langmut, wünsche, daß sie begründet sei, erwarte aber von leeren, trägen und platten Menschen nichts."

Dieselbe Energie der Entrüstung, die in zahllosen Kundgebungen deutlich hervortrat, kam zum stürmischen Ausdruck überall, wohin die Reise in die Heimat den Fürsten führte. Selbst auf den kleinsten Stationen sammelten sich Hunderte und Tausende

zusammen, ihn stürmisch zu begrüßen, und es waren die besten Männer, die an der Spitze der Menge erschienen, um zu bekunden, daß die Treue nicht ausgestorben sei in deutschen Landen. Aber am gewaltigsten lohte die Begeisterung in der alten Thüringer Universitätsstadt Jena empor, und hier hielt Fürst Bismarck vielleicht die herrlichsten Reden, die wir nach seiner Entlassung aus seinem Munde vernahmen, Reden, deren letzte Wirkungen erst verhallen werden, wenn der letzte Deutsche sein Auge schließt. „In dem Hause, in welchem einst der reformator ecclesiae gewohnt," so begrüßte ihn der Prorektor der Universität, „dürfen wir heute den reformator Germaniae begrüßen. Die Jahrhunderte reichen sich die Hand, und die leuchtende Fackel der Vaterlandsliebe, die vor drei Jahrhunderten ein Deutscher entzündete, ist unverlöscht in die Hand des Deutschen übergegangen, dem wir heute die Versicherung unserer treuen Verehrung darbringen."

Der Fürst antwortete:

„Meine Herren, das Hoch, welches mir soeben von so autoritativer Stelle und in so erhebenden Worten gebracht worden ist, könnte mich nach allen Ovationen, die ich in den letzten Wochen erfahren habe, stolz machen, wenn ich es auf meine Person allein beziehen dürfte. Ich bin aber nur, wie ich schon neulich bei einer ähnlichen Begrüßung gesagt habe, der Erbe der Verdienste meiner Mitarbeiter geworden, welche vor mir gestorben sind, in erster Linie meines alten Herrn, des Kaisers Wilhelm I., der für den deutschnationalen Gedanken nicht erzogen und nicht in demselben aufgewachsen war, den aber das angeborene deutsche Gefühl nie verlassen hat, und dem man nur allmählich und langsam den Weg zeigen durfte, den er zu gehen hatte, um zu der Stelle zu gelangen, in der er gestorben ist und gegen deren Annahme er sich in seiner Bescheidenheit lange gewehrt hat, obschon er das Ziel wollte, das erreicht worden ist. Ich habe viel Mühe gehabt, meinem alten Herrn klar zu machen, welcher Zauber in dem Titel des Kaisers liegt, in der ganzen Repräsentation des Kaisertums und der historischen Beziehung, welche im deutschen Geiste mit dem Kaisertitel und der Stellung des Kaisers verbunden war. Es ist mir gelungen, ihn davon zu überzeugen. Diese Arbeit hinter den Coulissen sozusagen ist schwieriger für mich gewesen, und die Diplomatie im eigenen Hause ist fast komplizierter für mich gewesen, als die mit dem Auslande, dem gegenüber ich von Haus aus immer genau wußte, was ich zu thun hatte. Ich kann in dem ganzen Gange, den uns Gottes Vorsehung geführt hat, doch nur eine besondere Vorbestimmung sehen. Selbst die Schlacht bei Jena, deren

Name für ein preußisches Herz schmerzliche Erinnerungen weckt, war notwendig, wenn die geistige Reaktion in Preußen erfolgen sollte, wenn in Preußen überhaupt das möglich sein sollte, was ich erstrebte, d. h. ein Königlich preußisches Heer in den Dienst der nationalen Idee zu stellen. Das alte Friedericianische Heer wäre schwerlich ein Pfleger des heutigen verfassungsmäßigen und nationalen Staatslebens geworden.

Wir haben nachher erlebt, daß die unzeitigen Anfänge, die nur zu unvollkommenen Gebilden hätten führen können, von der Leitung, die hoch über uns schwebt, immer rechtzeitig zurückgeschlagen worden sind, bis der Moment kam, wo wir unsere Streitigkeiten in einem bedauerlichen Bruderkrieg — wenn ich den von 1866 erwähnen darf — erledigen mußten. Es ging nicht anders. Auch der französische Krieg war notwendig; ohne Frankreich geschlagen zu haben, konnten wir nie ein Deutsches Reich mitten in Europa errichten und zu der Macht, die es heute besitzt, erheben. Frankreich würde vielleicht später Bundesgenossen gefunden haben, um uns daran zu hindern. Diese ganze Entwicklung müssen Sie nicht meiner vorausberechnenden Geschicklichkeit zuschreiben; es wäre Überhebung von mir, wenn ich behaupten wollte, daß ich diesen ganzen Verlauf der Geschichte vorausgesehen und vorbereitet hätte. Man kann die Geschichte überhaupt nicht machen, aber man kann immer aus ihr lernen, wie man das politische Leben eines großen Volkes seiner Entwicklung und seiner historischen Bestimmung entsprechend zu leiten hat. Das ist das ganze Verdienst, was ich für mich in Anspruch nehmen kann. Es gehört allerdings noch mehr dazu — Vorurteilslosigkeit, Bescheidenheit, Verzicht auf gewisse Lieblingsideen und auf eigene Intelligenz, die alles voraussieht und zu beherrschen meint.

Ich bin von früh auf Jäger und Fischer gewesen, und das Abwarten des rechten Moments, was in beiden Situationen die Regel ist, habe ich auf die Politik übertragen. Ich habe oft lange auf dem Anstande gestanden und habe mich von Insekten umschwärmen und zerstechen lassen müssen, ehe ich zum Schuß kam. Ich bin nicht unbescheiden genug, ein Verdienst für mich in Anspruch zu nehmen, das mir nicht zukommt. Das Verdienst, das ich beanspruche, ist: ich habe nie in meinem Leben einen Moment gehabt, in dem ich nicht ehrlich und in steter Selbstprüfung darüber nachgedacht hätte, um meinem Vaterlande — und ich muß auch sagen, meinem verstorbenen Herrn — richtig und nützlich zu dienen. Das ist nicht in jedem Augenblicke dasselbe gewesen, es haben Schwankungen und Wendungen in der Politik stattgefunden; aber Politik ist eben an sich keine logische und keine exakte Wissenschaft, sondern sie ist die Fähigkeit, in jedem wechselnden Moment der Situation das am wenigsten Schädliche oder das Zweckmäßigste zu wählen. Es ist mir das nicht immer gelungen, aber überwiegend doch in den meisten Fällen. Man hat von mir gesagt, ich hätte außerordentlich viel Glück gehabt in meiner Politik. Das ist richtig, aber ich kann dem Deutschen Reiche nur wünschen, daß es immer Kanzler und Minister haben möge, die Glück haben; es hat das eben nicht jeder. Meine Vorgänger im Amte, im Dienste des preußischen

Staates, haben es nicht so gehabt, und ich glaube nicht, daß irgend einer von ihnen, wenn er hier nach Jena gekommen wäre, den Empfang gefunden hätte, wie er mir heute zu teil geworden ist. Ich will wünschen, daß ich einen Nachfolger habe, dem Sie mit derselben freudigen und spontanen Begeisterung dermaleinst entgegenjauchzen mögen, wie ich es heute, nachdem ich nichts mehr in der Politik zu thun habe, als Quittung erlebt habe. Es ist das für mich ein erhebendes und freudiges Gefühl gewesen, und ich wüßte nicht, was man mir in diesem Leben mehr anthun könnte, was irgendwie ins Gewicht fiele neben dem Wohlwollen und der freudigen Liebe meiner Mitbürger, wie sie mir heute entgegengetreten ist. Daß Sie mir dieses Gefühl hinterlassen, und daß Sie, nachdem es in Dresden, München und Augsburg angeregt worden ist, es verstärkt und vertieft haben, dafür bin ich Ihnen von Herzen dankbar. In meinem Herzen lebt dieselbe Liebe zum Vaterlande wie vor zehn Jahren, wo ich noch den entscheidenden Einfluß auf die Politik hatte.

Meine Ansichten über die Richtigkeit und Zweckmäßigkeit dessen, was wir zu thun haben, sind noch heute dieselben. Warum ich sie nicht aussprechen sollte, sehe ich nicht ein. Das Wesen der konstitutionellen Monarchie, unter der wir leben, ist eben das Zusammenwirken des monarchischen Willens mit der Überzeugung des regierten Volkes. Die gegenseitige Verständigung, die Übereinstimmung untereinander ist notwendig, um unsere Gesetze zu ändern, sonst verfallen wir dem Regiment der Bureaukratie. Allerdings kann ja, was der Geheimrat am grünen Tische entwirft, die Presse korrigieren — aber sie bleibt nicht immer frei. Es ist das ein gefährliches Experiment, wenn man heutzutage im Centrum von Europa absolutistischen Ideen und Velleitäten zustrebt, gleichviel, ob sie von Priestern unterstützt werden oder nicht. Die Gefahr ist immer gleich groß, und im ersteren Falle noch größer, weil man sich täuscht über die einfache Situation der Sache und Gott zu gehorchen glaubt, während man in Wirklichkeit dem Geheimen Rat gehorcht. Wir haben erst in letzter Zeit die Ansicht gehört, daß der Unteroffizier den Soldaten gegenüber der Stellvertreter Gottes auf Erden sei, warum sollte es nicht auch ein gebildeter Geheimrat sein? Ich bin nie in meinem Leben Absolutist gewesen und werde es auf meine alten Tage erst recht nicht werden.

Ich bin zum Teil in der Notwendigkeit gewesen, in meiner öffentlichen Wirksamkeit dem unmonarchischen Gebaren in den verschiedensten Situationen entgegen zu treten, die öffentliche Stimme — niederzuschlagen kann ich nicht sagen, aber ihr entgegenzutreten, um wenigstens die einheitliche Ausbildung des Deutschen Reiches aufrecht zu erhalten. Ich weiß nicht, ob ohne die zehn Jahre der betreffenden Gesetzgebung das Deutsche Reich so fest stände, wie es jetzt geworden ist. Für die Zukunft haben wir für eine Kräftigung der politischen Überzeugung in der öffentlichen Meinung, in der Presse und im Parlament zu wirken. Dazu ist aber notwendig, wie ich mir neulich zu sagen erlaubt habe, daß namentlich im Parlament die Meinung des Volkes einheit-

licher zum Ausdruck komme, als sie hier sich darstellt. Wenn verschiedene Meinungen der Regierung gegenübertreten, und sie hat die Auswahl, welche sie sich aneignen will, so kann von einer parlamentarischen Beeinflussung und Verfassung nicht mehr die Rede sein. Wollen wir ein Parlament haben, in dem unser nationales Empfinden und unsere öffentliche Meinung zum richtigen Ausdruck gelangen, so müssen wir in Bezug auf die einzelnen Unterschiede, die die Fraktionen voneinander trennen, nachsichtiger sein als bisher. Bis jetzt ist jede Fraktion bestrebt gewesen, ihre Ansicht rücksichtslos zur Geltung zu bringen, allein zu herrschen, ohne an den nächsten Nachbar zu denken. Außerdem ist es ein Unglück, daß die Parteiführer, die zum großen Teil ihre persönlichen Ziele und Zwecke haben, die Fraktionen fast absoluter beherrschen, als ein absoluter Monarch seine Unterthanen, und daß die Wähler zu wenig erfahren, wie ihre Abgeordneten im Parlament stimmen. Ich bin seit 45 Jahren Parlamentarier, vom Provinziallandtage her gerechnet. Ich glaube, der Wähler hat jetzt beinahe immer eine unrichtige Ansicht von der Thätigkeit seines Abgeordneten, und die unrichtige Ansicht beruht in der Regel auf den Mitteilungen, die der Abgeordnete im Wahlkreise macht. Kommt er in denselben zurück, so glaubt man ihm gern, seine Freunde wollen ihn gern behalten, er hütet sich, den Wählern Klarheit über alle Dinge zu verschaffen. Das war nicht im Anfang unseres parlamentarischen Lebens. Früher waren die Wähler mißtrauischer; sie thaten sich zusammen, kontrollierten, brachten auch wohl ein Mißtrauensvotum ein und verlangten eine sorgfältige Berichterstattung von ihren Vertretern, während sie jetzt von diesen nur hören, was ihnen selbst gut scheint. Jetzt wissen die wenigsten Wähler, was ihr Abgeordneter thut. Wenn ich einen Rückblick auf meine Thätigkeit werfe, so muß ich bemerken, daß ich stets bemüht gewesen bin, mir klar zu machen, ob meine Thätigkeit vielleicht dem Vaterlande schade. Vielleicht habe ich selbst unbewußt dazu beigetragen, den Einfluß des Parlaments auf sein jetziges Niveau herabzudrücken; aber ich wünsche nicht, daß er auf die Dauer auf demselben bleibt. Ich möchte dazu beitragen, daß das Parlament wieder zu einer konstanten Majorität gelange; ohne diese wird es die Autorität nicht haben, die es braucht.

Aber, meine Herren, ich komme mehr und mehr in den Nimbus der Akademie, in dem ich mich jetzt befinde. Unwillkürlich bin ich akademisch geworden, und es kommt mir fast vor, als ob ich hier auf dem Katheder stände; es ist das leicht erklärlich. Ich halte mich aber verpflichtet, zu reden, da ich glaube, in der höheren Politik unter unseren Landsleuten derjenige zu sein, der die meiste Erfahrung haben sollte. Deshalb ist es gegen mein Gewissen, über die Eindrücke zu schweigen, welche die Maßregeln, die ich für irrtümlich halte, auf mich machen. Ich habe als Reichskanzler stets nach meinem Gewissen gehandelt, ich bin auch fest entschlossen, als Privatmann nur nach meinem Gewissen und meinem politischen Pflichtgefühl zu handeln, ohne zu fragen, was für Folgen daraus für mich entstehen könnten. Diese sind mir völlig gleichgültig."

Noch gewaltiger war der Eindruck der Rede, die am nächsten Tage Fürst Bismarck auf dem Marktplatz von Jena hielt; aber es war nicht der Trotz des Rebellen, der aus ihm sprach, sondern der Zorn des deutschen Edelmannes, der eine schmähliche Kränkung erfuhr. In der Zeit nach der Entlassung hat dieser Tag und diese Rede wohl den Gipfelpunkt gebildet; die Leidenschaft, die aus den Worten sprühte, griff hinüber in das Land, und es gab niemanden mehr, der gleichgültig blieb.

Von der Vergangenheit der Stadt hatte in der Begrüßungsrede der erste Vertreter der Bürgerschaft gesprochen, von ihren Türmen und Thoren, von ihren Kirchen und Klöstern, von den Burgen auf den Bergen und dem Einfluß der Reformation. Im Burgkeller hatte einst vor drei und einem halben Jahrhundert ein deutscher Kaiser geweilt, der einen deutschen Fürsten gefangen durch die Stadt führte; hundert Jahre später hatten kaiserlich deutsche Truppen die Stadt geplündert und gebrandschatzt, während schwedisches Fußvolk die Brücke über die Saale in die Luft sprengen durfte; auf dem Marktplatze loderten neunzig Jahre zuvor französische Wachtfeuer zum Himmel empor in jener entsetzlichen Oktobernacht, die der unseligen Schlacht von Jena voraufging. Die ganze Geschichte der deutschen Zerrissenheit, der deutschen Ohnmacht und Schmach zog herauf. Und doppelt köstlich und klar leuchtete das Bild der Gegenwart: auf dem Marktplatz stand der gewaltige Mann, der mit Meisterhand des Reiches Einheit, des Reiches Größe schuf. „Heil uns,“ so schloß der Gruß, der dem Gaste entboten wurde, „die wir den größten Sohn unseres Vaterlandes einen Tag lang beherbergen und aus seinen prophetischen Worten die zuversichtliche Hoffnung für die Zukunft unseres neu geeinten Reiches schöpfen durften: Nach Bismarck kein Jena!“

So waren auch die Worte des Fürsten in seiner Antwort zuerst der Vergangenheit gewidmet, sie galten der Zertrümmerung des morsch gewordenen Baues, die freien Platz zum Neubau schaffen sollte: „Ohne Zusammenbruch der Vergangenheit wäre das Er-

wachen des deutschen, nationalen Gefühles im preußischen Lande, das aus der Zeit der tiefsten Schmach und Fremdherrschaft seine ersten Ursprünge zieht, kaum möglich gewesen." Auf all den Kämpfen, die notwendig waren, um uns zum Ziele zu führen, auf den Bestrebungen der Burschenschafter, auf den Ereignissen der Revolution, auf den Hoffnungen von Erfurt und Frankfurt, auf dem Gottesurteil im Kriege gegen Österreich ruhte der Blick des Redners: „Man muß nur dem lieben Gott Zeit lassen, seine deutsche Nation durch die Wüste zu führen, und die Ankunft in dem gelobten Lande, in dem wir uns zu befinden glauben, abwarten." Die Kriege der Vergangenheit seien notwendig gewesen, aber frivol oder ungeschickt sei es, wenn wir uns in weitere Kriege hineinziehen lassen, ohne durch fremde Angriffe dazu gezwungen zu werden; jetzt gelte unsere ganze Aufmerksamkeit der Konsolidierung der Reichseinrichtungen, denn fertig sei die Aufgabe noch nicht. Und so findet der Fürst den Übergang zu dem, was ihm zu sagen vor allem am Herzen lag. Denn ihm gilt es auch hier, die Energie des Selbstgefühls im Volke zu stärken; er will nicht die Massen zur Fronde aufrufen, aber er will, daß man klar die Gefahren des Augenblicks erkenne und sich zur Abwehr rüste. Das, was er fordert, ist vor allem ein starkes Parlament als Brennpunkt des nationalen Einheitsgefühls, nicht aber ein Parlament, das, von Parteien zerrissen, das Fraktionswettkriechen zum täglichen Schauspiel erhebt: „Ohne einen Reichstag, der vermöge einer konstanten Majorität, die er in seinem Schoße birgt, im stande ist, die Pflicht einer Volksvertretung dahin zu erfüllen, daß sie die Regierung kritisiert, kontrolliert, warnt, unter Umständen führt, der im stande ist, dasjenige Gleichgewicht zu verwirklichen, das unsere Verfassung zwischen Regierung und Volksvertretung hat schaffen wollen, ohne einen solchen Reichstag bin ich in Sorge für die Dauer und die Solidität unserer nationalen Institutionen. Wir können heutzutage nicht mehr einer rein dynastischen Politik leben, wir müssen nationale Politik treiben." Das vornehmste Hindernis aber für die ersehnte

Gestaltung der deutschen Entwicklung sieht Fürst Bismarck im Centrum, das er für gefährlich hält, nicht bloß in konfessionellen, sondern hauptsächlich in nationalen Fragen, das uns alles abbröckelt, was wir im Osten unserer Grenzen, in Polen, germanisch aufgebaut haben.

„Eins aber können und müssen wir vom Centrum lernen, das ist die Disciplin und die Aufopferung aller nebensächlichen und Parteizwecke für einen ihm von der Leitung bezeichneten großen Zweck. Wir sehen im Centrum die heterogensten politischen Elemente vertreten. Zu allen Zeiten waren, meiner Erinnerung nach, im Centrum reaktionäre Edelleute, Absolutisten, Konservative und sogar Freisinnige bis zu den Socialdemokraten herunter vereinigt, und sie alle stimmen geschlossen wie ein Mann für Dinge, von denen ihr Vorstand sagt, das Interesse der Kirche erfordere es. Könnten wir nun nicht, da wir doch einmal eine nationale Kirche nicht besitzen, eine ähnliche dominierende Partei schaffen, in welcher wir, ohne Rücksicht auf Fraktionsvorgänge und über alle Parteiregierung hinaus, fest zusammenhalten und geschlossen für dasjenige stimmen, was die nationale Entwicklung und Sicherheit fördert, und gegen alles, was sie untergräbt und hindert, so daß darüber kein Streit zwischen denjenigen Fraktionen stattfände, die überhaupt das Deutsche Reich fördern und erhalten wollen? Es müßte ein neues Kartell geschaffen werden, in welchem die Interessen des Vaterlandes zu oberst gestellt würden und jede Frage — analog dem Vorgehen des Centrums, das alles aus dem römisch-kirchlichen Gesichtspunkt betrachtet — unter dem Gesichtspunkt der vaterländischen Interessen geprüft würde. Im Centrum werden die größten Widersprüche fallen gelassen, wenn die Autorität, die zur Leitung berufen ist, erklärt, das kirchliche Interesse verlange es, dann zaudern sie keinen Augenblick, laudabiliter se subjiciunt. Warum sollten wir nicht etwas Ähnliches auf nationalem Gebiete erreichen? Warum sollten wir nicht unseren nationalen Überzeugungen mit derselben Energie und Ausschließlichkeit Folge leisten und alles über den nationalen Kamm scheren, wie die Mitglieder des Centrums von Lieber und Hitze bis zum Herren von Schorlemer hinauf, welche alle auf einen Schlag stimmen? Es ist das von den Selbständigen unter unseren Freunden nicht in demselben vollen Maße zu erwarten, aber man muß sich immer die Regel vorhalten: „Vom Feinde soll man lernen", und das Centrum halte ich nach wie vor für einen Gegner des Reichs, in seiner Tendenz, wenn auch nicht in allen seinen Mitgliedern, unter denen es ja auch eine Masse guter ehrlicher Deutschen giebt; aber die leitende Tendenz ist eine solche, daß ich es für ein Unglück und eine Gefahr für das Reich halte, wenn die Regierung ihre leitenden Ratgeber der Centrumsrichtung entnimmt und ihre Tendenz hauptsächlich darauf zuspitzt, dem Centrum zu gefallen. Das Centrum ist keine dauerhafte Stütze. Ich will in Frieden leben mit unseren katholischen Mitbürgern, aber ich will mich einer solchen Leitung nicht unterwerfen. Ich bin eingeschworen auf die weltliche Leitung eines evangelischen

Kaisertums, und diesem hänge ich treu an; dies ist das Ergebnis meiner fünfzigjährigen Erfahrung in der Politik. Wenn man mir in jedem Falle, wo ich nach meiner fünfzigjährigen Erfahrung in der Politik glaube, daß die Ratgeber meines Monarchen besser andere Wege einschlagen würden, den Vorwurf macht, ich treibe antimonarchische Politik, so möchte ich doch einmal auf unsere bestehende Verfassung aufmerksam machen, nach welcher die Verantwortlichkeit für alle Regierungsmaßnahmen nicht bei den Monarchen, sondern bei den Ministern resp. bei dem Reichskanzler ruht. Ich möchte außerdem darauf aufmerksam machen, daß diese Auffassung — ich will nicht sagen eine altgermanische, aber doch eine uns in Fleisch und Blut liegende ist, mit welcher wir uns befreundet hatten, lange ehe wir Verfassungen hatten. Ich will Sie nur an ein Beispiel aus den Werken des großen Geistes erinnern, dessen Manen uns hier auf dieser Stätte umschweben. Goethe stellt uns in seinem Götz von Berlichingen einen kaisertreuen Ritter dar, der für seinen Kaiser eine solche Anhänglichkeit und Verehrung besitzt, daß er in dem Augenblicke, wo er einen seiner Beleidiger niederschlagen will, in die Worte ausbricht: „Trügest du nicht das Ebenbild des Kaisers, das ich in dem gesudeltsten Konterfei verehre, du solltest mir den Räuber fressen oder daran erwürgen.“ Dieser Ritter trug kein Bedenken, dem kaiserlichen Hauptmann, der ihn zur Übergabe seiner belagerten Burg aufforderte, die Ihnen allen wohlbekannte, sehr scharfe Kritik aus dem Fenster entgegen zu schleudern. Es zeigt dies klar, daß Götz von Berlichingen und Goethe beide Empfindungen keineswegs zusammengeworfen und identifiziert haben. Man kann ein treuer Anhänger seiner Dynastie, seines Königs und Kaisers sein, ohne von der Weisheit aller Maßregeln seiner Kommissare, wie es im Götz heißt, überzeugt zu sein. Ich bin letzteres nicht und werde auch in Zukunft diese meine Überzeugung keineswegs zurückhalten.“

Brausender Jubel folgte den Worten, wohl niemand war dort, der ihre tiefe Bedeutung nicht verstand, der aber auch nicht fortgerissen wurde von dem Geiste, der sie durchwehte.

Aber auch auf diese Rede, die so gewaltig die Hörer packte, daß wohl der Marktplatz der alten Thüringer Stadt noch niemals einen gleichen Jubel vernahm, fanden die Nachfolger Bismarcks eine eigengeartete Antwort. Hatten sie schon vorher, wenn auch vergebens, auf die Regierung in Weimar einzuwirken versucht, daß sie alle Ovationen für den entlassenen Staatsmann verhindere, so wurde jetzt in Magdeburg und in Halle der geplante Empfang verboten, und in Colberg mußte die Regimentskapelle, die bereits erschienen war, still wieder davonziehen.

Worin aber lag die letzte Wurzel der ungeheuren Bewegung, die in jenen Tagen das deutsche Volk erfüllte? Es ist das Eigentümliche in der Gestalt Bismarcks gewesen, daß er stets Liebe erntete oder Haß. Kein Staatsmann, kein Feldherr, kein Dichter vor ihm hat es wie er erreicht, daß der Haß unauslöschlich und unversöhnlich gegen ihn kämpfte und daß dennoch sein eherner Schritt stets übertönt wurde von dem Jubellaut der Liebe. Fürst Bismarck, der Entlassene, hatte nichts mehr zu spenden; wer sich für ihn erklärte, der zog den Groll der Mächtigen auf sich, wer seinen Spuren nachging, der wurde wie Kurd von Schlözer aus seinem Dienste entlassen. Aber das Volk fühlte es in seinem lebendigen Gewissen, daß die Fülle dessen, was ihm Bismarck geleistet, nicht verringert werden könne selbst durch die Ungnade eines Kaisers, und je schärfer sich die Pfeile spitzten, die gegen seinen ehrwürdigen Leib sich richteten, desto treuer deckte es ihn mit seinem Schilde. Bismarck war ein Kämpfer gewesen, seitdem er als Jüngling zuerst seinem bedrohten Könige seinen Arm und sein Schwert anbot, er war ein Kämpfer auch jetzt. Aber er stritt für das, was tief im Innern jeder aufrechte Mann als sein ureigenstes Gut empfindet, für das Recht der Persönlichkeit und für das Recht des Verdienstes. Und wenn man dem Bismarck des deutschen Volkes ein neues Denkmal setzen will, dann soll man ihn bilden, wie er damals auf dem Marktplatz zu Jena stand, dann soll das Haupt zornig sich emporrecken und die Augen sollen blitzen und die Muskeln sich straffen. Der Bismarck von Jena hat auch das Reich geschaffen, nicht aber ein Bismarck, wie ihn die Neuen sich formen wollten nach ihrem Bildnis, das ihnen gleich sei.

Fünftes Kapitel.

Huldigungsfahrten.

Die Bewegung, die mit voller Kraft einsetzte, als das große Unrecht der Wiener Erlasse den letzten Nebel vor den Augen des deutschen Volkes zerstreut hatte, ist nicht mit dem Tage verrauscht, wenn auch das volle politische Resultat noch ausblieb, wenn auch der Parteigeist allmählich die jungen Blüten des nationalen Gemeinsinns von neuem überwucherte und die Saat nur an vereinzelten Stellen die Vollfrucht trug. Und dennoch war die Bewegung jener Zeiten nicht nutzlos: aus der Lethargie des Servilismus, in die ein großer Teil des deutschen Volkes versunken war, die ihren wundersamsten Ausdruck in dem hartnäckigen Schweigen des Reichstags fand, war der deutsche Michel emporgefahren, er rieb sich die Augen und blickte in ein Land, in dem es noch anderes gab als Knechte. So hat sich die Einsamkeit von Friedrichsruh mit Tausenden und wieder Tausenden bevölkert, die aus allen Gauen herbeieilten, sich aufzurichten an dem Wort und dem Beispiel des Größten. „Nicht von umsichtigen Bewegungen werden die Völker geleitet, sie werden von großen Gefühlen bestimmt", so sagt Altmeister Ranke in seiner englischen Geschichte. Hätte der greise Historiker unsere Tage noch erlebt, hätte er gesehen, wie die nüchternen Erwägungen der Nützlichkeit immer mehr entschwanden unter dem Sonnenstrahl der Bewunderung, die der Anblick der Größe erweckte, so hätte er sein Urteil erweitert:

Die großen Gefühle der Völker sind ihre höchste Ehre, und gesund im innersten Kern ist die Nation, bei der solche Gefühle den Sieg erringen. Denn in der That ist es nicht ein Zufälliges, ein willkürlich Gewordenes, daß aus allen Gauen die Männer und Frauen hinzogen zum Norden, daß sie die Beschwerden und Mühen des Wanderns aufnahmen, um nur einen kurzen Augenblick zu genießen. Wenn dereinst künftige Geschichtsschreiber die Ereignisse schildern an der Wende des neunzehnten Jahrhunderts, wenn sie sprechen werden von dem Materialismus, von dem Schwinden der Ideale, von den harten socialen Kämpfen und von der Not der Tausende, dann werden sie plötzlich vor einem fremd klingenden Worte stehen: „Bismarckfahrten", und nur den feinsten Kenner der Volksseele, nur dem, der da weiß, daß der deutsche Idealismus unvergänglich ist, nur ihm wird es gelingen, diese seltsam schöne Erscheinung zu ergründen. Denn seltsam ist es, daß Tausende und abermals Tausende, Männer, Frauen, Mädchen und Jünglinge, hinwanderten zum Sachsenwalde. Das Volk wird immer nur verstehen, was es durch das Gefühl begreift. Das ist das Geheimnis der Erfolge Bismarcks, daß er es verstand, nicht mit den nüchternen Argumenten der Zweckmäßigkeit allein zu wirken, sondern daß er das Gemüt ergriff, und die Menschen mit sich fortriß.

Die Jahre der Ära Caprivi waren der Nährboden eines immer tiefer dringenden Pessimismus geworden, sie hatten den nationalen Gedanken verdunkelt und die Fortentwicklung gelähmt. Die Freudigkeit der Arbeit entschwand, selbst die Freudigkeit am Reiche drohte zu versiegen. Da zog man denn in hellen Scharen um Trost zum Sachsenwalde. Und während der Fahrt stiegen die Erinnerungen auf an die großen Tage von einst, und die Herzen wurden warm und man sprach vom Kaiser Weißbart und vom Versailler Schloß, von Sedan und von den Schlachten allen, und die Augen leuchteten, wenn einer, der dabei war, erzählte, wie er den eisernen Kanzler damals gesehen, als er gen Donchery ritt, und wenn ein anderer berichtete, wie er ihn sah, als er im Reichs-

tage eben Zeugnis abgelegt hatte für die deutsche Furchtlosigkeit, und daß er ihn herausschreiten sah, ernst und bleich, und daß das Volk schwieg, weil niemand ausdrücken konnte, was alle ergriffen hielt. Und war man am Ziele, leuchteten die Mauern von Friedrichsruh durch das Grün, so harrte man wieder schweigend des Augenblicks, um dessenwillen man kam. Und schritt dann langsam und ernst, den Blick nach innen gekehrt, der greise Kanzler heran, um sich schweigend zu verneigen und zu horchen, was ihm Westpreußen und Schlesier, Schleswiger und Sachsen zu sagen hatten, dann stand man erschüttert. Hier wurde die große Vergangenheit in Einem vor den Augen lebendig, hier blickte sie auf uns nieder mit der ernsten Frage: Werdet Ihr Euch würdig erzeigen dessen, was wir für Euch thaten? Denn es war das wundersame Schicksal dieses Mannes, daß er, der Größte von allen, zugleich der Erbe der Verdienste seiner Mitarbeiter wurde, und daß alle Liebe und aller Dank für die Vergangenheit nur noch ihn fanden, dem sie huldigen konnten. Darum lag in jedem Gelöbnis, das von der Treue zu Bismarck sprach, auch die Verheißung: Wir werden uns der Vergangenheit wert erzeigen, und wir werden, wenn es gefordert wird, gleich unseren Vätern und Brüdern freudig unser Blut auf den Schlachtfeldern verspritzen. Und so gewaltig war die Sprache, die mit der lebendigen Gegenwart und ihrer Leidenschaft zugleich den abgetönten Glanz vergangener Verdienste vor das Auge rief, daß alle Streitfragen des Augenblicks und all' die kleinen Zwistigkeiten des Tages und der Partei vergessen waren, wenn Bismarck erschien, und daß selbst Männer, die sonst im Banne des politischen Katholicismus oder der Demokratie standen, an den Huldigungen teilnahmen. Wer möchte heute, wo längst der Schicksalstag hereingebrochen ist, eine That, ein Wort vermissen, deren Geburtsstunde hinter den Iden des März gelegen!

Die Kluft freilich, die zwischen Friedrichsruh und Berlin bestand, wurde durch all' die Kungebungen des deutschen Volkes

nicht geschlossen, sondern vielleicht noch erweitert. Kam doch hinzu, daß Fürst Bismarck sich gezwungen sah, in den wichtigsten Fragen der Politik seinem Nachfolger mit Entschiedenheit entgegen zu treten. Es gewann in der That den Anschein, als ob die neuen Männer geradezu die Tendenz verfolgten, auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens die entgegengesetzte Stellung einzunehmen, wie der Mann, der die Grundlagen des neuen Lebens erst geschaffen hatte. So war bereits der Boden der Wirtschaftspolitik verlassen, der Gedanke der Interessengemeinschaft zwischen den schaffenden Ständen preisgegeben, die Schutzwehr der nationalen Arbeit gelockert worden. Der Handelsvertrag mit Rußland warf schon über das ganze Jahr 1893 seine Schatten, er führte zuletzt in dem Auflodern der argrarischen Bewegung zu einer Schärfe der Opposition, wie sie von konservativer Seite noch niemals vorher ausgeübt worden war. Diese Bewegung hat in ihrem letzten Ende es auch bewirkt, daß in der Rechten, die unter Führung des Herrn von Helldorf vielfach ihre Abneigung gegen das Verhalten des ersten Kanzlers zum Ausdruck gebracht hatten, sich ein neuer und kräftiger Geist erhob, daß allmählich die Erkenntnis wuchs, nicht in dem Grafen Caprivi, sondern in dem Fürsten Bismarck sei der Schutzherr einer wahrhaft konservativen Entwicklung gegeben. Aber gerade die anfängliche Haltung der Partei, zu der er sich nach seiner Vergangenheit am meisten hingezogen fühlen mußte, hat den greisen Fürsten mit großer Bitterkeit erfüllt. Auf jene Zeiten hat sich auch die scharfe Kritik bezogen, die er später über die Konservativen gefällt hat. Ihre Aufgabe wäre es gewesen, als die neue Ära deutlicher kennbar hereinbrach, ein gerades Rückgrat zu zeigen, und als Erzieher zu wirken; sie haben durch ihre Geschmeidigkeit nur die Bemühungen derer gestärkt, die ein persönliches Regiment im Deutschen Reich anstrebten, sie fanden nicht die Kraft, auf die Gefahren hinzuweisen, die noch lange nach Caprivis Entlassung das innerpolitische Leben bedrohten. Sie hätten manches hindern, manches ändern können. Immerhin

haben sie vieles von dem, was sie einst gefehlt, später wieder gut gemacht durch eine tapfere Haltung.

Auch den militärischen Bestrebungen des Grafen Caprivi, die bald genug zu einer Preisgabe der dreijährigen Dienstzeit emporwuchsen, sah Fürst Bismarck sich gezwungen, mit voller Energie entgegen zu treten. Auch hier war ihm nicht der Sieg beschieden. War schon an sich die Verkürzung der Dienstzeit populär, so mußte die Stellung derer, die das Erbe der Vergangenheit wahrten, auf das Schwerste erschüttert werden, sobald aus dem Munde der militärischen Autoritäten die Versicherung erfolgte, daß die Schlagfertigkeit des Heeres auch bei verkürzter Dienstzeit in vollem Umfang aufrecht erhalten werden könne. Fürst Bismarck betrachtete jedes Experimentieren mit dem in den Schlachten erprobten Heere als „die Versuche eines neugierigen Kindes, das an der blanken Weihnachtsuhr so lange herumbohrt, bis sie entzwei ist". In ihm waren in alter Kraft lebendig die Erinnerungen an jene Zeiten, in denen der Konflikt in Preußen tobte um der gleichen Frage willen, vor ihm stand noch das Bild seines Königs, als er der Krone entsagen und den Kampf mit seinem Volke aufgeben wollte. Für die Erhaltung der dreijährigen Dienstzeit hatte Wilhelm I. die Liebe seiner Unterthanen und seinen Thron gewagt; in der Schicksalsstunde, in der er sich zusammenschloß mit Otto von Bismarck, war vor den beiden Männern das Bild Karls I. und Straffords erschienen. Jetzt erinnerte Fürst Bismarck daran, daß mit seinem alten König Moltke und Roon für die dreijährige Dienstzeit kämpften und daß die Leistungen des von ihnen gebildeten Heeres ihre Sachkunde in das hellste Licht gestellt hatten: „Glaubt man, daß Kaiser Wilhelm I., wenn es ihm vergönnt wäre, heute wieder unter den Lebenden zu erscheinen, die jetzige Vorlage billigen würde? Er würde sicherlich an der Auffassung, für die er solange gekämpft hat, und für die er im Jahre 1862 bereit war, der Krone zu entsagen, um sein Heer nicht durch die Verkürzung der Dienstzeit zu schädigen, auch den Vertretern der jetzigen Vorlage

gegenüber festhalten. Mit Befremden würde er auch gewahren, daß seine konservativen Kampfgenossen, die noch vor wenigen Monaten an der dreijährigen Dienstzeit festhielten, nunmehr für die Massenarmee, für die rage des nombres und für die anerkannte Verminderung der Qualität der Armee mit Energie eintreten." Es ist in der That charakteristisch für den Nachfolger des Fürsten Bismarck, daß er sich selbst nicht lange vorher mit der vollen Kraft der Überzeugung für die Aufrechterhaltung der dreijährigen Dienstzeit ausgesprochen hatte.

Mit äußerster Schärfe mußte Fürst Bismarck auch der Polenpolitik des neuen Kurses entgegentreten. Hier hatte die Versöhnungslust seiner Nachfolger die Grundsätze kräftiger Abwehr, die in der Ära des ersten Kaisers aufrecht erhalten worden waren, mit vollem Bewußtsein preisgegeben. Herr von Stablewski wurde Erzbischof von Posen, und Herr von Koszielski konnte sich rühmen, eine der einflußreichsten Persönlichkeiten am Hofe zu sein. Auch hier trat später ein jäher Frontwechsel ein, als der Kaiser auf der Marienburg und in Thorn den Kampfruf erschallen ließ, wenn auch die letzten Konsequenzen dieser Änderung niemals gezogen worden sind. Fürst Bismarck aber betrachtete die Polenpolitik nicht nur als eine der wichtigsten Lebensfragen des deutschen Volkes, sondern zugleich als die Grundlage für unser Verhältnis zu Rußland: „Ich will mit allen meinen Mitbürgern in Frieden leben, aber in seiner exponierten Stellung kann Deutschland sich den Luxus einer slavischen oder römischen Nebenregierung nicht gestatten, und schließlich wollen wir doch alle, glaube ich, nicht einen Krieg mit Rußland herbeiführen, nur um die Republik Polen unseligen Angedenkens wieder herzustellen. Darauf aber läuft die ganze Geschichte hinaus: Die Polen betrachten Posen und Westpreußen nur als ein Übergangsterrain, wo sie ihre nationalen Besonderheiten bewahren können, um sie dann, wenn wir, wie sie hoffen, Rußland geschlagen haben, in aller Ruhe in einen slavischen Staat mit antigermanischer und antiprotestantischer Spitze weiter zu pflegen.

Darum macht unsere neueste polnische Wirtschaft auch in Rußland soviel böses Blut, weil man da gleich den Glauben verbreitet, wir spekulierten auf die Revolution der russischen Polen." Es ist für die Auffassungen des Fürsten Bismarck in jener Zeit von charakteristischer Bedeutung, daß er diesen Ausführungen die weiteren Bemerkungen hinzufügte: „Bei uns scheint man von alledem gar nichts zu merken. Man hält es mit dem Hofmeister des Candide und glaubt, daß wir in der besten aller Welten leben. Es fehlt an Rückgrat und auch an Detailkenntnis. Leute, die ich als wandelnde Repertorien benutzte, juristisch sattelfeste Menschen, die man nachschlagen konnte, werden als Repräsentanten der germanischen Vormacht in die Welt geschickt und sollen mit ihren beschränkten Mitteln wo möglich wilden Völkern imponieren. Andere wiederum werden durch die Rücksicht auf eine große Familie und dergleichen zu einer besonders starken Klebung gezwungen und wollen um keinen Preis von dem Posten weichen, der sie nährt. Außerdem ist die Sorte zu zahlreich vertreten, von der Friedrich der Große sagte: „Amüsant bei Tische, dann rausschmeißen!" Jetzt werden sie nicht mehr rausgeschmissen. Und aus diesen Kreisen rührt zum Teil auch die Verstimmung mit Rußland her, deren Gründe ganz ähnlich denen sind, die zum Siebenjährigen Kriege führten: Klatschereien, angebliche oder wirkliche Bonmots Friedrichs über die Kaiserin Elisabeth und die Pompadour."

Vielleicht darf in diesem Zusammenhang eine Äußerung erwähnt werden, die Fürst Bismarck in jenen Tagen zu dem Verfasser in Hinblick auf die Schwerfälligkeit einzelner früherer Mitarbeiter that, die jetzt an einflußreicher Stelle standen: „Der alte Talbot in Schillers Jungfrau von Orleans wird eigentlich immer mißverstanden. „Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens", sagt er. Die Leute meinen immer, das solle heißen „Gegen die Dummheit", aber das ist falsch. Mit der Dummheit, wenn sie auf unserer Seite steht, kämpft man vergebens. Nicht contra, sondern cum. Das giebt einen viel besseren Sinn." Auch

meinte er, wiewohl in halbem Scherz, daß die deutschen Industriellen das Recht hätten, einen Civilprozeß gegen die Minister zu führen, die sie durch die Handelsverträge geschädigt hätten. Unter dem neuen Kurse seien für die wichtigsten Fragen untergeordnete Räte maßgebend, weil die Ressortminister von ihren Ressorts nichts verständen. So hätte ja Herr von Caprivi einen ganz guten Kriegsminister abgegeben, und der Staatsanwalt von Marschall hätte vielleicht auch für das Reichs-Justizamt getaugt, in ihren jetzigen Berufen seien sie naturgemäß Dilettanten, ohne das Glück zu haben, das manchmal gerade den größten Dilettanten folgt. So sei auch Herr von Zedlitz Kultusminister geworden, obwohl ihn hierzu höchstens die Namensvetterschaft mit dem Beschützer Kants befähigte; er hätte sich trefflich zum Minister des Innern geeignet und sich in dieser Stellung auch wohl gefühlt. Die Leute müßten sich doch fragen: „Ist es denn so leicht, Minister zu sein? Wozu auch das lange Studium, wozu die Arbeit?“ Vor allem würden die Beamten stutzig, die sich plötzlich unter Vorgesetzten sähen, deren absolute Unkenntnis ihres Faches ihnen nicht unbekannt sein kann. Die Folge des Systems sei ein kolossaler Dilettantismus, der natürlich überall Unklarheiten und Schwankungen hervorbringen muß. Er drückte sich ängstlich nach jeder Meinungsäußerung herum und trete so in totale Abhängigkeit von der öffentlichen Meinung; man treffe Maßregeln und schaffe Gesetze, nicht weil sie notwendig sind, sondern damit man Zeitungslob erntet. Daher komme auch die Fingerfertigkeit, mit der Vorlagen eingebracht, umgeändert, in ihr Gegenteil verkehrt werden. Auch komme jetzt ein großer Mangel an Verantwortlichkeitsgefühl hinzu, und dieses Manko müsse noch verstärkt werden durch das häufige persönliche Hervortreten des Kaisers zu Kundgebungen, die für die Minister selbst den Reiz der Überraschung tragen. Die Zustimmung des Freisinns zu allen persönlichen Kundgebungen des Kaisers gelte weniger dem Inhalt dieser Kundgebungen, als dem persönlichen Momente; man hoffe dort, daß sich, wenn auch zunächst nicht formell, so doch sachlich

ein verantwortliches Kaisertum konstituiert und sehe bereits den antimonarchischen Weizen hoch in die Höhe schießen. — Bekannt ist das Wort des Fürsten: „Ich sehe für die Zukunft des monarchischen Gedankens eine Gefahr darin, wenn ein Herrscher, selbst in der besten Absicht, allzu häufig vor der Öffentlichkeit sich ohne ministerielle Bekleidungsstücke zeigt.“

Am 1. Januar 1893 traf ein kaiserlicher Glückwunsch in Friedrichsruh nicht ein; als wenige Monate darauf in Görlitz das Denkmal des ersten Kaisers enthüllt wurde, wurde vom Hofe der Wunsch geäußert, daß ein Zusammentreffen dort mit dem Fürsten Bismarck vermieden werde.

Wenn aber Fürst Bismarck immer wieder warnte vor den politischen Maßnahmen seiner Nachfolger, wenn er ohne Furcht die Hand an die Wunde legte, die damals dem Volkskörper zugefügt wurde, so fühlte doch die Nation, daß nicht persönliche Interessen, daß nicht der Wunsch, seine Nachfolger zu verkleinern, um selbst desto gewaltiger zu erscheinen, das Motiv seines Handelns war, sondern daß nur der Wunsch, sein Werk zu erhalten, sein Thun bestimmte. Darum zogen sie aus allen Gauen herbei, nicht nur um ihm zu huldigen, sondern auch um seinen Rat zu vernehmen. So kamen zuerst die Vertreter der Burschenschaften und sie hörten die Mahnung: „Halten Sie fest an dem nationalen Geiste! Halten Sie sich immer gegenwärtig, daß dieser mehr durch Charakter als durch Wissen gewonnen wird.“ Es kamen 1500 Schleswig-Holsteiner und ihnen rief er zu: „Nicht nur zwischen Schleswig und Holstein soll Stammverwandtschaft herrschen, sondern allgemein im Deutschen Reiche soll sie sein, von den Alpen bis zum Meer, nicht partikularistisch, sondern unter allen, die mit uns Schulter an Schulter stehen, mit uns kämpfen wollen, wenn wir vom Ausland her bedroht und bekämpft werden. Dat walt Gott und kolt Isen.“ Ein deutsches Blatt im Auslande aber schrieb: „Ein guter Deutscher sieht in der Reckengestalt nur den Vater, der ängstlich den Tritten seines Kindes folgt, dem ein Fehltritt seines Lieblings einen Angst-

ruf entlockt, der, in herzzerreißender Weise einem gequälten Herzen entquellend, tausendfaches Echo findet. In solcher Weise hören die Deutschen im Auslande diese Stimme; sie hören aus den Worten des eisernen Mannes nicht allein den Groll über sein Schicksal heraus, sondern fühlen den tiefen Schmerz über so manche Fehltritte des Volkes, der in den Worten verborgen liegt.“

Und weiter kamen die Oldenburger und sie vernahmen ihr Lob: „Wir Niederdeutschen reden nicht viel, in Thaten sind wir stärker als in Worten.“ Und sie vernahmen weiter die Mahnung, an ihrer Eigenart festzuhalten: „Ich halte es für ein Glück, daß wir viele Centren und mehr wie eine Residenz, mehr wie eine Dynastie bekommen haben. Es ist das ein von Gott vorgesehenes Kulturmittel. Deshalb billige ich auch nicht die Bestrebungen, die auf eine Einschränkung des Rechtes unserer Bundesstaaten hinausgehen.“ Und wieder an einem Sonntag brachten 3000 Mecklenburger dem greisen Staatsmann ihre Huldigung dar. Es war der Tag der Schlachten von Fehrbellin und Waterloo, es war auch der Tag, an dem vor einem Jahre Fürst Bismarck die Reise zur Hochzeit seines Sohnes antrat. Auch vor den Besuchern aus dem Heimatlande Fritz Reuters rühmte er einen gesunden, kräftigen und selbstbewußten Partikularismus: „Die Mecklenburger sollen Mecklenburger und ihr Großherzog soll in seinem Lande der Herr bleiben und in seiner selbständigen Existenz nicht erschüttert werden. Aber darunter darf das Reich nicht zu leiden haben; freiwillig müssen die Beziehungen zu demselben sein, freiwillig die Mitwirkung an der Einigkeit der deutschen Nationalität. Das Gefühl, zur deutschen Nationalität zu gehören, muß sich im Lokalpatriotismus lebendig erhalten. Die unitarischen Bestrebungen, die manche meiner Landsleute gepflegt haben, mögen für Theoretiker und andere Nationen sich eignen; für den germanischen Charakter halte ich sie nicht für praktisch. An den Grenzlinien zwischen Heimatsgefühl und Vaterlandsgefühl zu rütteln, halte ich nicht für nützlich, sondern gefährlich. Der Deutsche braucht engere Verbände; geht ihm der

geographische Partikularismus verloren, so schafft er sich Fraktions-partikularismus. Die Eifersucht der Fraktionen ist der Krebsschaden in unserem Lande. Das Deutsche Reich ist angewiesen auf die Gesamtheit der Intelligenz und des Vertrauens, welches Ministerium und Parlament gemeinsam aufbringen können. Und wenn die Intelligenz und das Vertrauen auf der einen Seite fehlt, nehmen wir an auf der ministeriellen, so muß auf der anderen Seite das Minus gedeckt werden und die Thätigkeit der Volksvertretung hervortreten; wenn aber der Volksvertretung das richtige Vertrauen verloren geht, so muß die staatliche Leitung das Steuerruder fester in die Hand nehmen. Sie müssen sich gegenseitig ergänzen zur Gesamtheit von Einsicht, Tapferkeit, Vaterlandsliebe und Heimatsliebe."

Hier wie überall in den Reden jener Zeit tritt das Bedürfnis des Fürsten Bismarck hervor, die einzelnen Faktoren des öffentlichen Lebens zu stärken; er wählte seine Themen nicht aus der Willkür der Laune, sondern aus dem Zwange der Lage. Nicht alle haben ihn verstanden, wenn er in Kissingen und Jena riet, die Reichsverfassung hochzuhalten, wenn er später immer wieder mahnte, das politische Leben der Einzelstaaten auszugestalten, wenn er den Einfluß des Bundesrats zu stärken unternahm. Man vergaß, daß er als Kanzler und später es oft genug ausgesprochen hat, daß der Leitstern seiner Staatskunst nicht die Prinzipienreiterei sei, nicht ein Festhalten an starren Grundsätzen; er fragte nicht, was in der Theorie gut, sondern was unter den gegebenen Verhältnissen notwendig sei. Die Dinge hatten sich geändert gegen einst, neue Männer waren gekommen und darum wurden neue Maßregeln nötig. Jetzt sah Fürst Bismarck die größte Gefahr für die Entwicklung des Reiches in der Möglichkeit, daß ein einzelner, für unser politisches Leben maßgebender Faktor ein drückendes Übergewicht erlangen könnte über die anderen Faktoren, daß innerhalb des geeinten Deutschlands die kaiserliche Gewalt den Bundesrat und den Reichstag zur Ohnmacht verurteilen könnten.

Nicht der Partikularismus der Pfeile, die aus dem Bündel fallen, soll groß gezogen werden, sondern die einzelnen Glieder des Reiches sollen stark und fähig bleiben, dem Herzen neues Blut zuzuführen. Manche Zeichen deuteten darauf, daß die Bundesfürsten nicht mehr als gleichberechtigte Faktoren neben dem Inhaber der Präsidialmacht, sondern als eine Art von Vasallen erschienen. Hier wollte Fürst Bismarck einsetzen, um das Volk zu belehren, wie es sich gegen unwillkommene Änderungen schützen könne.

„Dem Bundesrat ist die Möglichkeit der Mitwirkung im nationalen Leben gegeben, und es hat mir eine Enttäuschung bereitet, daß von diesem Recht bisher nicht mehr Gebrauch gemacht worden ist", so rief der greise Staatsmann den Lippern zu. „Ich dachte mir außerdem, daß die Landtage der einzelnen Staaten sich an der Reichspolitik lebhafter, als bisher geschehen, beteiligen würden. Ich hatte mir bei der Aufstellung der Verfassung ein reicheres Orchester der Mitwirkung in den nationalen Dingen gedacht, als es sich bisher bethätigt hat", so klang seine andere Mahnung. Er wollte, daß das nationale Gefühl alle Poren durchdringe, wie es einst geschah, als die Verfassung entstand. „Ich hoffe, es wird mit der Zeit anders werden, und es werden die Bureaukraten, welche Hermann im Teutoburger Wald erschlug, die „Prokuratoren", wie sie damals genannt wurden, nicht wieder die Alleinherrscher werden. Zur Zeit besteht noch die Gefahr, daß sie in unblutiger, aber erstickender Weise die Herrschaft wieder über uns gewinnen, und daß die Errungenschaften des Schwertes, ich will nicht sagen durch die Feder der Diplomaten, aber durch Bureauwesen, Beamtenherrschaft und das träge Zuschauen zu Grunde gehen. Meine Befürchtung und Sorge für die Zukunft ist die, daß das nationale Bewußtsein erstickt wird in den Umschlingungen der Boa constrictor der Bureaukratie, die in den letzten Jahren reißende Fortschritte gemacht hat. Gott erhalte uns die Reichsverfassung, wie sie besteht, und Gott erhalte uns die Zahl der Bundesregierungen, die den Bundesrat bilden, damit dieser dem Reichs-

tag als vollständig ebenbürtiger und gleichberechtigter Koefficient unserer Gesetzgebung stets zur Seite steht."

Den Byzantinismus der Fraktionen, die ihre Interessen in den Vordergrund stellen, und keine andere Sorge kennen, als daß eine andere Fraktion ihnen den Rang ablaufe, geißelte der Fürst vor allem in seiner Rede an die Braunschweiger. Er hatte es nie verstehen können, daß der Reichstag die tief einschneidende Maßregel der Handelsverträge billigte, ohne auch nur den Versuch einer gründlichen Prüfung zu machen: „Das Gewicht, welches der Reichstag in die Wagschale hätte einsetzen können, wurde zerbröckelt, nullifiziert; jede Fraktion hatte dieselben Befürchtungen, und wenn ich daran denke, so erinnere ich mich an eine Scene aus Schillers Wallenstein: „Willst Du's nicht, thut's der Pestaluzz." Davor ängstigte sich jede Fraktion und sagte: „Ich bin ja ganz gern bereit." So kam es, daß das Gewicht des Parlamentarismus aufgehoben wurde. Nun, das Vacuum, welches die parlamentarischen Einflüsse bei uns lassen, wenn sie sich nicht genügend geltend machen, wird ja nicht von dem Monarchen, dem Könige eingenommen, sondern thatsächlich von der Bureaukratie, der Beamtenhierarchie. Die Volksvertretung ist dazu da, sie zu korrigieren, zu censurieren, ihr zu Hilfe zu kommen und sie vor Übergriffen zu bewahren." Als dann in Kissingen 600 Mitglieder des bayerischen Volksschullehrer-Vereins erschienen, um gleichfalls ihre Huldigung darzubringen, da war es der gleiche Gedanke, den Fürst Bismarck aussprach. Er nannte den Partikularismus mit seiner Vervielfältigung höfischer und parlamentarischer Bildungsstätten ein wertvolles Saldo im nationalen Conto, das keine Gefahr, sondern eher eine Stütze für unser Zusammenhalten sei. Mit ihm verbinde sich Treue und Anhänglichkeit an die einzelnen Dynastien; die Dynastien seien der Senat der Nation und als Bindemittel zur Einigkeit notwendig: „Es wird unsere Aufgabe nicht erschweren, wenn wir gute Bayern und gute Sachsen haben; wir sollen, wo es notwendig ist, zusammengehen, sonst aber nachsichtig gegen die Eigentümlichkeiten der ein-

zelnen Staaten sein, in denen sie groß geworden sind und sich wohl befinden."

Zahllos waren die Huldigungen, die in Friedrichsruh wie in Kissingen in jener Zeit dem Fürsten Bismarck dargebracht wurden. Und unermüdlich war der Gefeierte, mit seinem Dank zugleich weise Lehren zu verbinden für die Gegenwart und die Zukunft. So erschienen Lübecker Turner, vor denen er davon sprach, wie ihre Kunst mitgewirkt habe an der Pflege des nationalen Gefühls. So mahnt er die Schüler von Plön, das geistige Band, das sie mit dem gesamten deutschen Volke verknüpft, mit Sorgfalt zu pflegen: „Es ist nicht gut, in Europa einer kleinen Nation anzugehören, und Mitglied einer so großen, so starken und so ausgezeichneten Nation von fünfzig Millionen zu sein, das ist ein Vorzug, für den wir alle Gott dankbar sein wollen, solange wir leben." Die Grundsätze, nach denen er das wirtschaftliche Leben Deutschlands geregelt wissen wollte, entwickelte der Fürst vor einer großen Zahl von Sekretären der deutschen Handels- und Gewerbekammern: „Es ist ein Irrtum, wenn man Handel und Gewerbe und Landwirtschaft voneinander trennen will. Wir müssen zusammen gedeihen, oder wir gehen zusammen zu Grunde." Die Landwirte aber forderte er auf: „Regen und rühren Sie sich und nehmen Sie das nicht unbesehen hin, was die Schriftgelehrten und Pharisäer unter den Gesetzgebern Ihnen bieten. Vielfach glaubt man, nur die Regierung sei dazu da, für uns zu sorgen. Die ganze Entwicklung des politischen Lebens hat aber dazu geführt, daß wir heute der Regierung helfen müssen, uns zu regieren. Dazu ist es aber notwendig, fest seinen Willen auszusprechen und sich in keinen Handel einzulassen aus Fraktions- oder persönlichem Interesse."

Und nicht durch Tage und Wochen allein strömte der Jubel der Begeisterung zum Fürsten Bismarck empor. Widerwillig mußten selbst die Gegner zugeben, daß es hier kein künstliches Erzeugnis gab, sondern daß diese Huldigungen hervorsprudelten

aus dem Born des ursprünglichsten, klarsten und edelsten Empfindens. Indem Deutschland von neuem seiner Liebe und Verehrung für seinen größten Sohn Ausdruck verlieh, hat es sich selbst am höchsten geehrt. Denn der Wert eines Volkes darf nicht nur abgeschätzt werden nach der Größe seiner politischen Erfolge und nach dem Maße seines materiellen Wohlstandes. Der echte und wahre Wert einer Nation und die sicherste Gewähr für ihre Zukunft liegt in der Fähigkeit der Begeisterung für das, was wahr und gut und groß ist. Die besten Thaten der Völker entsprangen nirgends aus der erwägenden kühlen Vernunft, sie strömten empor aus jenen tiefen Winkeln der Volksseele, vor denen die Begeisterung Wache hält. Wäre Fürst Bismarck noch in Amt und Würden gewesen, hätte er Ämter und Stellung verleihen können, so wäre vielleicht der Versuch gelungen, die Blüte der Begeisterung auf die Wurzel der Selbstsucht zurückzuleiten; jetzt aber, wo der Einfluß des Fürsten nicht hinaus reichte über die Grenzen von Friedrichsruh, mußte solcher Versuch mißlingen. Und mochten seine Gegner es leugnen, so wissen wir doch alle, die wir jene Jahre denkend miterlebten, daß Fürst Bismarck damals in Wahrheit zum Mittelpunkte des gesamten nationalen Empfindens geworden ist. Vergebens suchen wir in der Geschichte nach einer Parallele; für die Stellung, die er als Wortführer der Volkssorge und der Volkssehnsucht sich erworben hatte, giebt es auch heute noch keinen Ersatz.

Und so kamen immer neue Scharen, jeder wollte noch einmal, ehe es zu spät war, in das Auge des Mannes schauen, der seinem Jahrhundert den Namen gab. Selbst die Gegner standen unter dem gewaltigen Eindruck all dieser Kundgebungen, und nur ein Teil von ihnen fuhr fort, den eigenen kleinen Maßstab an die Thaten des Großen zu legen, oder wie Virchow es that, die Verehrung des deutschen Volkes für seinen Helden auf eine geistige und moralische Schwäche zurückzuführen. Aber es war eine seltsame Erscheinung, daß unter all jenen Tausenden lange Zeit gerade die engeren Heimatsgenossen Bismarcks fehlten, daß aus Preußen

nur Wenige erschienen, aus jenem Lande, das ihm vor allem den größten Dank geschuldet hat. Als preußischer Junker, als ein Mann, der den großdeutschen Ideen aus preußischem Egoismus widerstand, hatte Otto von Bismarck seine Laufbahn begonnen; indem jetzt die Begeisterung in den Bundesstaaten, in den einzelnen Stämmen, die stets so eifersüchtig über ihr Sonderrecht wachten, am stärksten auflohte, war der Beweis erbracht, daß das neue Haus wohnlich sei, und daß die Schwächeren sich wohl fühlten neben dem Starken. So strömten wieder aus Thüringen mehr als 1000 Männer herbei. Und auch sie vernahmen die Lehre, daß das Heil der Zukunft nicht in dem unitarischen Gedanken liege, nicht in der Schablonisierung des deutschen Gemütslebens, sondern in der Sicherung und Stärkung des Stammesgefühls: „Für Ihre Zufriedenheit als Thüringer würde es kaum förderlich sein, wenn Ihre acht Fürstenresidenzen verschwänden aus Ihrem Berglande und ihre Macht sich konzentrierte in einem kaiserlichen Oberpräsidium, das in Erfurt residierte. Der Deutsche hängt an seinen Dynastien, und die Dynastien haben gezeigt, daß sie auch an Deutschland hängen; sie sind mit den Rechten und Bürgschaften, die ihnen geblieben, zufrieden, mehr als ich erwartet hätte. Das ist ein positiver Wert. Die Dynastien, welche wir haben, müssen wir nicht bekämpfen, sondern pflegen.“ Auch vor den Thüringern nahm der greise Staatsmann das Recht in Anspruch, seine Meinung frei zu äußern; er mache aus seinem Herzen keine Mördergrube, denn er habe auch als Diplomat das Lügen nicht gelernt. Wenn er auch von der höchsten Geschäftsleitung für unfähig gehalten worden sei, so könne er doch seine angeborenen staatsbürgerlichen Rechte nicht zugleich verloren haben.

Es war eine ernste, der höchsten vaterländischen Gewissenhaftigkeit entstammende politische Aktion, die der greise Fürst in allen diesen Kundgebungen durchzuführen suchte. Er wollte, da der Reichstag versagte, aus der Tiefe der Volksseele eine Bewegung heraufleiten, die ein Gegengewicht bilden sollte gegen die Neigung

und das Bedürfnis der neuen Männer, den Geist der Verfassung in eine Form zu zwingen, die ihm fremd sein mußte. Er wollte, daß das Selbstbewußtsein der Dynastien sich in dem Bundesrat ein Instrument verschaffe, das klarer als bisher auch die abweichende Meinung zum Ausdruck bringe; er wollte, daß die Landtage der Einzelstaaten auch Kritik übten an den Einrichtungen des Reiches; er wollte das Stammesgefühl beleben, weil er in ihm die Wurzeln der Volkskraft sah. Darum hatte er die Thüringer darauf hingewiesen, daß jeder ihrer Landtage vor allen häuslichen Fragen die Sache des Reiches behandeln muß, darum hatte er auch den Frankfurtern zugerufen, daß in den Landtagen das Schweigen über das Reich zu tot sei; sie dürften nicht sagen: diese Sache geht uns nichts mehr an, es sei vielmehr unsere ganze Verfassung berechnet auf das Ineinandergreifen aller amtlich berechtigten Faktoren im nationalen und einheitlichen Sinne. Und als dann plötzlich die Kunde die Welt durchhallte, daß Kaiser Wilhelm, erschüttert durch die Nachricht von einer schweren Erkrankung, die sein greiser Kanzler in Kissingen soeben durchgemacht, sich teilnahmsvoll an ihn gewandt und eine Brücke geschlagen habe von einer unerfreulichen Vergangenheit zu einer besseren Zukunft, als die Einen bereits eine endgültige Versöhnung hofften, und die Anderen sie fürchteten — auch da hat Fürst Bismarck seine Haltung und seine Worte nicht um eines Haares Breite geändert, und auch später, als er im gleichenlosen Triumph durch die Pforte des Brandenburger Thores zum Kaiserschloß gezogen war, da hat die Gnade auf ihn keine andere Wirkung geübt als der Groll. Der Geächtete wie der Begnadigte erhob rücksichtslosen Widerspruch gegen die Politik der Neuen, wo er sie für unheilvoll hielt, und er widerlegte so mit aller Bündigkeit die stets wiederholte Anklage seiner Gegner, daß die Rückkehr in das Amt sein letztes Ziel sei. So ließ er auch jetzt in seinem publizistischen Organ mit ruhiger Klarheit, wie er es sonst gethan, versichern, daß er niemals daran denke, wieder Einfluß auf die Staatsgeschäfte zu gewinnen; wer

an Rang, Orden und Dienstwohnungen hängt, der möge anders denken, für ihn sei es jetzt der lebhafteste Wunsch, niemandem mehr gehorchen zu müssen. Und als dann die Düsseldorfer kamen, da richtete er auch an sie die Mahnung, die Verfassung zu pflegen, Kritik zu üben und Verwahrung einzulegen gegen Regierungsmaßregeln, die sie nicht billigten; gerade eine ehrlich monarchische Gesinnung werde auf diesem Wege Förderung finden, und für die Beziehungen des Bürgers zum Monarchen sei es klärend und nützlich, wenn die Kritik durch Parlament und Presse stattfindet. Er habe dem monarchischen Reiter in den Sattel geholfen, vielleicht sei im Eindruck des Kampfes die Hilfe zu lebhaft gewesen. Auch Rosenfesseln waren nicht im stande ihn abzulenken von dem, was er als seine Pflicht erkannte. Im Gegenteil: jetzt, wo der Kaiser selbst ihn zu sich lud, durfte auch die Bosheit nicht mehr behaupten, daß seine Opposition sich gegen den Monarchen richte. So übte er vor den nationalliberalen Abgeordneten eine scharfe Kritik an seinen Nachfolgern, indem er ihnen vorwarf, daß sie mit unserem Verfassungsleben nicht vertraut seien, nicht mit den Absichten der Gesetzgeber, nicht mit unserem ganzen wirtschaftlichen Leben; so wandte er, als die alten Holsteiner Krieger vor ihm erschienen, auf sich das Wort Metternichs an, der noch „plötzlicher und unerfreulicher als er abgeschoben worden sei“. „Ich bin froh, daß ich aus der Galeere heraus bin. Früher war ich ein Schauspieler auf der Bühne, jetzt ein Zuschauer im Parkett.“ Er fühle sich weder unglücklich noch brenne er vor Begierde, in den alten Arbeitszwang zurückzukehren. Für äußere Auszeichnungen, für Rang, Titel und Orden habe er wenig Sinn: „Ich bin nie herrschsüchtig gewesen, ich bin mit dem, was ich bin, vollständig zufrieden; ich hatte immer mehr das Bedürfnis, nicht zu gehorchen, als das, Anderen zu befehlen. Ich habe das Gefühl der Verstimmung, wenn man mich verdächtigt, wieder in die amtliche Stellung eintreten zu wollen. Es erinnert mich das an Hamlet, der, nach dem Grunde seiner Verstimmung gefragt, als Kronprinz antwortet:

„Es fehlt mir an Beförderung.“ Was kann mir in der Richtung fehlen? Ich kann und will nicht mehr werden, als ich bin. Ich könnte nur von der Höhe meiner Erinnerungen heruntersteigen, wenn ich irgendwie ehrgeizige Bestrebungen hätte. Auf die Aussprache meiner Ansicht über Dinge, die ich vierzig Jahre lang amtlich betrieben, brauche ich darum nicht zu verzichten, aber von politischem Ehrgeiz bin ich vollständig frei.“

Aber es ist nicht die Lust an der Opposition an sich, nicht die Freude am Widerspruch, die den ersten Kanzler des Reiches beseelte; viel froher ist seine Stimmung, wenn er dem Kaiser zustimmen kann, weil er ihm auf den eigenen Wegen begegnet. Die flammenden Reden, die er vor den Bewohnern der Ostmarken, vor den Tausenden, die aus der Provinz Posen zu ihm kamen, die er vor den Westpreußen hielt, sind ein nationales Gut geworden, nicht weil ihre Tendenz sich nicht gegen die Politik des Kaisers richtete, sondern weil sie harmonisch zusammenklang mit dem, was der Monarch selbst in Thorn und auf der Marienburg gesprochen. In der alten Burg der deutschen Ordensritter hatte der Kaiser die Hoffnung ausgesprochen, daß diese Burg stets als ein Wahrzeichen des Deutschtums gelten, daß hier deutsche Sitte und deutscher Glaube gepflegt werden solle. In Thorn aber hatte er noch deutlicher die Front gegen das Polentum genommen und den übermütigen Nachkommen der Jagellonen zugerufen: „Es ist zu meiner Kenntnis gekommen, daß leider die polnischen Mitbürger hierselbst sich nicht so verhalten, wie man es erwarten und wünschen sollte. Sie mögen es sich gesagt sein lassen, daß sie nur dann auf meine Gnade und Teilnahme in demselben Maße wie die Deutschen rechnen dürfen, wenn sie sich unbedingt als preußische Unterthanen fühlen. Ich hoffe, daß die Thorner polnischen Mitbürger sich entsprechend dem, was ich in Königsberg gesagt, verhalten werden.“ Und er hatte hinzugefügt: „Ich wünsche, daß das, was ich gesagt, allgemein bekannt werde; ich habe es nicht bloß in den Wind gesprochen. Ich kann auch sehr unangenehm sein, und werde es,

wenn erforderlich, auch werden.“ In ganz Deutschland hatte man diese Worte begrüßt als eine Abkehr von der Polenpolitik des Grafen Caprivi und als ein Programm für die Zukunft. In seinen Reden an die Bewohner der Ostmarken hat dann Fürst Bismarck diesem Programm Inhalt und Leben zu verleihen versucht.

Nirgends, solange Fürst Bismarck zum deutschen Volke sprach, hatte er mit so eindringlichem Ernst und so nachhaltig seine Warnungen ausgesprochen, wie gerade in der polnischen Frage. Und nirgends hatte er auch so zwingenden Grund, die Politik seines Nachfolgers zu bekämpfen, wie hier. Das Selbstgefühl der Polen war mächtig emporgeschwollen, seitdem ihre Wortführer nicht nur einen starken politischen, sondern auch einen starken höfischen Einfluß gewonnen hatten. Besser als Graf von Caprivi kannte Fürst Bismarck die Geschichte, er, der Meister in der psychologischen Beurteilung der Völker. Als die Bahnbrecher der polnischen Bestrebungen aber galten ihm fast ausschließlich der Adel und die Geistlichkeit; darum betonte er in seiner Rede an die Posener seine Überzeugung, daß der Kern des Volkes, die Kleinbürger und Bauern, nur durch die Aufhetzung jener beiden Stände in eine deutschfeindliche Stimmung versetzt worden, daß ihnen nichts an der Wiederherstellung vergangener Zustände gelegen sei. „Niemand hat einen Zweifel, wenn von höchster Stelle erklärt wird: „Ehe wir das Elsaß wieder aufgeben, müßte unsere Armee vernichtet werden“, daß dasselbe auch gilt für die Ostgrenze und zwar in verstärktem Maße; wir können beides nicht missen, Posen noch weniger als das Elsaß, aber beides niemals. Wir singen: „Fest steht und treu die Wacht am Rhein“, aber sie steht an der Warthe und Weichsel ebenso.“ Der freudigste Augenblick aber in dieser gewaltig erregten Zeit war gekommen, als der Redner den Westpreußen zurufen konnte: „Es ist für uns die Gesinnung, die Sie hergeführt hat, ein herzerhebender Moment, indem wir zu sagen berechtigt sind, daß Seine Majestät der Kaiser und König sie teilt.“ Daß Fürst Bismarck gerade jetzt so sprechen konnte, wo eben erst geschmeidige Beamte

die Gunst ihrer Vorgesetzten zu gewinnen versucht hatten durch das an ihre Untergebenen erlassene Verbot, an der Huldigung teilzunehmen, mußte das nationale Gefühl doppelt freudig berühren. Reiche Goldadern durchzogen auch die zweite Rede des Fürsten. Aber das kostbarste Wort, das hier erklang, war die Versicherung: „Ich habe nichts gethan als meine Schuldigkeit im Dienste eines Herrn, dem ich gern diente und mit dem mich das Gefühl gegenseitiger Treue verband." Als in dem brennenden Königsschlosse des Hunnenfürsten die burgundischen Könige den letzten Verzweiflungskampf kämpften, da hielten sie selbst in äußerster Todesnot ihren Mannen die Treue. Vergebens zeigte Krimhilde dem jüngsten ihrer Brüder das süß verlockende Bild der Liebe, vergebens mahnte sie König Gunther an Hagens Blutthat; der Mannentreue steht die Königstreue zur Seite — gegenseitige Treue! Als die Opposition sich in wilden Flammen gegen König Wilhelm ergoß, daß er die Krone preisgeben wollte, da stellte sich mit Schwert und Schild der Junker von Schönhausen vor ihn und deckte ihn mit Leib und Leben. So hat Kaiser Wilhelm I., wenn Haß und Falschheit ihre Pfeile gegen seinen Mannen richteten, auch ihn in Königstreue geschützt und über ihn den Schild gehalten mit dem siegreichen „Niemals". Treue um Treue, das ist uralte deutsche Art.

Und gerade, weil die Reden des Kaisers und seines ersten Kanzlers so hell zusammenklangen, deshalb mußte der große Widerspruch, der zwischen der feierlich bekundeten Überzeugung des Monarchen und der Politik seines zweiten Kanzlers bestand, mit aller Schärfe zu Tage treten. Es ist nicht ein zufälliges Zusammentreffen, sondern steht zweifellos in tiefinnerem Zusammenhang, daß wenige Wochen darauf Graf Caprivi aus allen seinen Ämtern in Ungnade entlassen war. Es war damit zugleich eine klare Genugthuung für die überzeugten Anhänger einer nationalen Politik gegeben. Mochte Graf Caprivi auch an die Nützlichkeit seiner Thaten glauben, so bleibt doch vor allem schwer lastend auf seinem Haupte der Vorwurf ruhen: er hat es niemals begriffen, welch

mächtige Erschütterung die deutsche Volksseele erfaßte, als der Frühling des Jahres 1890 ihren Lieblingshelden in die Einsamkeit verbannte, und er hat, weil er dies nicht begriff, es nicht verstanden, die Schärfen und Bitterkeiten zu mildern. Er mußte anknüpfen an die Traditionen der Vergangenheit, statt sich von ihnen loszusagen; denn diese Traditionen waren ein nationales Heiligtum, ein Stück nationalen Empfindens geworden, das niemand, auch ein Kanzler nicht, ungestraft verletzen durfte. Und noch ein anderes kam hinzu, um seinen Thaten den Segen zu rauben: Graf Caprivi ist niemals über eine mechanische Auffassung von Geschichte und Politik hinausgelangt. Dazu fehlte ihm nicht nur die Schulung, sondern auch die Erkenntnisfähigkeit des Genies. Er nahm nach eigenem Geständnis die Dinge, wie sie kamen, aber er besaß nicht das Verlangen, sie nach dem eigenen Willen zu gestalten. So gelangte er zu der Politik der kleinen Mittel, so sorgte er für die Bedürfnisse des Augenblicks, stets überrascht, niemals der Dinge gewärtig. Daher die Gegensätze zwischen heute und morgen, daher das ewige Wanken und Schwanken, das Rudern und Ringen und das mühselige Anklammern an den Strohhalm unergiebiger Kompromisse. Die Politik ist eine Wissenschaft und eine schwere Kunst, aber sie ist kein Handwerk. Eine Zeitlang mochten die Vorräte, die so überaus reich die Vergangenheit angehäuft hatte, wohl dauern, aber diese Vorräte drohten bereits zu Ende zu gehen, als der schnelle Entschluß des Monarchen eine neue Wendung hervorrief. Graf Caprivi hatte, als er entlassen war, das Recht zu schweigen, und er war vergessen, längst ehe er tot war.

Der Nachfolger des Grafen Caprivi ist Fürst Hohenlohe geworden. Die erste Frage aber, die das deutsche Volk sich stellte, war die: Wie steht der neue Mann zum Fürsten Bismarck? Da hörte man gern davon, daß er vertraut sei mit den Traditionen des alten Kurses, und man freute sich, daß die Beziehungen der Vergangenheit keine Feindseligkeit gezeitigt, keinen Gegensatz geschaffen hatten, der jetzt von verhängnisvoller Bedeutung werden

konnte. Der dritte Kanzler hatte selbst zu den Gehilfen des Fürsten Bismarck gehört, er hatte als Botschafter in Paris und als interimistischer Staatssekretär des Auswärtigen Amtes sich einzuleben vermocht in den Anschauungskreis des alten Kurses, er stand den Überlieferungen unserer großen Zeit nicht mit der eisigen Fremdheit des Grafen Caprivi gegenüber. Auch sachliche Vorurteile hatte Fürst Hohenlohe, als er sein Amt antrat, nicht gegen sich. Den Fragen der inneren Politik hatte er sich fern gehalten, in die wirtschaftlichen Streitigkeiten hatte er sich nicht gemischt, als Grundbesitzer konnte er kaum zu den Anhängern des Freihandels gerechnet werden, als Repräsentant des Feudaladels durfte er vor dem Argwohn gesichert sein, Neigung für die freisinnige oder socialistische Demokratie zu hegen. So durfte man überzeugt sein, daß Fürst Hohenlohe, ebensowenig wie er in einem persönlichen Gegensatze zum Fürsten Bismarck stand, so auch sachlich allzu weit sich von den Geleisen des alten Kurses entfernen werde. Allerdings konnte niemand aus den gegebenen Prämissen sichere Folgerungen ziehen, da als entscheidender Faktor nicht der dritte Kanzler, sondern die scharf ausgeprägte Persönlichkeit des Kaisers gelten mußte. Aber schon die ersten Kundgebungen des neuen Kanzlers bewiesen, daß er gewillt sei, das schlimmste Stück aus der Erbschaftsmasse seines Vorgängers, die Feindschaft gegen den Fürsten Bismarck, preiszugeben. Hatte Graf Caprivi niemals den Schlüssel gesucht zu der Pforte, die ihm die reiche Goldkammer Bismarckscher Erfahrungen erschloß, hatte er es abgelehnt, das nationale Empfinden, das aus den gewaltigen Kundgebungen der letzten Jahre so gewaltig hervortrat, umzumünzen im Dienste der monarchischen Idee, so war es des Fürsten Hohenlohe erste Sorge, auch äußerlich der Welt zu zeigen, daß er Verständnis besitze für diese Bewegung und sich mühen wolle, sie in den Dienst der positiven staatlichen Arbeit zu stellen. So gesellte sich zu all denen, die huldigend nach Friedrichsruh gezogen waren, der dritte Kanzler des Deutschen Reiches. Vor den jungen Studenten aber, bei denen er als Gast

erschien, sprach er seinen Dank aus, daß er den Mann mitfeiern dürfe, in dem er nicht allein den größten Staatsmann des Jahrhunderts, sondern auch, wie er mit Stolz hinzufügte, seinen Freund verehre.

Weil aber des Fürsten Bismarck Opposition nicht persönlich war, sondern sachlich, weil ihm nicht an Amt und Gunst gelegen war, sondern daran, sein Volk mit lebendigem Nationalgefühl zu erfüllen und zum rechten Selbstbewußtsein zu erziehen, deshalb bringt auch die Zukunft in seinem Verhalten keinen Wandel, deshalb sehen wir, wie stets von neuem, wenn er Widerspruch erhebt gegen die einzelne Maßregel, sich der Groll der Mächtigen gegen ihn kehrt und von neuem Kämpfe heraufbeschworen werden, an denen das deutsche Volk mit bitterem Herzeleid teil nimmt. Was auch Graf Caprivi gesagt hatte — Fürst Bismarck blieb dennoch der Mittelpunkt der deutschen Politik, wie zu ihm stets die Gedanken zuerst eilten, wenn ein ernstes Problem an die Öffentlichkeit trat. Und wenn dann später immer wieder neue Scharen zum Sachsenwalde zogen, dann lauschten sie auf seinen Rat und immer fand er das rechte Wort. Und hier wie stets ist es der eigentümliche Reiz seiner Kundgebungen, daß er die rhetorische Technik und den rhetorischen Bureaukratismus verschmähte, um warmes Leben in seine Worte zu hauchen. Nicht die Stube, sondern die freie Gottesluft des Lebens und der Natur waren die Geburtsstätte Bismarckscher Reden. Darum wird man auch heute noch all' diese Ansprachen mit Freude und Nutzen lesen, man wird die ursprüngliche Kraft des Ausdrucks, den Reichtum und die Fülle der Bilder immer von neuem bewundern, man wird mit ihm lächeln, wenn er den Düsseldorfern von dem rheinischen Grafen erzählt, der aus seiner Heimat „nach Deutschland" reist, und von dem alten, würdigen Herrn, der in den Werderschen Mühlen ein neues „Zwing-Uri" wittert, man wird den tiefen Ernst seiner Mahnung begreifen, daß die monarchische Gesinnung nur erstarken kann, wenn die Kritik frei und ehrlich geübt wird. Und ebenso wird man ihm

freudig zustimmen, wenn er den Frauen aus Süddeutschland die Überzeugung kundgiebt, daß der Reichsgedanke, wenn er einmal die Anerkennung der deutschen Weiblichkeit gefunden, unzerstörbar sei und bleiben werde, wenn er den bergischen Frauen von der Einsamkeit in großen Städten, am Hof und im Parlamente und von dem Zauber des Waldes erzählt, wenn er die jungen Lehrer ermahnt, ihren Zöglingen nicht mit dem vorherrschenden Gefühle der amtlichen Stellung und Würde, sondern mit dem vorherrschenden Gefühle der Liebe zu den Unmündigen entgegen zu treten, wenn er im Kinde das Gottesgeschöpf erblickt, das gerade wegen seiner Schwachheit und Hilflosigkeit Anspruch auf Achtung hat, und wenn dann seine Mahnung in den biblischen Worten gipfelt: „Fahren Sie säuberlich mit dem Knaben Absalom.“ Dann tritt vor uns der zielsichere ernste Politiker, aber zugleich auch der gemütstiefe Weise, der spielend aus dem tiefen Goldschacht seiner Erfahrungen unzerstörbare Schätze heraufholt.

Aufrecht blieb Fürst Bismarck in all dem Jubel, der ihn umtönte, in all dem Haß, der sich gegen ihn wandte; aufrecht blieb er, als der schwerste Schicksalsschlag auf ihn niedersauste, der ihn je getroffen, als der Tod ihm die Gefährtin seines Lebens raubte. Und aufrecht blieb er auch, wenn immer wieder die Wellen der Hofgunst zu Thale stiegen, wenn er immer wieder gezwungen war, seine Worte und seine Thaten gegen geschäftige Mißverständnisse zu schützen.

Sechstes Kapitel.

Bismarck und der Hof.

Als das Unerwartete geschah und ein Kaiserwille die Hoffnung des Fürsten Bismarck, in den Sielen zu sterben, jäh durchriß, da legte ein Mann, der vielleicht den Gegensatz erweitern, der vielleicht auch nur der Überzeugung Ausdruck geben wollte, daß ein so gewaltig bewegtes Dasein nicht enden könne wie das eines frommen Landedelmannes, dem eisernen Kanzler das Wort in den Mund: „Le roi me reverra." Fürst Bismarck hat dieses Wort nie gesprochen; aber der Psychologe, der sich versenkt in die Höhen und Tiefen, in die sonnigen Halden und die düsteren Klüfte seiner Seele, der Historiker, der in dem Gang der Geschichte nicht das bunte Spiel des Zufalls, sondern den logisch gegliederten Bau der Notwendigkeiten erblickt, der Poet, der auch von der Wirklichkeit die tragische Gerechtigkeit fordert, sie alle fühlen und wußten, daß dem Fürsten Bismarck, ehe er vor das verklärte Antlitz seines alten Kaisers trat, volle Genugthuung zu teil werden mußte. Allerdings, er durfte nicht klagen: wenn nicht die Unsterblichkeit seiner Verdienste ihm den ersten Platz gesichert hätte in dem Herzen jedes Deutschen, so mußten schon die Fehler der folgenden Männer die Wankenden festigen in der Überzeugung, daß die Iden des März unserem Volke die schwerste Pein gebracht; nur in dem ersten Moment der Erstarrung konnte das Unerträgliche wortlos ertragen werden. Dann aber zog die Erstarrung vorüber und immer

dringender, immer ernster wogte die Bitte an den Kaiserthron, ein Ende zu machen mit der peinvollen Verwirrung. Durch lange Jahre hat Kaiser Wilhelm II. es übersehen, daß auch der Reichste arm wird, wenn er aus seinem Schatz den kostbarsten Stein wirft, daß wohl Beamte, aber nicht Persönlichkeiten zu ersetzen sind. So entstand die Gefahr, daß das reiche Gut an nationalem Empfinden, das der einsame Mann in Friedrichsruh gehäuft hatte und das in der persönlichen Verehrung für ihn eines der kostbarsten Stücke besaß, dem Kaisertum und dem monarchischen Gedanken verloren ging, daß aus dem Zwiespalt, in den ohne Wunsch und Willen die treuesten Söhne des Vaterlandes versetzt wurden, eine tiefe Mißstimmung sich erhob, deren letzte Wirkungen noch heute nicht beseitigt sind. Es war nicht gleichgültig für die Entwicklung des Reiches, ob zwischen dem Kaiser, der uns zum Herrn gesetzt ist, und dem greisen Staatsmann, dem die Geschichte das vornehmste Verdienst um die Schaffung des Kaisertums zuschreibt, das Verhältnis des Vertrauens bestand oder Abneigung; es war nicht gleichgültig, weil eben Fürst Bismarck ein Anderer war, als selbst die Besten, weil auf seinem Scheitel jener Glanz ruhte, den die Götter nur ihren Lieblingen, den ein Volk nur seinem Größten verleiht.

Über dem Leben der Höfe liegt ein Schleier, den nur selten das Auge des Volkes zu durchdringen vermag. Das Volk staunt gern die Großen an, es bewundert den Glanz, es sehnt sich danach, ein einziges Mal nur in jener Atmosphäre zu atmen, die sich über den Fürstensälen breitet; es spürt nicht, daß in dieser Atmosphäre Schmeichelei und Ehrgeiz, Müßiggang und Strebertum, Haß und Intrigue oftmals eine Stätte finden, und daß es manches Königs ungestilltes Hoffen blieb, die Stimme der Wahrheit zu vernehmen, der Ehrlichkeit ins ungeschminkte Antlitz zu schauen. Einflüsse der Umgebung, die gekränkte Eigenliebe der Einen, der Ehrgeiz der Anderen, die politischen Hoffnungen der Dritten sind schuld daran gewesen, daß Kaiser Wilhelm durch lange Jahre in Irrtum ge-

halten wurde über die Ziele des Fürsten Bismarck und daß immer wieder, wenn die Kluft sich schließen wollte, sie von neuem sich geöffnet hat. Es ist nicht dazu gekommen, daß die Wunde völlig geheilt wurde, das innige Verhältnis des Vertrauens ist niemals wieder erstanden.

So war es schon damals, als Fürst Bismarck in Kissingen schwer erkrankte und der Kaiser ihm unter Worten herzlicher Teilnahme eines seiner Schlösser zum Wohnsitz anbot, nicht ein pedantisch erwogener politischer Akt, nicht das Produkt einer neu gewonnenen zutreffenden Auffassung von der Haltung des ersten Kanzlers, das ihn zu der froh begrüßten That trieb, sondern es war ein rascher und edler Impuls, den der Augenblick gebar. Die Sorge, daß der Schöpfer des Reiches aus diesem Leben scheiden könne, ohne daß der Erbe der Hohenzollern ihm die erkaltende Hand gedrückt, die Sorge, daß ein reuevolles „Zu spät“ seinen Einzug halten könne auch in ein kaiserliches Herz, hatte plötzlich ihren Schatten geworfen, als von dem fränkischen Bade her beängstigende Kunde kam. Es ist bezeichnend für das Leben der Höfe, für das Wirken derer, die den Monarchen umgaben, daß erst dann die Kunde von dem schweren, das Leben bedrohenden Leiden des greisen Staatsmannes bis zum Träger der Krone drang, als die Gefahr schon überwunden war. Als dann die Schutzwand, die zwischen dem Kaiser und den Thatsachen des Lebens errichtet war, durchbrochen wurde, da hat allerdings in rascher That Kaiser Wilhelm bewiesen, daß auch er seinen Anteil habe an dem Empfinden des Volkes. König Ludwig von Bayern war ein Romantiker bis zu seinem Ende im Starnberger See; er vergrub sich vor der rauhen Wirklichkeit in die Einsamkeit der bayerischen Berge und in die Pracht seiner Schlösser. Als ihn der Schrecken des Schicksalstages packte, da zerbrach sein lyrisches Herz und die Wellen des Sees murmelten über seinem traurigen Antlitz das letzte romantische Lied. Er war der Romantiker des Leidens, aber **Kaiser Wilhelm ist der Romantiker der That.** Er will in Wirklichkeit umsetzen, was sein Herz be-

wegt, sein Wille ist stark und rücksichtslos und er räumt aus dem Wege, was sich ihm entgegenstellt. Ungehindert will er den Impulsen des Augenblicks folgen, und schnell ist unter dem Eindruck der Kissinger Nachrichten die Bitterkeit vergessen, die ihn vorher erfüllt hat. So that er offen und frei vor aller Welt den ersten Schritt dem Manne entgegen, vor dem sein eigener Kanzler die Welt gewarnt hat. Aber Kaiser Wilhelm hat damals nicht und auch später niemals den Gedanken gehegt, von neuem den Rat des großen Staatsmannes einzuholen, er hat es sogar vermieden, als er später in Friedrichsruh und Berlin das Antlitz des ersten Kanzlers wiedersah, jemals von politischen Fragen zu sprechen. Und schon damals, als die überraschende Kunde von dem Kissinger Telegramm des Kaisers in das Volk drang, ahnten es die Besonnenen, daß es sich um eine rein menschliche That, nicht aber um ein politisch wichtiges Ereignis handelte.

Und wiederum entsprang es dem glücklichen Impulse eines Augenblicks, als im Januar des Jahres 1894 der Kaiser seinen Flügeladjutanten zum Sachsenwalde sandte, um mit einer Flasche alten Weines dem Genesenden seine Glückwünsche zu übersenden. Damals freilich lohte an vielen Stellen die freudige Hoffnung empor, daß Fürst Bismarck zurückkehren werde in sein Amt, oder daß sich doch ein Weg finden möge, um den Rat und die Weisheit des greisen Kanzlers dem Monarchen und seinem Volke nutzbar zu machen. Aber das Seltsame geschah: als Fürst Bismarck seinen Einzug hielt in die Stadt, aus der er vier Jahre zuvor geschieden war, da war derselbe Mann noch Kanzler, der ihn gesellschaftlich zu ächten versucht hatte, und dieselben Männer waren noch Minister, die er so oft bekämpfen mußte. Und sie alle verstanden ihre Zeit, sie gaben bei dem Gaste des Kaisers mit höflichem Lächeln ihre Karte ab, und sie wußten, daß sie so die Verpflichtungen des Augenblicks erfüllt und auf der Linie sich bewegt hatten, die einzuhalten in den Intentionen des Monarchen lag. Und dennoch lag in jenem Festtag und seinen Veranstaltungen

und in dem Gruß, den der Kaiser mit seinem alten Ratgeber tauschte, ein tief bedeutsamer und für die Zukunft wichtiger Kern. Selbst die Bosheit konnte fortan nicht mehr behaupten, daß die Kritik des Fürsten Bismarck sich gegen die Person des Kaisers richte; zeigte doch Kaiser Wilhelm der Welt, daß er auch in dem rückhaltlosen Bekämpfer der von seinen Ministern getriebenen Politik den treuen Royalisten zu ehren verstand. Und diese Gewißheit mußte auch dort lebendig bleiben, wo man es wußte, daß der Berliner Empfang sich streng in militärischen Grenzen hielt, daß er dem Generalobersten galt und nicht dem einstigen Kanzler, wo man es erwog, daß ihn in Berlin die Offiziere seines Regiments begrüßten, daß der Empfang, der ihm bereitet wurde, soweit nicht der Jubel des Volkes den Unterschied bot, in gleicher Form auch einem Moltke hätte zu teil werden können. Politische Erörterungen fanden nicht statt, sie unterblieben auch dann, als der Kaiser der Gast des Fürsten war. Die Vorführung einer Feldausrüstung gab der Unterhaltung den Gesprächsstoff. Der verdiente Offizier, nicht der verdiente Staatsmann wurde mit Ehren überhäuft.

Und wieder mag, wer eine leichte Neigung zur Ironie hat, nicht ohne Lächeln den Bericht des publizistischen Organs des Fürsten Bismarck gelesen haben, der von dem Inhalt jener Gespräche im Schloß zu Friedrichsruh Kenntnis gab, nach denen mit heißer Aufmerksamkeit das Ohr des ganzen deutschen Volkes lauschte. „Der Kaiser," so hieß es da, „hatte die Gnade, den Fürsten Bismarck über die wichtige Frage der Gewichtsverminderung des feldmarschmäßig bepackten Infanteriesoldaten näher zu informieren durch Vorstellung von zwei Grenadieren, von denen der eine die alte Uniform und das alte Gepäck trug, der andere die beabsichtigten Verbesserungen beider. Aus der Prüfung im Detail ergab sich, daß die neue Einrichtung den unschätzbaren Vorteil haben würde, das zu tragende Gewicht bedeutend zu erleichtern. Jeder Arzt und jeder Soldat wird leicht ermessen, welche große

Verbesserung in dieser Maßnahme liegen würde. Ein weiteres Ergebnis in dieser Richtung wird durch die Änderung im Tragen des Tornisters und der äußeren Belastung desselben bezweckt, und dasselbe System der Entlastung der Blutbewegung verfolgt die Änderung des Kragens, der zum Umklappen und Aufschlagen eingerichtet und mit einer Vorrichtung versehen ist, welche unter dem Kinne den Zusammenschluß des aufgeklappten Kragens möglich macht. Eine besondere Aufmerksamkeit widmet der Kaiser auch der vergleichenden Statistik der europäischen Marinen; Seine Majestät hat in dieser Beziehung eigenhändig Zeichnungen der wichtigeren Schlachtschiffe der deutschen und der übrigen Flotten entworfen, auf denen zugleich die Ausdehnung, welche der Panzer auf jedem einzelnen Schiffe einnimmt — ob voll, ob teilweise und ob zur Deckung der Maschinenräume —, übersichtlich dargestellt ist. Von diesen kaiserlichen Handzeichnungen sind heliographische Vervielfältigungen hergestellt, von denen der Kaiser dem Fürsten Bismarck ein Exemplar zur näheren Kenntnisnahme überließ."

Am 22. Januar hatte der kaiserliche Flügeladjutant dem greisen Staatsmann die Glückwünsche seines Souveräns überbracht, vier Tage darauf weilte Fürst Bismarck bereits in der Reichshauptstadt, um seinem obersten Kriegsherrn seinen Dank auszusprechen. Aus dem Jubel des deutschen Volkes aber leuchtete auch die Freude, daß aus den Kämpfen der Gegenwart fürderhin das persönliche Moment ausscheiden sollte, das die Geister verwirrt, das monarchische Empfinden in die schwersten Konflikte gestürzt hatte. Niemals sind dem Kaiser so enthusiastische Ovationen dargebracht worden, wie an jenem denkwürdigen Nachmittag, als ihm auf seinem Spazierritt über die Siegesstraße der Hohenzollern der altvertraute Ruf entgegenklang: „Hoch Kaiser Wilhelm, hoch Bismarck!" Plötzlich wußte sich die Volksseele wieder eins mit dem Herrscher, und die Verstimmung wich dem Gefühle der Befreiung von allem lähmenden Druck. So konnte, wenn auch Fürst Bismarck ohne Macht und ohne amtlichen Einfluß blieb,

ein reicher Segen aus der Kaiserthat entsprießen: die Schärfe des Gegensatzes war gemildert, zugleich aber war der Mann, den der Kaiser in so außergewöhnlicher Weise ehrte, selbst für den haßerfüllten Gegner auf ein Piedestal gerückt worden, von dem man ihn nicht herabzerren konnte, ohne die That des Monarchen zu verdammen. Es war ein Vorgang von ergreifender Bedeutung, daß im Namen des Heeres sein Kriegsminister, der tapfere Bronsart von Schellendorf, dem obersten Kriegsherrn den Dank für die Wiederannäherung an seinen ersten Kanzler aussprach, und daß einer der höchsten Offiziere der Armee, der katholische Generaloberst von Loë, in begeisterter Rede die Hochherzigkeit des Monarchen pries, der am Vorabende seines eigenen Ehrentages dem Volk eine längst gehegte Hoffnung erfüllte.

So mußte die That des Kaisers in der Nation einen erhebenden Eindruck erwecken, wenn auch die sachlich-politische Wirkung ausblieb. Und wie die Männer, die bisher gewaltet, im Amte verblieben, so fuhr auch Fürst Bismarck fort, seiner Pflicht getreu, zu mahnen und zu warnen, wo er sie auf gefährlichen Bahnen erblickte. Hatte Kaiser Wilhelm durch sein Handeln bezeugt, daß er in ihm den treuen Vasallen, den bewährten Patrioten sah, hatte er bewußt jenem klugen Franzosen recht gegeben, der bei der Entlassung des Fürsten Bismarck rief: „Er ist nicht mehr preußischer Ministerpräsident, nicht mehr auswärtiger Minister, nicht mehr Kanzler des Deutschen Reiches, er ist nur noch Herr von Bismarck, aber wahrhaftig, das ist noch etwas“, so konnte dieser, wenn er nicht seinem bisherigen Handeln den Makel des kleinlich Persönlichen und seinen künftigen Thaten den Makel des Byzantinismus anheften wollte, auch fernerhin nicht verstummen: er war kein Komödienheld, nicht „ein bezähmter Widerspenstiger“, sondern der Träger und, wenn es nötig war, der Märtyrer jener schweren Pflicht, die in seinem Gewissen auf ihn wie mit einer Pistole zielte. Er rechnete nicht auf eine Ernte von festlichen Kundgebungen und von Veranstaltungen zu seiner Verherrlichung,

sondern darauf, daß man sich danach richte, was er gethan, und das beherzige, was er gesagt hatte. Er hätte die eigene Größe vor dem Urteil der Geschichte verkleinert, wenn er durch äußerliche Erscheinungen sich hätte aus der Bahn drängen lassen. Hatte er bewiesen, wie man im Dienste des monarchischen Gedankens jede persönliche Bitterkeit niederzukämpfen hat, so durfte er im gleichen Dienst auch die glänzendste Genugthuung nicht zur Herrin seiner Thaten machen.

So ergab sich zwar eine günstige Nebenwirkung aus der Kaiserthat, nicht aber ein politisches Resultat. Kaiser Wilhelm II. hielt fest an dem Grundsatz, dem Fürsten Bismarck niemals wieder einen aktiven Einfluß auf die Politik der Gegenwart einzuräumen. Gerade weil er nur er selbst sein wollte, weil es ihn drängte, sich auszuleben und vor der Geschichte das Recht auf den Ruhm seiner Thaten allein zu tragen, deshalb verlangte er keinen Rat, deshalb suchte er auch in seinen Ministern nur die Werkzeuge seines Willens. Fürst Bismarck wiederum wollte auch nicht der geheime Berater sein, er wollte nicht das Amt eines Chefs der Camarilla übernehmen. Wie er sein lebelang die Einflüsse, die nicht von der Verantwortlichkeit getragen waren, mit dem Aufgebote seiner ganzen Leidenschaft bekämpft hatte, so hätte er sich gesträubt, einen Ratschlag zu erteilen, dessen Ausführung er nicht überwachen, nicht erzwingen und nicht nach den wechselnden Bedürfnissen der Stunde modifizieren konnte. Er wollte kein heimlicher Einbläser sein, und er wußte, daß der Rat nichts und die Ausführung alles bedeute. Darum fuhr er fort, so wie er begonnen, und von dem Sachsenwalde her erklang seine Stimme nicht anders als zuvor. Und auch dann trat kein Wandel ein, als Graf von Caprivi nicht wegen des großen Konfliktes, der das Volk bewegte, sondern wegen eines höfisch gearteten Zwistes das Feld einem der früheren Gehilfen des großen Kanzlers überließ. So konnte es geschehen, daß auch später, als der Vorabend des achtzigsten Geburtstages heraufzog und der Kaiser durch sein entrüstetes Telegramm sich in

scharfen Widerspruch setzte zum Reichstag, sich mit all den Vorgängen eine politische Aktion nicht verband.

Am 26. März, drei Tage, nachdem der deutsche Reichstag den Glückwunsch für seinen Begründer abgelehnt, war Kaiser Wilhelm in Friedrichsruh der Geburtstagsgast des Fürsten Bismarck. In seinem Gefolge befanden sich nicht der Kanzler und nicht die höchsten Diplomaten, sondern der Kriegsminister, der Stellvertreter des kommandierenden Admirals und das Allerhöchste Hauptquartier. Eine Schwadron des Kürassierregiments, dessen Chef Fürst Bismarck war, mit dem Trompetercorps und der Standarte, eine Compagnie des 76. Infanterieregiments mit der Regimentsmusik, die Eskadron eines Husarenregiments und eine Batterie zu sechs Geschützen waren vereinigt, um der Feier durchaus den Stempel eines militärischen Schauspiels aufzudrücken. Und auch die Rede, mit der der Monarch seinen alten Kanzler begrüßte, trug den gleichen Charakter. Das lag schon in den Worten der Einleitung, daß der Tag der Armee gehöre, daß sie zuerst berufen sei, ihren Kameraden, den alten Offizier zu feiern, dessen Wirksamkeit ihr die Möglichkeit zu ihren gewaltigen Thaten schuf: „Euer Durchlaucht wollen im Geiste hinter dieser Schar den gesamten kampfgerüsteten Heerbann aller germanischen Stämme sehen, die den heutigen Tag mitfeiern. Im Anblick dieser Schar komme ich meine Gabe Euer Durchlaucht zu überreichen. Ich konnte kein besseres Geschenk finden, als ein Schwert, diese vornehmste Waffe des Germanen, das Symbol jenes Instrumentes, welches Euer Durchlaucht mit meinem hochseligen Herrn Großvater haben schmieden, schärfen und auch führen helfen; das Symbol jener großen, gewaltigen Bauzeit, deren Kitt Blut und Eisen war; dasjenige Mittel, welches nie versagt und in der Hand von Königen und Fürsten, wenn es not thut, auch nach innen dem Vaterlande den Zusammenhalt bewahren wird, der es einst nach außen hin zur Einigkeit geführt." Kurz und knapp und durchaus in dem Geiste der kaiserlichen Auffassung erwiderte Fürst Bismarck: „Euer Majestät wollen

gestatten, Ihnen meinen unterthänigsten Dank zu Füßen zu legen. Meine militärische Stellung Euer Majestät gegenüber gestattet mir nicht, Euer Majestät meine Gefühle weiter auszusprechen. Ich danke Euer Majestät."

Allerdings hat Kaiser Wilhelm, nachdem er so in offizieller Weise die Grenzen festgestellt, die er der Kundgebung gezogen wissen wollte, einen warmen persönlichen Ton angeschlagen. Vor dem Abschied überreichte er mit herzlichen Worten dem Achtzigjährigen das goldene Petschaft, das Kaiser Wilhelm I. zum täglichen Gebrauch benutzt hatte; zarter aber noch und feinsinniger ehrte er ihn, indem er dem Staatsmann, der drei Kaisern in unvergleichlicher Treue diente, den jungen Sohn, den Erben der Krone, zuführte und in die Seele des fürstlichen Kindes die unauslöschlichen Eindrücke des großen Tages grub. Da zog das Bild herauf von Luther, wie er durch die Straßen Thüringens zog, und wie dann die Eltern ihre Kinder emporhoben, damit sie den Mann erblickten, dessen Name die Jahrhunderte überdauern sollte; man fühlte es, daß Kaiser Wilhelm dem jungen Sohne den Großen zeigen wollte, um ihn zu mahnen, daß er stets in seinem Sinne handle. Und einen wärmeren persönlichen Ton schlug Kaiser Wilhelm auch an, als er beim Festmahl saß, wenn er auch hier den militärischen Charakter des Tages ausdrücklich wahrte: „Der achtzigste Geburtstag Euer Durchlaucht," so begann er, „fällt in das fünfundzwanzigste Jahr des Bestehens unseres Reiches. Die Glückwünsche des Heeres, geweiht durch die Erinnerung an die gewaltigen Kämpfe, konnte ich Ihnen soeben angesichts der Truppen aussprechen; nicht an den großen Staatsmann, sondern an den Offizier richten sich heute meine heißen Wünsche." Und indem der Kaiser fortfuhr, nannte er drei Worte, die ihm von besonderer Bedeutung erschienen für Bismarcks Art: das Wort, das fünfundsechzig Jahre vorher, am 31. März 1830, Friedrich Schleiermacher dem jungen Konfirmanden auf den Lebensweg gab: „Was ihr thut, thut ihr dem Herrn und nicht den Menschen", der Wappen-

spruch des Grafen Mansfeld „Dennoch“, der den unerschrockenen Mut des Mannes verkündet, wenn er den starrenden Speeren der Feinde die eigene Brust entgegenstellt, und der Spruch auf der Standarte der englischen Dragoner: „Spectemur agendo — An unseren Früchten soll man uns erkennen.“ Gottvertrauen, Unerschrockenheit, das stolze Selbstbewußtsein des Mannes, der Wert hat und im Vertrauen auf seinen Wert seine Überzeugung auch gegen eine Welt von Feinden verteidigt, diese Eigenschaften rühmte der Kaiser an dem greisen Manne, und er scheute sich nicht, frei und offen auf jene denkwürdige Episode hinzudeuten, da Otto von Bismarck seinen König „mit stolzem Hinweis auf sein Offiziercorps an sein Portepée erinnerte“. Hier verließ auch die Antwort des Gefeierten das enge Gebiet der militärischen Form: „Euer Majestät haben appelliert an die Eigenschaft des preußischen Offiziers und ich kann in Anknüpfung daran nur bestätigen: das Beste in mir und meiner Lebensbethätigung ist immer der preußische Offizier gewesen. Wäre ich der nicht gewesen, ich weiß nicht, ob ich ganz in dieselben richtigen Bahnen verfallen wäre. Aber der Landwehroffizier des 9. Regiments war für mich der Wegweiser, der mich Anno 48 von Haus aus in die richtigen Bahnen geworfen hat, in die Bahnen der Anhänglichkeit an unser regierendes Haus, in Hinblick auf andere Länder, die diesen Vorteil eines regierenden Hauses überhaupt nicht besaßen; kurz und gut, ich bin über 48 hinweggekommen mit intensiverer Anhänglichkeit an das Königliche Haus, als ich vielleicht in meiner agrarischen Unwissenheit vor 48 auch nur gedacht hätte, begeistert und hingebend. Ich bin in dieser Richtung geblieben, solange meine Thätigkeit beansprucht wurde.“ Dann aber folgte eine Wendung in usum delphini, eine Wendung, in der der Redner leicht die Sorge andeutete, die ihn stets erfüllte, daß die Rechte der einzelnen Fürsten eine Kürzung erhalten können durch ein übermächtiges Kaisertum: „Wir haben in Deutschland nicht ein einheitliches Kaisertum, aber unsere Fürsten und regierenden Herren, die uns angestammt sind, an

denen schon die römischen Schriftsteller die Anhänglichkeit der Germanen in einer Weise gerühmt haben, die wir heute kaum mehr verstehen."

Am Geburtstag selbst lud der Kaiser das neue Präsidium des Reichstages, das die Herren von Levetzow und Bürklin ersetzt hatte, in das Schloß, und wenn auch der Freisinnige Schmidt es vorgezogen hatte, aus Gründen der Gesundheit an die Riviera zu entweichen, so hatte der Monarch doch die Genugthuung, mit den Herren von Buol und Spahn auf das Wohl desselben Mannes anzustoßen, dem sie eben einen Glückwunsch auszusprechen sich geweigert hatten. Beide Männer waren zum Festmahl geladen und mit eigenartiger Freude mögen sie bei dem Toast des Kaisers auf seinen ersten Kanzler in den allgemeinen Jubel eingestimmt haben.

Während aber durch lange Monate noch zahllose Scharen zum Sachsenwalde zogen, die Wünsche ihres Herzens nachträglich ihrem Lieblingshelden darzubringen und neue Worte der Weisheit von seinen Lippen zu vernehmen, bereitete sich eine neue Entfremdung zwischen dem Kaiser und seinem ersten Kanzler vor. Und diese Entfremdung fand ihren Niederschlag in amtlichen Kundgebungen, die zwar nicht an den Ton der Erlasse des Grafen von Caprivi erinnerten, die aber dennoch einen schroffen Stimmungswechsel verrieten. Was war geschehen? Unter denen, die dem Fürsten Bismarck huldigten, hatten sich auch die Vertreter des Bundes der Landwirte befunden. Vor ihnen hatte er noch einmal Kritik geübt an den jüngst geschlossenen Handelsverträgen, er hatte sie gemahnt, zur Sicherung ihrer Interessen den Weg der kleineren Mittel zu beschreiten, er hatte es getadelt, daß der Reichstag wirtschaftliche Fragen von der höchsten Tragweite ohne Prüfung in wenigen Tagen durchpeitschte. Und er hatte daran die natürliche Warnung geknüpft, nicht Leute ohne Halm und ohne Ar in die Volksvertretung zu senden: „Ich würde bei Abgabe meines Votums als Wähler mir auch den Kandidaten darauf ansehen: Hat der Mann etwa den Wunsch, Minister zu werden in Berlin?

Dann würde ich ihm ganz gewiß die Stimme nicht geben, denn dann liegt sein ganzes Interesse in der Ebnung und Vervollkommnung seiner Carriere, und er wird seine Wähler vergessen und Berlin im Gedächtnis halten. Ferner würde ich mir die Frau ansehen, die mitgeht. Hat sie das Bedürfnis, in Berlin zu wohnen und dort eine gesellschaftliche Rolle zu spielen und eine Stellung zu gewinnen, so würde ich den Mann auch nicht wählen; nachher, wenn er wirklich als Minister wirkt, so wächst er fest vermöge der konservativen Richtung der Frau in der Ministerwohnung, die dem Manne immer wie ein zu weiter, ererbter, vom älteren Bruder überkommener Rock sitzt; der Frau fehlt aber immer noch ein Zimmer in dieser großen Wohnung, sie hofft es aber doch zu erlangen und sie kann sich deshalb nicht trennen; dann entstehen die Kleber als Minister, von denen nicht zu erwarten ist, daß sie irgend welche landwirtschaftlichen Interessen mit Energie bei den Kollegen vertreten." Gerade diese humoristisch gedachten Worte haben alsbald eine Wirkung geübt, die sicherlich über ihre eigentliche Absicht weit hinaus gingen. Sie wurden als eine scharfe Anspielung auf den Minister von Bötticher angesehen, der allerdings von seinen Gegnern wiederholt mit dem Namen eines „Klebers" bedacht worden war, und von dessen Gattin man sich erzählte, daß sie besonders ehrgeizige Bestrebungen hege. Und auch die weiteren Ausführungen des Fürsten Bismarck in seiner Rede an die Landwirte, die naturgemäß dem Charakter und den Interessen seiner Hörer angepaßt waren, suchte man im Lager seiner Gegner als einen schroffen Angriff gegen die leitenden Männer hinzustellen. Und es scheint, als wenn durch die Entstellungen der Presse und durch die Empfindlichkeit seiner Minister auch Kaiser Wilhelm sein Urteil habe bestimmen lassen. Fürst Bismarck, der seine Rede schloß mit einem Hoch auf den Kaiser als den „berechtigten und verpflichteten Schutzherrn der Landwirtschaft und aller produktiven Gewerbe", hatte weiter gesagt: „Wenn wir wieder 'mal wählen, so wählen wir vor allen Dingen

keine Streber, sondern Leute von unserem Fleisch und Blut, die denselben Regen fühlen, unter dem wir naß werden, und sich über denselben Sonnenschein freuen, unter dem unser Korn gedeiht. Halten wir fest an der Interessenvertretung! Alle die Herren, die ihr Gehalt beziehen, es mag gutes oder schlechtes Wetter sein, und weiter nichts beanspruchen, die sind es, die unsere Gesetze vorbereiten und so weit bringen, daß der Landwirt aus der Provinz, der nach Berlin kommt, nach seiner ganzen Vorbildung nicht in der Lage ist, etwas daran zu ändern. Er ist zwar immer in der Lage, nein zu sagen, ist aber sein Fraktionschef ein Mann, der Minister werden will, dann darf er nicht nein sagen, und uns Landwirte drückt der Schuh nachher, den sie in Berlin arbeiten. Und deshalb möchte ich empfehlen, daß wir uns des berechtigten Mittels, das wir bei den Wahlen und in der parlamentarischen Mitwirkung an der Gesetzgebung haben, doch mehr und etwas mutiger bewußt werden, als bisher in der Praxis erkennbar ist, und daß wir der Gesetzmacherei ohne Halm und Ar den Kriegsruf entgegensetzen: „Für Halm und Ar!" Wir müssen zusammenhalten gegen die Drohnen, die uns regieren, aber nichts produzieren als Gesetze, und das reicht nicht."

Das unbefangene Urteil konnte in der Rede des Fürsten nichts anderes erblicken als eine Verurteilung der Bureaukraten, die ohne äußeren und inneren Zusammenhang mit dem werkthätigen Volke wohl Gesetze „fabrizieren", aber nicht ihre Tragweite würdigen, und gegen Fraktionsführer, die das allgemeine Interesse zurückstellen gegen den eigenen Vorteil. Und doch folgte auf die Worte des Fürsten Bismarck ein überaus häßliches Treiben der gesamten der Regierung nahestehenden Presse sowohl, wie der alten eingeschworenen Gegner, ein Treiben, das wiederum vor den schmählichsten Lästerungen nicht zurückscheute. Wieder versicherte die „Kölnische Zeitung", wie einst, daß die Rede „aus strengem Gerechtigkeitsgefühl, aus der strengen Erfüllung der Pflichten, welche eine ruhmreiche Vergangenheit ihrem Träger auferlegt, nicht

hervorgegangen sei, und sie erntete aus Friedrichsruh die Antwort, daß sie, die ihre Überzeugung vielleicht öfter als ihre Wäsche gewechselt habe, in diesem schulmeisternden Tone den Fürsten Bismarck zu belehren sicherlich kein Recht habe; sie, die einst den Ausdruck „Civilwallenstein“ erfunden habe, während ihr dabei der Octavio Piccolomini ganz entging und sie immer nur den tugendhaften Max citiert, dürfe doch wohl dem Fürsten Bismarck nicht den Vorwurf der Feigheit und des Hinterhalts machen, der doch nur Anwendung finde auf Leute, die aus Ehrgeiz gegen ihren Vorgesetzten konspirieren. Zahllose Blätter schlossen sich dem rheinischen Organ an, ihr Urteil wurde in den Ausschnitten des litterarischen Bureaus dem Kaiser vorgelegt und die erwünschte Wirkung, von neuem Zwietracht zu säen, wurde erreicht. Sogar der „Reichsanzeiger“ ergriff das Wort, um Herrn von Böttticher zu schützen. Aus den Spalten des Hamburger Organs des Fürsten Bismarck aber erklang als Antwort die spöttische Frage, ob er vielleicht den Landwirten eine politische Anrede folgender Art hätte halten sollen: „Meine Herren, ich darf mir leider wegen meiner Vergangenheit nicht erlauben, über die preußische und deutsche Politik ein Urteil auszusprechen; wenn ich es dürfte, so würde ich Sie beglückwünschen, daß wir heute unter dem segensreichen Regime der Handelsverträge leben, daß wir unter dem Grafen von Caprivi endlich eine Regierung gefunden hatten, die sich auf die Socialdemokratie, die Polen und die Fortschrittler stützte, und daß wir auf allen politischen Wegen stets mutige und geschickte Minister gehabt haben. Aber da ich früher Reichskanzler war, so muß ich auch diese meine Anerkennung verschweigen.“

Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Streit um die Persönlichkeit des Herrn von Bötticher dem Kaiser in einer Weise dargestellt worden ist, die ihn von neuem gegen den Gutsherrn von Friedrichsruh auf das Äußerste reizen mußte. Gerade in den folgenden Tagen fand die feierliche Eröffnung des Nordostsee-Kanals statt, eines Werkes, an dessen Durchführung niemand mit

so ungeheurer Ausdauer und solcher Thatkraft gearbeitet hatte, wie Fürst Bismarck. Schon im Jahre 1864 oder eigentlich schon von dem ersten Tage seines Wirkens als Minister an hatte Fürst Bismarck für den Bau dieses Kanals sich eingesetzt, von ihm war im Jahre 1885 das entscheidende Votum trotz der Bedenken des Staatsministeriums ergangen, ohne ihn wäre der Kanal überhaupt niemals gebaut worden, zumal da Graf Moltke zu seinen überzeugten Gegnern gehörte. Und doch wurde ebensowenig wie das Verdienst der Techniker, so das Verdienst des ersten Kanzlers in irgend einer der zahlreichen Reden gestreift, die der Monarch bei dieser feierlichen Gelegenheit gehalten hat. Wohl aber ließ der Kaiser, unmittelbar nachdem er den neuen Verkehrsweg durchfahren hatte, an Herrn von Böttticher ein Handschreiben, in dem er ihm, dem obersten Leiter der Arbeit, seinen Dank aussprach für die hingebende Treue, mit der er das „epochemachende Werk“ in allen Phasen seiner Entwicklung gefördert habe. Als ein sichtbares Zeichen der Huld war dem Schreiben eine Marmorbüste hinzugefügt, deren Anblick den Minister für immer an den warmen Dank erinnern sollte, den sein Herrscher ihm schulde für die „hervorragenden Dienste, die er in patriotischer Hingebung den beiden ersten Kaisern geleistet hatte“, und die, so heißt es in dem Schreiben, „noch lange mir und dem Vaterlande zu erhalten mein kaiserlicher Wunsch ist“. Der Verzicht des Kaisers auf die Erwähnung des Namens Bismarck und die außerordentliche Ehrung, die er Herrn von Böttticher zu teil werden ließ, mußte auch dort Aufsehen erregen, wo man zu einer tendenziösen Beurteilung der Handlungen des Monarchen sonst nicht geneigt war. Daß aber Fürst Bismarck die Spitze seiner Ausführungen nicht gegen seinen früheren Adlatus gerichtet hatte, daß er vielmehr ein weiteres und größeres Ziel im Auge hatte, hat er wiederholt und vor allem durch den unwilligen Ausruf zu erkennen gegeben: „Warum läuft er mir denn mutwillig in den Kugelstrich, wenn nach ihm gar nicht geschossen wird!“

Fürst Bismarck hatte in seiner Rede an die Landwirte keineswegs seine Spitze gegen einzelne Persönlichkeiten gerichtet, er hatte vielmehr eine Kritik der Zustände liefern wollen, die sich im Deutschen Reiche seit dem Amtsantritt des Fürsten Hohenlohe entwickelt hatten. In loyaler Weise hatte er trotz seiner Menschenkenntnis und seiner speciellen Kenntnis der in den Vordergrund gestellten Männer nach dem Rücktritt Caprivis erst den Gang der Dinge abwarten, seinen Epigonen gewissermaßen erst eine Schonzeit lassen wollen, ehe er selbst mit seiner für die Nation so schwerwiegenden Kritik hervortrat. Jetzt war die sommerliche Pause eingetreten, die parlamentarische Campagne war beendet, und wer unbefangen das Facit zog, der fand auf dem Saldo der Regierung ein gewaltiges Minus. Die Finanzreform und die Tabaksteuern waren ruhmlos versunken, der Notstand der Landwirtschaft hatte theoretische Anerkennung, aber keine praktische Abhilfe gefunden, vom Ministertische her waren in unzulänglichster Weise Materien von höchster Bedeutung vertreten worden, unter dem einstimmigen Lachen des ganzes Reichstages und der gesamten Nation war die Umsturzvorlage eingesargt worden. Fürst Bismarck aber hätte als Arzt den Kranken sicherlich nicht gefragt, wo es ihm am angenehmsten wäre, sich ein Pflaster auflegen zu lassen, er hätte sich auch nicht darum gekümmert, ob seine Heilmittel dem Patienten wohlschmeckend schienen. Seinem Urteil hatte es an Deutlichkeit niemals gefehlt, und sein Bedürfnis, jede Verantwortlichkeit an der herrschenden Politik, die aus seinem Schweigen gefolgert werden konnte, durchaus abzulehnen, war berechtigt. Gewiß hat er damit die schöne Illusion zerstreut, daß nunmehr das Reich der tausendjährigen Versöhnung endgültig angebrochen sei, und vielleicht hat er damit auch die Hoffnung seines Kaisers zerstört, daß er, gefesselt von Rosenketten, fortan nur zu begeisterter Anerkennung den Mund öffnen werde.

Der Feldzug, in dem es sich um die Persönlichkeit des Herrn von Bötticher handelte, hat noch durch lange Monate gewährt.

Er hat vor allem auch die peinliche Frage zur öffentlichen Erörterung gestellt, die lange Jahre vorher durch die Gewährung einer großen Unterstützungssumme aus dem Welfenfonds aufgeworfen worden war, einer Summe, die dem Minister von Bötticher dazu dienen mußte, den Schaden auszugleichen, der durch das unerfreuliche Verhalten eines seiner Verwandten entstanden war. Auch diese Frage war nicht durch den Fürsten Bismarck in die Diskussion geworfen worden, aber sie hat zweifellos dazu gedient, dem Herrn von Bötticher zahlreiche Sympathien zu entfremden, die ihm auch nach den Vorgängen des Jahres 1890 noch treu geblieben waren. Aber es ist eine Erscheinung, die nicht bestritten werden kann, daß die Beziehungen zwischen dem Kaiserschloß und Friedrichsruh immer dann von neuem sich verschärften, wenn es den Anschein gewann, ob mit Recht oder Unrecht, daß Fürst Bismarck einen direkten Tadel aussprach gegen die Männer, denen der Monarch sein Vertrauen geschenkt hatte, daß er in irgend welcher Form sein persönliches Recht und seine politische Erfahrung in Gegensatz stelle zu dem Recht und der Erfahrung seiner Nachfolger. Kaiser Wilhelm hatte es in seinen Reden verkündet, daß er sein Volk herrlichen Zielen entgegenführen werde, er fühlte sich als Einen, der auf die Stimme der Ewigkeit zu lauschen und seine Gesetze nur von dem zu empfangen habe, der ihm sein verantwortungsvolles Amt übertrug. In der Vollendung seiner Mission mußte ihn ein stärkerer Wille stören, die Autorität, die neben ihm noch ein Anderer trug, mußte er als hindernden Ballast empfinden. Und weil er schwärmerisch gläubig an der Vergangenheit hing, deshalb mußte er immer wieder in einen innerlichen Gegensatz geraten, in dem er in Wahrheit, wenn auch nicht in dem Sinne Caprivis, einen Unterschied machte zwischen dem Fürsten Bismarck von einst und jetzt.

So konnte es geschehen, daß im Dezember desselben Jahres, ohne daß irgend ein sichtbares Ereignis einen Wechsel der Stimmung begründet hätte, Kaiser Wilhelm plötzlich zum Besuche seines Kanzlers in Friedrichsruh eintraf. Auch dieser Entschluß trug einen

spontanen Charakter, er war nicht vorbereitet, sondern eine herzliche Improvisation. Wieder hatte der Besuch keine politische Bedeutung, und die Gespräche, die sich vornehmlich auf dem Gebiete der Fischzucht bewegten, boten der Hoffnung keine Grundlage, daß der Monarch in einer schwierigen Frage sich um den Rat des Erfahrenen bewerben würde. Jedoch auch jetzt erzielte das Handeln des Kaisers insofern eine freundliche Wirkung, als er aus den Herzen die Furcht nahm, daß jede Zustimmung zu der Politik des Fürsten Bismarck zugleich einen gehässigen Akt gegen den Kaiser bedeute. Die gesellschaftlichen Beziehungen zwischen dem Kaiser und dem greisen Staatsmann waren durch den Schritt des Monarchen wieder hergestellt, und zur Freude des Volkes konnte an dem Erinnerungstage des Krönungsfestes die Nation ohne Hintergedanken sich des Austausches herzlicher Kundgebungen zwischen den beiden Männern erfreuen. Das Handschreiben des Kaisers an dem Tage, an dem vor 25 Jahren Wilhelm I. gekrönt worden war, wurde den Verdiensten des Fürsten Bismarck in ehrender Weise gerecht. Und ebenso hatte die Nation nicht, wie es sonst geschah, an dem Jubelfeste des Parlaments vergebens zu lauschen, ob wiederum der Name des Fürsten Bismarck bei der Feier schweigend übergangen würde. Der dritte Kanzler selbst, der stets in vornehmer und ritterlicher Weise sein persönliches Verhältnis zu seinem ersten Amtsvorgänger gestaltet hatte, ergriff bei dem Festmahl des Reichstages das Wort, um vor den alten Freunden und den alten Gegnern des Fürsten Bismarck für seine Verdienste zu zeugen: „Einer aber," so rief er, „der Größte unter den Männern jener Zeit, steht noch aufrecht da, wie eine Eiche des Sachsenwaldes, Fürst Bismarck, welcher mit sorgendem Blick die Geschicke des Reiches verfolgt und manch mahnendes Wort an die Epigonen der großen Zeit richtet, der Mann, der, als wir nach dem ersten gescheiterten Einheitsversuch an der Zukunft Deutschlands verzweifeln wollten, seinerseits weder die Hoffnung noch den Mut sinken ließ, der in langer mühevoller diplomatischer Arbeit die

Wege ebnete, die zur einheitlichen Gestaltung des Reiches führten; der, als der Augenblick gekommen, als die Saat gereift war, den Augenblick erfaßte, mit der ihm eigenen Kraft die Schwierigkeiten überwand, die sich ihm von allen Seiten entgegenstellten. So ist er, der treue Diener seines kaiserlichen Herrn, der eigentliche Schaffer des Reiches geworden." Und mit gehobener Stimme fuhr der greise Staatsmann fort: „Es ist ein schöner Zug in dem Charakter des deutschen Volkes, daß es dem Manne treue Verehrung unentwegt entgegenbringt, der sein Leben eingesetzt hat, um die seit Jahrhunderten unbefriedigte Sehnsucht der deutschen Nation zu erfüllen. Das deutsche Volk weiß es als eine köstliche Gabe der Vorsehung zu schätzen, daß in dieser Zeit gerade dieser Mann mit den Geschicken des Landes betraut war." Mit einem Hoch auf den Fürsten Bismarck schloß unter stürmischem Jubel der Trinkspruch des Fürsten Hohenlohe. So war es von der ersten Stelle des Deutschen Reiches in klaren und schönen Worten ausgesprochen worden, daß jene böse Auffassung nicht gelten sollte, die in dem Schöpfer des Reiches zugleich seinen Zerstörer, die in seinen Thaten und Worten nur das Bestreben sah, dem eigenen Verdruß und der dauernden Verstimmung Ausdruck zu geben. Sechs Jahre vorher hatte Herr von Caprivi in einem amtlichen Schriftstück das Wort von der Bedeutungslosigkeit aller Bismarckschen Kundgebungen geprägt, in seinen Organen war voll Empörung davon gesprochen worden, daß der erste Kanzler die schwierige Lenkung des Wagens durch gewaltsam erregtes Mißtrauen zu gefährden versuche, daß die Nachfolger gezwungen seien, ihre Arbeit vor dem Mann zu schützen, dessen Schöpfung sie erhalten sollen, daß niemand im stande sei, den Umfang des Schadens zu ermessen, den er dem eigenen Vaterlande zuzufügen willens sei — jetzt ruft der Nachfolger Caprivis den Segen des Himmels herab auf das Haupt desselben Mannes, er rühmt ihn, daß er mit sorgendem Blick die Geschicke des Reiches verfolgt und mahnend zu den Epigonen spricht, und er preist des deutschen Volkes Dankbarkeit. Das Schicksal ist gerecht: noch

lebte Fürst Bismarck und noch lebte Graf Caprivi. In Neustadt aber, auf der Generalversammlung der Centrumspartei, schalt einer ihrer Führer den ersten Kanzler den „Buschklepper im Sachsenwalde“, wie ein anderer ihn eben erst mit einem Hunde verglichen hatte, der vergebens den Mond anbellt.

Es war in der That die seltsamste Erscheinung in jener Zeit, daß die Politik der Regierung, während ihre Rhetorik den Fürsten Bismarck pries, sich vor allem stützte auf seine erbittertsten Gegner. Schon hiermit mußte der Keim geschaffen sein zu stets erneuten Konflikten, und allzu leicht mußte die Rücksicht auf die Unterstützung dieser Parteien im Parlamente den Blick der leitenden Männer in der Beurteilung der Absichten des Fürsten Bismarck trüben. Nur so wird es verständlich, daß schon wenige Monate nach jenem Trinkspruch, als plötzlich die „Hamburger Enthüllungen“ die Welt in Erregung versetzten, Fürst Hohenlohe eine Haltung einnahm, die von jenem vollen Vertrauen, das er eben noch ausgesprochen hatte, nur wenig verriet. Es ist überhaupt eine Beobachtung, die sich immer wieder aufdrängen mußte, daß gerade dann, wenn die Wellen hoch zu Berge gestiegen waren, auch der Augenblick nicht fern war, da sie wiederum jäh zu Thale stürzten. Der Konflikt, der sich jetzt entspann, und der wiederum eine tiefe Entfremdung auch zwischen dem Kaiserschloß und Friedrichsruh hervorrief, erinnerte in seiner Schärfe an die trübsten Zeiten der Ära Caprivi.

Am 24. Oktober 1896, in einer Zeit, in der in Frankreich der Russentaumel eben seine üppigen Blüten getrieben hatte, erschien in den „Hamburger Nachrichten“ ein Artikel über das Verhältnis des Fürsten Bismarck zu Rußland. Anknüpfend an den ihm von freisinniger Seite gemachten Vorwurf, daß schon zur Zeit des ersten Kanzlers der Draht zwischen Berlin und Petersburg unheilbar zerrissen gewesen sei, erinnerte der Artikel an die Abmachungen von Skierniewice und die Zustände, die bis zum Jahre 1890 bestanden hatten. „Bis zu diesem Termine,“ so hieß

es dann, „waren beide Reiche im vollen Einverständnis darüber, daß, wenn eines von ihnen angegriffen würde, das andere wohlwollend neutral bleiben solle. Dieses Einverständnis ist nach dem Ausscheiden Bismarcks nicht erneuert worden, und wenn wir über die Vorgänge in Berlin richtig unterrichtet sind, so war es nicht etwa Rußland, in Verstimmung über den Kanzlerwechsel, sondern Graf Caprivi war es, der die Fortsetzung jener gegenseitigen Assekuranz ablehnte, während Rußland dazu bereit war.“ Diesen Ausführungen war die Bemerkung hinzugefügt: „So entstand Kronstadt mit der Marseillaise, und die erste Annäherung zwischen dem absoluten Zarentum und der französischen Republik wurde unserer Ansicht nach ausschließlich durch die Mißgriffe der Caprivischen Politik herbeigeführt. Dieselbe hat Rußland genötigt, die Assekuranz, die ein vorsichtiger Politiker in den großmächtlichen Beziehungen Europas gern nimmt, in Frankreich zu suchen.“

Ungeheuer war auch jetzt der Sturm, den diese Veröffentlichung hervorrief. Unter dem Drängen der bismarckfeindlichen Presse erhob sogar der „Reichsanzeiger“ die Stimme, um die denkbar schwersten Anklagen gegen den ersten Kanzler, wenn nicht zu erheben, so doch mit der amtlichen Autorität der Minister zu unterstützen. „Diplomatische Vorgänge der von den „Hamburger Nachrichten“ erwähnten Art,“ so wurde dort erklärt, „gehören ihrer Natur nach zu den strengsten Staatsgeheimnissen; sie gewissenhaft zu wahren, beruht auf einer internationalen Pflicht, deren Verletzung eine Schädigung wichtiger Staatsinteressen bedingen würde.“ War es ein Wunder, daß diese Kundgebung sofort die sämtlichen Gegner des greisen Fürsten auf den Plan rief, um ihn als einen Landesverräter, als einen Verbrecher am Vaterlande zu beschimpfen, der hinter Schloß und Riegel, der in das Zuchthaus gehörte?

Die Hamburger Enthüllungen fanden eine Ergänzung durch Mitteilungen, die in der „Neuen Freien Presse“ zu Wien erschienen. Hier wurde festgestellt, daß jenes Abkommen in schriftlicher Form

thatsächlich bestanden habe und von den Ministern im Namen des Monarchen vollzogen gewesen sei. Der Inhalt dieses Vertrages hätte die Verpflichtung zur wohlwollenden Neutralität für Deutschland und Rußland enthalten für den Fall, daß eines von beiden Ländern von einer dritten Macht, also Deutschland von Frankreich oder Rußland von Österreich angegriffen wurde. Es war dies also der vielerwähnte zweite russische Strang auf dem deutschen Bogen. Er brachte Deutschland in die Lage, nach der österreichischen wie nach der russischen Seite Deckung in Gestalt einer Zwickmühle zu haben, die es beliebig und ganz nach seinem Bedürfnis nach der einen oder anderen Seite hin auf- oder zuziehen konnte, und die ihm vollständige Sicherheit vor Frankreich gewährte. Dieser Vertrag war nun vom Grafen Caprivi mit der Begründung nicht erneuert worden, daß Deutschland diese „komplizierte“ Politik nach zwei Seiten hin nicht fortsetzen, sondern sich einfach auf sein Dreibundsverhältnis beschränken werde. Bei seinem Besuch in Paris im Jahre 1896 hat darum Kaiser Nikolaus zu einem der ihn begrüßenden Staatsmänner die vielsagenden Worte gesprochen: „Die Keime der jetzigen Situation wurden 1890 geschaffen.“

Man hätte annehmen dürfen, daß die Entrüstung der Presse und der Mehrheitsparteien im Reichstag, wenn anders sie ein Ziel suchte, sich nicht gegen den Mann richtete, der den für Deutschland so wertvollen Vertrag geschaffen, der das Reich mit so starken Bürgschaften und diplomatischen Bollwerken umgeben hatte, sondern gegen den anderen, der, eben aus dem Frontdienst zur Leitung der Politik berufen, diesen Vertrag sofort zu kündigen wagte. Auch Herr von Marschall hat in seiner Antwort auf die Centrumsinterpellation im Reichstag einen positiven Grund hierfür nicht anzugeben vermocht; er hat nur versucht, die gegen ihn und seinen einstigen Chef erhobenen Vorwürfe mit der Versicherung zurückzuweisen, daß „der zweite Kanzler als verdienter und gewissenhafter Mann nur seiner Überzeugung gefolgt und daher über die gegen ihn geschleuderten Angriffe erhaben sei“. Am wenigsten

aber hat er die Gründe darzulegen vermocht, aus denen zwei Neulinge, die eben noch völlig jungfräulich in ihr Amt getreten waren, in der Bewertung politischer Situationen dem anerkannten und bewährten Meister der Staatskunst sich überlegen fühlen durften. Und es war nicht ohne eine tiefgehende Bedeutung, daß im Reichstage die nationalen Parteien durchweg sich zur Verteidigung des großen Kanzlers erhoben, während die Angriffe gegen ihn von den Herren Lieber, Richter und Liebknecht geführt wurden, die so zugleich die Verteidiger der Caprivistischen Politik wurden.

Die Anklagen, die gegen den Fürsten Bismarck in der gesamten offiziösen Presse wie von seinen alten Gegnern erhoben wurden, bewegten sich vornehmlich nach zweifacher Richtung: „Man beschuldigte ihn der Doppelzüngigkeit gegenüber den Mächten des Dreibundes, und man klagte ihn des Verrates von Staatsgeheimnissen an, indem man die Melodie des „Reichsanzeigers“ aufnahm. Indem man aber den Vorzug der Doppelzüngigkeit erhob, vergaß man, daß der Vertrag mit Rußland von drei deutschen Kaisern gekannt, gebilligt und durchgeführt worden war, daß es also ein niedriger Angriff auf das Andenken der beiden ersten Kaiser wie auf den regierenden Kaiser war, wenn man sie der Einleitung oder der Aufrechterhaltung verdammenswerter Maßregeln zieh. Es ist überdies vom Fürsten Bismarck dem Verfasser bestätigt und rechtzeitig der Öffentlichkeit mitgeteilt worden, daß sowohl die leitenden Staatsmänner Österreichs wie Italiens in vertraulicher Weise von dem Abschluß des Neutralitätsvertrages Kenntnis erhalten hatten. Wenn aber durch den Hinweis darauf, daß es sich in den Enthüllungen um Staatsgeheimnisse gehandelt habe, die Gegner des ersten Kanzlers sich die Möglichkeit zu schaffen suchten, die gröblichsten Invektiven gegen ihn zu schleudern, wenn in einer erneuten Erklärung des „Reichsanzeigers“ Herr von Marschall allzu selbstbewußt versicherte, die Frage, von welchem Zeitpunkt an geheime diplomatische Vorgänge den Charakter von Staatsgeheimnissen verlören, könne ausschließlich von leitenden Staats-

männern entschieden werden, und wenn dann auch Fürst Hohenlohe im Reichstage diesen Gesichtspunkt aufnahm, so übersah man, daß die russisch-deutschen Verhandlungen der Geschichte und den Archiven angehörten und daß, wenn es sich um die Frage der Sachverständigkeit handelte, Fürst Bismarck in erster Linie zu einem Urteil berufen war. Denn wie das Amt nicht den Verstand giebt, so nimmt ihn auch nicht sein Verlust.

Aber es schien, als wenn in den Kreisen der Regierung wiederum der Argwohn bestand, daß Fürst Bismarck die Absicht habe, in einer weit angelegten Intrigue die Stellung seiner Nachfolger zu gefährden, ihre Unfähigkeit zu erweisen und sich selbst von neuem der Krone als Ratgeber aufzudrängen. Die Folgezeit hat leider bewiesen, daß es gelang, auch den Kaiser nach dieser Richtung hin zu beeinflussen. Und doch hat ein französisches Blatt den Kern der Situation am besten hervorgehoben, indem es schrieb: „Danken wir Gott, daß Frankreich sich nicht mehr diesem fürchterlichen Bismarck gegenüber befindet! Frankreich hat alle Ursache, Gott dafür dankbar zu sein." Noch klarer allerdings war das Urteil gewesen, das ein anderes französisches Blatt damals fällte, ein Urteil, das Fürst Bismarck wohl als eine rühmliche Quittung seiner Thaten zu betrachten das Recht besaß: „Gewissenlos, cynisch noch in seinem Greisenalter, will dieser Mensch, daß die Weltgeschichte seine Übelthaten in ihrem vollen Umfange kennen lerne: die Geheimnisse seines doppelten Spieles, den Schlüssel zu seinen verbrecherischen Kombinationen. Welches Schauspiel, daß er seine waghalsige Herausforderung an der Schwelle seines Grabes an die menschliche Gerechtigkeit in Erwartung der göttlichen gerichtet hat! Aber der Coup ist mißglückt, das alte Ungeheuer stolpert mehr und mehr seinem endlichen Untergang zu, den es so reichlich verdient hat." Der Ingrimm des Gegners bedeutet stets die Anerkennung der eigenen Verdienste. Und in der That hat Fürst Bismarck durch seine rechtzeitige Enthüllung den übertriebenen und politisch nicht unbedenklichen Jubel der Franzosen über die Allianz

mit Rußland in hohem Maße gedämpft, er hat zugleich den leitenden Männern gezeigt, wie sie Freunde Rußlands sein können, ohne den Ballast der österreichischen Orientsorgen auf sich zu nehmen.

Mitten hinein in diese Erregungen spielten nun die ersten Anfänge jener Reihe von politischen Prozessen, in denen wir die ersten Männer Deutschlands als Handelnde vor dem Forum des Gerichtes erblickten. Der erste dieser Prozesse hing aufs engste mit den Ereignissen des Sommers zusammen und mit den Enthüllungen, die in der Folgezeit so starken Staub aufwirbelten. Als Zar Nikolaus zum Besuch des deutschen Kaisers nach Breslau kam, da wurde es bekannt, daß er persönlich den Fürsten Bismarck in seinem Tusculum aufzusuchen wünsche, aber ebenso schnell erfuhr man auch, daß schon die ersten Sondierungen in dieser Richtung ein negatives Resultat gehabt hatten, und daß darum der Gedanke endgültig aufgegeben worden sei. Von einer Seite, die zweifellos dem Fürsten Bismarck nicht wohlgesinnt war, wurde alsbald die Notiz in die Presse lanciert, daß der Besuch von sehr hochstehender Seite verhindert worden sei, und im weiteren Verlauf der Preßerörterungen hatte die „Deutsche Tageszeitung“ scharfe Ausfälle gegen den Staatssekretär des Auswärtigen Amtes gemacht. In dem folgenden Beleidigungsprozeß wiederum sprach Herr von Marschall mit hinreichender Deutlichkeit den Verdacht aus, daß der Quell der gegen ihn gerichteten Machinationen in Friedrichsruh entspringe. Denn auf die Frage, ob er den Eindruck habe, daß der betreffende Artikel vom Fürsten Bismarck herrühre, antwortete der Minister: „Ich habe mir ein bestimmtes Urteil nicht gebildet. Ich hielt es auch nicht für unmöglich, daß fälschlich das Gerücht verbreitet wurde, der Artikel stamme aus Friedrichsruh, um ihn pikanter zu machen.“ Was konnte dies anders heißen, als: „Ich glaube, oder ich glaubte wenigstens, daß der Artikel aus Friedrichsruh stammte“ —? In der That war in der gesamten offiziösen Presse die gleiche Anschauung konstant vertreten worden, wie denn hier bereits und in den folgenden Prozessen der Ruf

nach den „Hintermännern" nichts anderes bedeutete, als das Verlangen, eine Art von Untersuchung gegen „Bismarck und Gen." zu eröffnen. In dem Prozeß wegen des angeblichen Zarenbesuches wurde allerdings dieser Versuch in der gründlichsten Weise zurückgewiesen, indem durch die eidliche Vernehmung des Verfassers festgestellt wurde, daß Fürst Bismarck die grundlegenden Angaben der Presse als „hellen Unsinn" bezeichnet habe. Hiermit fiel zugleich der gegen ihn erhobene Verdacht, daß er aus Groll über das Ausbleiben des Zarenbesuches und um sich an seinen Nachfolgern zu rächen, sich zu den Enthüllungen entschlossen habe. Später wurde dann ausdrücklich aus der Umgebung des Fürsten festgestellt, daß ein derartiger Argwohn „eine ganz unqualifizierbare Beleidigung des Schöpfers des Deutschen Reiches und eine durch nichts gerechtfertigte Herabsetzung seines Selbstbewußtseins sei". Auch überschätze man das höfische Bedürfnis des Fürsten Bismarck: er habe in seinem langen und thatenreichen Leben zu viele Monarchen in allen Situationen gesehen und mit ihnen verhandelt, als daß es ein Ziel seines Ehrgeizes im späten Alter sein sollte, den Besuch gekrönter Häupter im Sachsenwalde zu erstreben oder sich durch die Vereitelung solcher Besuche verstimmt zu fühlen.

Der Ruf nach den Hintermännern erklang noch lauter in dem zweiten der politischen Prozesse jener Zeit, und wieder erklärte sich der gewaltige Apparat, der in Bewegung gesetzt wurde, um zwei dürftige Gesellen, Leckert und von Lützow, zu entlarven, nur aus dem Verlangen, eine ernsthafte und weitreichende politische Aktion durchzuführen, deren Ziel man wiederum nicht allzu weit vom Sachsenwalde suchte. Der Anlaß zu diesem zweiten Prozeß war in einer merkwürdigen Episode gegeben, über die noch jetzt sich leichter Nebel breitet: Als Zar Nikolaus in Breslau die Ansprache des deutschen Kaisers beantwortete, wurde durch das offiziöse Telegraphenbureau der angebliche Wortlaut in einer Form verbreitet, die nur einen peinlichen Eindruck hervorrufen konnte. Der Zar sollte versichert haben, daß er dieselben Sympathien für

Deutschland empfinde wie „sein Vater“, der bekanntlich die Marseillaise stehend angehört hatte. Bald darauf wurde gemeldet, daß der Zar vielmehr versichert habe, er hege für uns dieselben „traditionellen“ Sympathien, die „unser Kaiser“ für Rußland empfinde. Während nun die zweite Fassung zu Kommentaren keinen Anlaß geboten hätte, weil sie durchaus die konventionellen Rahmen innehielt, mußte die erste Fassung den Eindruck beabsichtigter Kälte und den Glauben erwecken, daß Rußland uns mit der geballten Faust in der Tasche gegenüber stehe. In den Preßerörterungen wiederum, die sich an die Breslauer Vorgänge anschlossen, trat alsbald in unerfreulicher Beleuchtung der Berliner Kriminalkommissar von Tausch hervor. Und gerade dieser Mann wurde als eine Art von Vertrauensperson des Fürsten Bismarck, als der Durchgangspunkt für einen großen Teil der Intriguen bezeichnet, die der erste Kanzler angeblich gegen seine Nachfolger spann. Man vermutete vor allem, daß Herr von Tausch das Werkzeug sei, mittels dessen Fürst Bismarck sich bemühe, die Presse zu bearbeiten, und noch das Anklaginstrument ging von der Ansicht aus, Tausch von der Seite eines Bismarckianers psychologisch zu erfassen und so den Zusammenhang seiner Thaten zu ergründen. Die Fragen, die in der Voruntersuchung an einzelne Zeugen und auch an den Verfasser gerichtet wurden, ließen über das Wild, das man zu erlegen gedachte, nicht den geringsten Zweifel. Man hat dann allerdings erfahren, daß Fürst Bismarck den angeklagten Kriminalkommissar überhaupt niemals gesehen und daß er ihn niemals benutzt habe. „Ich glaube ja,“ so äußerte Fürst Bismarck zu dem Verfasser, „daß er beim Schnaebele-Fall und in der Wohlgemut-Sache beteiligt war. Ich habe damals Eulenburg aufgetragen, einen tüchtigen Mann an die französische Grenze zu schicken. Der hat aber seine Sache so ungeschickt gemacht, daß ich Eulenburg ernstliche Vorhaltungen darüber machte. Er entschuldigte sich dann mit dem Polizeipräsidenten.“ In der That hat Tausch weder Wunsch noch Neigung noch vor allen Dingen die Fähigkeit gehabt,

irgendwie als das Haupt oder auch nur als das brauchbare Werkzeug einer Intrigue zu dienen, er hatte ein Amt, aber sicherlich keine Meinung, und er hat mit dem gleichen Eifer Anhänger wie Gegner des Fürsten Bismarck je nach dem Inhalt seines Auftrags an das Messer geliefert, er hat auch ohne sonderliche Gewissensskrupel die Überwachung von Persönlichkeiten durchgeführt, die in dem Verdachte näherer Beziehungen zu Friedrichsruh standen. So kam es, daß die geplante große Aktion zu einem subalternen Prozeß zusammenschrumpfte, und daß die Flucht in die Öffentlichkeit, die Herr von Marschall vor heimlichen und mächtigen Feinden angetreten hatte, in ihrem Schlußakt völlig den Charakter des Grotesken annahm.

Aber es mag ein Niederschlag der gerade damals in den Kreisen einflußreicher Gegner des Fürsten Bismarck herrschenden Stimmung gewesen sein, daß die Überzeugung, es bestehe eine gewisse Überwachung der Beziehungen des ersten Kanzlers, in Friedrichsruh besonders starken Boden gewann. Schon bald nach der Entlassung konnte Lothar Bucher einen Freund brieflich daran erinnern, daß er bei seinen Mitteilungen stets Rücksicht auf das „schwarze Kabinett" nehmen möge; es wurde später wiederholt festgestellt, daß der Inhalt von Friedrichsruher Telegrammen und Briefen auch zur Kenntnis von Personen gelangte, die nicht zu den Adressaten gehörten; über die Besuche, die der Fürst empfing, wurde eine seltsame Kontrolle geübt. Besucher, die einen politischen Charakter trugen, zogen es schon, um der zudringlichen Aufmerksamkeit der in Friedrichsruh stationierten Reporter zu entgehen, gewöhnlich vor, den Schnellzug nur bis zu der Station Büchen zu benutzen und dann auf irgend einem unbeachteten Lokalzug in Friedrichsruh einzutreffen.

Vier Wochen nach der Beendigung des Tausch-Prozesses war Herr von Marschall seines verantwortungsvollen Postens enthoben. Und auch Herr von Bötticher fand Gelegenheit, seine Kraft in einem neuen Amte zu erproben. Von diesem Tage an ist eine

leichte Wendung in den Beziehungen des Kaisers zum Fürsten Bismarck erkennbar. Gerade in der Zeit, in der Herr von Marschall die Öffentlichkeit so intensiv beschäftigte, hatte das persönliche Verhältnis des Monarchen zu seinem ersten Kanzler von neuem eine Schärfe angenommen, die auch nach außen mit aller Deutlichkeit hervortrat. Noch unmittelbar vor den „Enthüllungen", am Tage der fünfundzwanzigsten Wiederkehr des Friedensschlusses mit Frankreich, hatte der Kaiser von der Enthüllungsfeier des Frankfurter Denkmals für seinen Großvater dem Fürsten ein außerordentlich herzliches Telegramm gesandt, das mit den Worten schloß: „Welche unvergeßlichen Verdienste Sie, mein lieber Fürst, sich in der gewaltigen Zeit erwarben, in welcher Deutschland seine Einigkeit und Größe wieder errang, Ihnen heute von neuem in Dankbarkeit und Verehrung auszusprechen, ist mir Bedürfnis. Neben dem Namen des großen Kaiser Wilhelm wird der Name seines großen Kanzlers in der Geschichte aller Zeiten glänzen, und in meinem Herzen wird das Gefühl unauslöschlicher Dankbarkeit gegen Sie nie erstarren." Und doch konnte es geschehen, daß am hundertsten Geburtstage unseres ersten Kaisers der Blick vergebens unter all den zahllosen Gästen die Gestalt des großen Kanzlers suchte, daß das Ohr vergebens lauschte, ob von den Lippen des Kaisers sein Name erklinge. Am gleichen Tage hatte Prinz Ludwig von Bayern rühmend des Mannes gedacht, der in Berlin vergessen worden war. Und wieder blieb beim Wechsel des Jahres in Friedrichsruh der kaiserliche Glückwunsch aus. Und selbst die Erinnerung an die Vorgänge in Wien wurde in dieser Epoche von neuem erweckt, als Kaiser Wilhelm als Hochzeitsgast des Ministers von Wedel darauf drang, daß eine Einladung, die Graf Herbert Bismarck schon angenommen, von seinen Verwandten widerrufen werde. Niemals ist, so wie jetzt, seit den peinlichen Tagen von Wien das Bewußtsein mit solcher Stärke erwacht, daß der große Gegensatz, der seit den Iden des März bestand, noch immer Dauer hatte; denn die harte Abweisung, die in dem Vorgang lag, hat in Wahrheit, auch wenn

sie in der Form gegen den Sohn gerichtet war, doch das Haus des großen Kanzlers und ihn selbst getroffen. Wieder spähte man im Volke nach den Gründen, nach dem Zwange, der zu solchem Verhalten führte, und indem man zurückgelangte zu den Tagen der „Enthüllungen", entstand abermals die Sorge, daß das Empfinden des Kaisers nicht mehr harmoniere mit dem Empfinden der Männer, die vor allem als Schutz und Stütze des Thrones gelten mußten. Und noch peinlicher war dieses Empfinden, als am 1. April des Jahres 1897 nicht nur ein Glückwunsch des Kaisers ausblieb, sondern sich auch eine langdauernde Diskussion an die Thatsache knüpfte, daß im Widerstreit zur Wahrheit in offiziöser Form die Existenz eines solchen Glückwunsches behauptet worden war.

Der Ausgang der drei gerichtlichen Verhandlungen aber, in denen Herr von Marschall eine so hervorragende Rolle gespielt, hat das Verhältnis zwischen dem Kaiserschloß und Friedrichsruh von neuem in freundlicher Weise beeinflußt: das künstliche Gespinst, daß der alte Waldsitz sich umgewandelt habe in einen Herd gewissenloser Intriguen, war endgültig zerstört worden. Schon im September wurde ein Panzerkreuzer auf den Namen des ersten Kanzlers getauft, Telegramme wurden gewechselt, und ein Modell des Schiffes fand als Gabe des Kaisers in Friedrichsruh seinen Platz. Auf der Ausfahrt nach China, wo er für Deutschlands Recht und Ehre kämpfen sollte, hat Prinz Heinrich, der Bruder des deutschen Kaisers, Abschied von dem greisen Staatsmann genommen, und in tiefer Ergriffenheit hat er die Stirn geküßt, die sein Ahne so oft in Dankbarkeit mit den Lippen berührte. Und zwei Tage darauf zog mit dem Prinzen Adalbert, der gleichfalls einst der Führer der deutschen Flotte sein soll, der Kaiser wiederum zum Sachsenwalde. So war auch, als an Marschalls Stelle Bernhard von Bülow die Leitung der auswärtigen Politik übernahm, Fürst Hohenlohe mit dem neuen Mann nach Friedrichsruh gegangen, den Meister zu begrüßen.

Kaiser Wilhelm und seine Ratgeber setzten so von neuem sich mit jenen Elementen in harmonischen Einklang, die mit Begeisterung und Thatkraft durch Jahrzehnte die Politik des ersten Kanzlers unterstützten.

Kaiser Wilhelm hat das Antlitz des Fürsten Bismarck nicht wieder und auch im Tode nicht mehr erblickt.

Es ist kein klares und ruhiges Bild, das sich vor unseren Augen gebreitet hat, auch als schon das Kissinger Telegramm und der Einzug des Fürsten Bismarck in Berlin den Groll der ersten Jahre auszulöschen schien. Was in der Seele des Kaisers vorging, wie beflissene Höflinge oder amtsbesorgte Bureaukraten jedes Mißempfinden zu loderndem Zorn aufschürten, das lehren weder die Akten, noch läßt es sich anders als mit psychologischen Schlüssen ergründen. Vielleicht aber fällt ein klärendes Licht auf den tiefsten Untergrund der Entwicklung durch die Mitteilung, die einst Professor Maurenbrecher, der Lehrer des Prinzen Wilhelm in Bonn, über seinen fürstlichen Zögling gemacht hat. Er hat erzählt, daß er förmlich erschrocken gewesen sei über die Ansichten, die der Prinz, als er die Universität bezog, ihm über die Vorgänge in der neuesten Geschichte und die Politik Deutschlands, vor allem aber über den Fürsten Bismarck geäußert habe. Er selbst, der tapfere Historiker, hat sich mit allen Kräften gemüht, seinen Schüler zu einem Bewunderer des großen Kanzlers und seines Lebenswerkes umzuformen. Ist es ihm gelungen, auch die letzten Fasern aus der Seele des Prinzen zu reuten, die den ersten Jugendlehren entstammten? Gerade die Bilder, die wir in der ersten Kindheit in uns aufnehmen, sind festgeprägt, es kostet immer neuen Kampf, ihre Wirkungen zurückzuweisen, sie bilden die letzten Wurzeln jedes Vorurteils. Innerlich froh aneinander sind Kaiser und Kanzler nicht mehr geworden, seitdem im Jahre 1890 die Märzstürme das Land durchbrausten.

Siebentes Kapitel.

Der achtzigste Geburtstag.

Die innere Spaltung, die seit der Entlassung des Fürsten Bismarck durch das ganze deutsche Volk ging, ist niemals schroffer hervorgetreten, als in jenen denkwürdigen Tagen, die dem greisen Staatsmann die Pforte erschlossen zum Eintritt in sein achtzigstes Lebensjahr. Aber es war das Tröstliche an den Vorgängen dieser Zeit, daß Kaiser Wilhelm durch das entschlossene Einsetzen seiner Persönlichkeit den vollen und unbefangenen Beifall gerade jenes Volksteiles sich erwarb, in dem Fürst Bismarck selbst den Erben seiner Bestrebungen und den sicheren Beschützer seines Werkes erblickte. Das Bild war wundersam genug, daß die private Feier eines amtlosen Mannes die ganze Welt in Erregung, ganz Deutschland in einen Konflikt der Empfindungen stürzen konnte, wie ihn in gleicher Weise und aus ähnlichem Anlaß unser Vaterland wohl nie erlebt hat. Einen Augenblick konnte man sogar hoffen, daß jetzt wenigstens eine nachhaltige Bewegung einsetzen, daß man aus dem eigenen Thun die notwendigen politischen Folgerungen ziehen würde. Doch die Wirkung blieb aus; das Telegramm, das Kaiser Wilhelm nach der Ablehnung des Geburtstagsgrußes durch den Reichstag nach Friedrichsruh gesandt hatte, fand weder im Parlament eine Besprechung, noch folgte der natürliche und fast selbstverständliche Entschluß der Auflösung. Man duldete es ruhig, daß der Reichstag bis zu seinem natür-

lichen Ende ungestört am Webstuhle der deutschen Geschichte saß. Die Leute, die des Kaisers ganze Entrüstung erfuhren, blieben auch weiterhin die berufenen Helfer für die Pläne seiner Minister, und derselbe Reichstag, über den der deutsche Kaiser als der höchste Repräsentant des Reiches die Schale seines Zornes ergoß, machte getrost darauf Anspruch, daß die Nation mit Respekt seinen Beratungen folgte und überzeugt blieb, daß diese Beratungen von patriotischem Geiste geleitet würden. Der deutsche Reichstag, der sich „in den vollsten Gegensatz zu den Gefühlen aller deutschen Fürsten und Völker" gesetzt hatte, blieb dennoch der Hort des Vertrauens für eben diese Völker ...

„Nein, die Deutschen sind kein großes Volk; das Pantheon, das Himmelszelt wäre uns nicht groß genug gewesen, um diesen Mann hineinzusetzen", so schrieb nach Bismarcks Entlassung Paul de Cassagnac, ein Franzose. — Am Königsplatz zu Berlin erhebt sich ein ragender Bau mit fernhin sichtbarer Kuppel, ein Pantheon scheint es zu sein, eine Stätte, da man in schimmerndem Marmor Säulen der Männer aufstellt, die sich wohlverdient gemacht haben um das Vaterland. Durch weite, prächtige Hallen und prunkvoll geschmückte Räume wandelt schüchtern der Fuß. Hier mögen wohl erhabene Gedanken wohnen, und begeisterte Kämpfer um die Krone ringen, die dem verdientesten Bürger gebührt? O nein. Zänkisches Philistertum nistet unter der ragenden Kuppel, das unruhig wird, wenn die Sonne hereinstrahlt, und aufgeregt flattert, wenn Männer von deutscher Phantasie und nationalem Empfinden mahnen und drängen: „Ehret die Großen!" Dann tönt es von den Sesseln der Mehrheit: „**Wir** sind die Großen, wir, die seit drei Jahrzehnten genörgelt haben an allem, was Bismarck schuf, die dem Könige die Mittel zum Siege versagten, die in Volksversammlungen donnerten von Fortschritt und Freisinn; — **wir** sind die Großen, die Geweihten des Papstkönigs, die Windthorst zum Führer erkürten und dem Welfen getreulich gefolgt sind; — **wir** sind die Großen, die über die Marmorfliesen des Reiches mit unsauberen Stiefeln

schreiten und mit dröhnender Stimme Proletarierlieder brüllen. Jenen aber, der gegen uns blank zog, der von Rom und Canossa nichts wissen will, der den Freisinn schalt und die Staatsverschwörer fesselte, Jenen, der die partikularistischen Grenzen verwischte und für Alldeutschland ein einziges Banner schuf, den mögen Andere ehren. Wir aber, wir Weisen und einzig Gerechten, wir schweigen, und dem Hohnlachen fremder Nationen, die für Bismarck ein Pantheon fordern, antworten wir geruhig und kühl: „Hier schlagen keine deutschen Herzen."

Schon lange, ehe der Festtag heraufzog, hatten im Reichstag unter den Vertrauensmännern der Fraktionen Verhandlungen stattgefunden über die Anregung, dem Fürsten Bismarck an seinem Ehrentage einen Glückwunsch zu entbieten. Aber frühzeitig entschwand jeder Zweifel, daß die aus Klerikalen und Freisinnigen, Demokraten und Socialisten, Polen und Welfen bestehende Mehrheit jede Absicht dieser Art vereiteln werde. Auch der Sturm, der alsbald durch die Presse ging, auch die Thatsache, daß besonnene Elemente, die sonst dem Centrum und dem Freisinn Gefolgschaft leisteten, vor einer so ungeheuerlichen Taktlosigkeit warnten, schuf keinen Wandel. Des deutschen Volkes Ehrentag wurde der Tag der Schande für den deutschen Reichstag, hier fand auch der Jubel kein Echo, der jetzt und in den folgenden Zeiten unter all den Unzähligen erklang, die noch einmal zum Sachsenwalde zogen, um für Bismarck und gegen den Reichstag zu zeugen.

* * *

Die Sitzung selbst war eine der denkwürdigsten, die der neue Reichstag je gesehen hat. Das folgende Bild jenes Tages hat der Verfasser während dieser Sitzung unter dem frischen Eindruck des Geschehenen gezeichnet:

Der Name Bismarck hat seine Wirkung geübt. Wie einst, wenn die Kunde in die Welt drang, der große Kanzler werde sprechen, in dichten Scharen die Hörer zum Reichstage drängten,

wie die Abgeordneten sich um die Tribüne scharten, von der herab die gewaltige Gestalt des unvergleichlichen Mannes auf die Scharen blickte, so waren auch jetzt schon längst, ehe der Präsident das Glockenzeichen zum Beginn der Sitzung gab, die Räume gefüllt von Einlaßbegehrenden und Volksvertretern. Verhältnismäßig wenige allerdings von denen, die darauf hofften, Zeuge dieser Sitzung des Reichstages zu werden, sahen den Wunsch erfüllt, und doch waren alle Logen, auch die, welche dem Hof reserviert ist, bis auf den letzten Platz besetzt. Aufregung, Eifer, Hast überall, unten in der Wandelhalle, wo man noch zählt und wägt, wie wohl der Ausgang sein werde, wo man Gestalten sieht, die kaum jemand bisher unter den Volksvertretern sah, und oben vor den Tribünen, wo die vornehmste Gesellschaft Berlins sich ein Stelldichein gab, wo aber auch zahlreiche Anverwandten der Abgeordneten, die eigens aus der Provinz herbeigeeilt sind, des Ausgangs harren.

Ein Glockenzeichen — alles ist still. Es geht wie ein leises Rauschen durch das Haus, als rege sich der Fittich der Weltgeschichte. Herr von Levetzow ist ein wenig erregt, sein Gesicht leicht gerötet. Nun beginnt er — zunächst macht er einige geschäftliche Mitteilungen — und dann erhebt sich die Stimme des Präsidenten, um Zeugnis abzulegen für den Fürsten Bismarck: er löschte damit aus, was er einst versah. Still, ohne Unterbrechung hörte das Haus die wenigen Worte an, mit ihm die Minister, die zahlreich erschienen sind: Böttticher, Köller, Nieberding, Schönstedt, von Hammerstein, Graf Posadowsky. Lebhaftes Bravo ertönte zur Rechten, das Centrum und die Linke blieb stumm.

Jetzt steigt ein alter, weißhaariger Herr die Tribüne hinan, ein Papier in der Hand: Graf Hompesch, der Doyen des Centrums. Er erklärt im Namen der Seinen, daß sie nie und nimmer zustimmen könnten zu einer Ehrung des Mannes, der den Kulturkampf geführt. Es sei ein politischer Akt, um den es sich handle, ein Akt von Bedeutung. Fürst Bismarck aber sei ein unteilbares

Ganzes — da brach es los, brausender Jubel ertönte zur Rechten: „Jawohl, unteilbar", und der Jubel pflanzte sich fort durch die Reihen der Nationalliberalen, und stumm und verstört stieg Graf Hompesch herab von der Tribüne. Er hatte es sich anders gedacht . . .

„Herr von Bennigsen hat das Wort!" — Selten hat der greise Patriot so klar, so scharf, so bestimmt gesprochen, wie jetzt, wo er, der einst einer der Helfer war am Bismarckschen Werke, für den Meister und sein Werk eintreten soll. Nicht begreifen werde man es und unverständlich werde es sein in unserem Vaterlande und im Auslande, wenn der deutsche Reichstag, der ohne Bismarck gar nicht existierte, unthätig und grollend zur Seite stände, wo es einem Manne gilt, der in steter Aufopferung für das Vaterland und ein überaus großes Maß an Willenskraft und Leidenschaft bewies, und er schloß: „In unserem Jahrhundert steht ihm kein Gleicher zur Seite!"

Jetzt erhob sich Richter, der alte Hasser. Und auch er mußte, wie Hompesch, unwillkürlich der Größe den Tribut darbringen: „Auch wir verkennen nicht die großen Verdienste des Fürsten Bismarck um das deutsche Einigungswerk", so begann er, doch als gereue ihn schon das kleine Zugeständnis, so fuhr er fort: „Aber die Person des Fürsten muß ganz und ungeteilt berücksichtigt werden." Und wieder ertönte dem unfreiwilligen Geständnis der Beifall der Nationalen. Dann ging es fort: „Sein System zu bekämpfen ist patriotische Pflicht. Er hat die Interessenkämpfe geschürt, die politisch so demoralisierend wirken, die die Gegenwart belasten und die Zukunft mit Besorgnis erfüllen." Und Richter fuhr fort, davon zu erzählen, daß „Bismarck auch jetzt noch das Einlenken erschwere in bessere Bahnen". Gedämpft schien selbst der Beifall der Parteigenossen.

Frisch wie eine Fanfare klang Manteuffels Erklärung: „Das deutsche Volk würde es mißverstehen, wenn der Reichstag an solchem Tage fehlen sollte. Das Deutsche Reich verdankt doch sein

Entstehen im wesentlichen dem Fürsten Bismarck. Einer so großen Person gegenüber sollte man diese oder jene Differenz vergessen. Vor zehn Jahren, als er im Amte stand, wurde ein Glückwunsch ohne Debatte genehmigt. Was ist denn seitdem geschehen, die Stimmung zu seinen Ungunsten zu ändern? Fahren Sie mit uns nach Friedrichsruh!"

Und wieder ein Zeuge gegen den Großen. Herr Singer erhob im Namen der „stärksten Partei Deutschlands" Protest, aber es wollte scheinen, als wähle er absichtlich maßvolle Ausdrücke, denn dort draußen im Lande giebt es noch manchen Genossen, der einst auf französischem Schlachtfeld für Deutschlands Ehre focht!

Wenige Worte sprach Rickert; sie machten vieles gut, was er sonst wohl gefehlt hat. Er war durch lange Jahre ein erbitterter Gegner des eisernen Kanzlers, er hat an Richters Seite gefochten und sich einst mit Caprivi gefreut — jetzt erwies er dem Gegner die Achtung, indem er seine Zustimmung zu seiner Ehrung gab.

Dem Polen Fürst Radziwill, der das Wirken Bismarcks verdammte, folgte Wilhelm von Kardorff, der Mann, der einst als der Erste im preußischen Landtage — es sind jetzt dreißig Jahre her — die Größe des pommerschen Junkers erkannte. Was Kardorff mit lauter, den ausbrechenden Jubel der Freunde, das Toben der Gegner scharf durchschneidender Stimme sprach, war der Gipfelpunkt der Handlung. Mächtig, unwiderstehlich drang aus ihm der Kampfeszorn heraus: „Euren Widerspruch," so rief er den Socialdemokraten zu, „wird Bismarck verschmerzen. Wenn Freisinn und Centrum den Reichstag auf das Niveau der Berliner Stadtverordneten herabdrücken wollen, so kann ich sie nicht hindern. Ich kann Sie nicht hindern" — und hier brach es los auf allen Seiten und oben auf den Tribünen — „Ich kann Sie nicht hindern, sich gegenüber ganz Europa, der ganzen Welt, vor der Gegenwart und allen Jahrhunderten der Zukunft unsterblich lächerlich zu machen!"

Und kecklich stieg Kardorff herab, ihn kümmerte die Wut der Anderen nicht. Der Erste, der ihm die Hand herzhaft drückte, war Herbert Bismarck.

Als dann der Welfe von Hodenberg die Ehrung verweigerte, weil „Bismarck unter Mißachtung und schwerer Verletzung aller Rechte Hannover zur preußischen Provinz gemacht", da erklang wieder eine kampffreudige Stimme: „Gott sei Dank, daß er es gethan hat." Der Rufer war der Vertreter von Bismarcks altem Wahlsitz Geestemünde, Dr. Hahn, der einstige Führer der Vereine deutscher Studenten.

Als Letzter sprach Liebermann von Sonnenberg. Aus seinem Munde drang den Gegnern die Prophezeiung entgegen: „Es wird der Humor der Weltgeschichte fügen, daß, wenn der Name des Fürsten Bismarck noch in aller Gedächtnis ist, man Ihre Namen höchstens noch nennen wird mit dem Zusatz: Ach, das sind die sonderbaren Leute, die dem Fürsten Bismarck die Ehrung versagten."

Die Erklärungen waren zu Ende, die namentliche Abstimmung, die Manteuffel und Bennigsen beantragten, nahm ihren Anfang. Abgeordneter Merbach als Schriftführer verlas die Namen. Der Buchstabe J begann. Jacobskötter: ja! Dr. von Jazdzewski: Nein, Jebsen: ja! Und so ging es fort. Im Saale und auf den Tribünen gingen die Wogen: Wie wird es werden? Jetzt ertönt der Name Graf Bismarck-Schönhausen. Und „Ja" tönt es kräftig zurück. Dr. Hahn — „Dreimal ja". Jetzt Hug und endlich Humann. Die Zählung ist beendet, privates Zählen auf der Tribüne ergiebt eine kleine Mehrheit für Singer. Es wurden die einzelnen Buchstaben noch einmal verlesen: „die Abstimmung des Abgeordneten Werner ist zweifelhaft" und ein lautes „Ja" tönt zur Antwort.

Verhältnismäßig schnell ist die Zählung beendet. Lautlose Stille. Über das Antlitz Levetzows fliegt, als er den Zettel zur Hand nimmt, eine jähe Röte. Es stimmten mit Nein 163, mit

Ja 146 Abgeordnete. So ist die Ehrung abgelehnt, Kardorffs Prophezeiung erfüllt, der Reichstag unsterblich lächerlich geworden.

Und nun das Nachspiel. Ein paar schlichte Worte des Reichstagspräsidenten — und ein Sturm durchbebte das Haus: „Ich lege mein Amt nieder." Die Abgeordneten springen auf, man begnügt sich nicht, Bravo zu schreien, man beginnt zu klatschen, zu jubeln. Die Tribünen nehmen teil, alles klatscht dem Manne Beifall, der so würdig und ernst die Situation erfaßt hat, und „Hoch Levetzow" erklang es plötzlich.

Eine andere Gestalt erscheint auf dem Präsidentenstuhl: der vierschrötige Centrumsmann Buol — er mag über den Reichstag in Zukunft das Scepter führen — für Männer von nationaler Art ist kein Platz mehr an der Ehrenstätte dieses Reichstages.

Noch ergreift Bennigsen das Wort, um für den abwesenden zweiten Präsidenten Bürklin die Niederlegung des Amtes anzukünden, dann folgt des Satirs Schlußwort — dumpf und brutal erklärt Herr Richter: „Es wird auch ohne die beiden Herren gehen!" und das Drama ist beendet.

Wie aber im Theater der Alten, wenn sie gehört hatten von dem Schicksal der Laïden oder von dem Sturz des Prometheus, die Stimmung noch lange nachzitterte in den Herzen, so zitterte sie fort in den Herzen der Zuschauer und sie wird fortzittern noch lange, lange und weithin in ganz Deutschland, in der ganzen Welt.

* * *

Unmittelbar, nachdem er das Resultat der Reichstagsberatung erfahren, sandte der Kaiser dem Fürsten Bismarck folgendes Telegramm: „Euer Durchlaucht spreche ich den Ausdruck tiefster Entrüstung über den eben gefaßten Beschluß des Reichstages aus. Derselbe steht im vollsten Gegensatz zu den Gefühlen aller deutschen Fürsten und Völker. Wilhelm." Des Fürsten Bismarck Antwort lautete: „Euer Majestät bitte ich ehrfurchtsvollen Ausdruck meiner Dankbarkeit für die Allerhöchste Kundgebung

entgegen zu nehmen, durch welche Majestät jene mir noch unbekannte Unerfreulichkeit meiner alten politischen Gegner zum Anlaß einer erfreulichen Genugthuung für mich umwandelten. Bismarck.“

Schon am 25. März, zwei Tage nach jener denkwürdigen Sitzung, begaben sich 110 Mitglieder des deutschen Reichstages, 248 Mitglieder des preußischen Abgeordnetenhauses, 60 Mitglieder des Herrenhauses nach Friedrichsruh, um ihrerseits das auszusprechen, was sie für den Fürsten empfanden. Es war kein Zufall und keine müßige Wendung, daß der greise Staatsmann in seiner Antwort auf ihre Begrüßung sich gegen die Deutung wehrte, als gelte die Kundgebung nur ihm, nicht denen, die mit ihm schufen und wirkten an der großen Schöpfung. Indem er von den Verstorbenen sprach, von seinem alten Herrn und seinem Kriegsheer und von den Mitarbeitern, charakterisierte er mit einem Strich die Haltung des Reichstages, er nahm ihr das persönliche Moment und stellte sie in ihrer Nacktheit hin als eine gegen unsere nationalen Errungenschaften gerichtete Demonstration. Zugleich aber erhob er sich, um dem von Fraktionsinteressen zerklüfteten Reichstage das Bild der einigen Dynastien gegenüber zu stellen, und um auch hier die Mahnung auszusprechen, die Parlamente der Einzelstaaten stärker heranzuziehen zu der gemeinsamen Arbeit für das Reich. Die Haltung der Reichstagsmehrheit hatte ihm ja den erneuten Beweis geliefert, daß es möglichst zahlreicher und möglichst starker Gegengewichte bedurfte, um dem Unheil, das etwa in dem Kuppelhause am Königsplatz zu Berlin gebrütet wurde, zu begegnen. Darum betonte er auch die Identität von Bundesregierungen und Reichsregierung, darum ermahnte er die preußischen Abgeordneten, auch im Landtage nicht zu vergessen, daß sie Reichsbürger seien, und daß sie ihrem Könige helfen müssen, nicht kurbrandenburgische und preußische, sondern Reichspolitik zu treiben. Den deutschen Kerngedanken aber sprach er in dem Kraftwort aus: „Man hat sich geschlagen, daß die Hunde das Blut leckten, und man reicht sich die Hand und geht zusammen gegen den Landesfeind.“

Die tiefe Teilnahme, die ganz Deutschland dem Fürsten Bismarck an seinem Ehrentage entgegenbrachte, hat ihre hellste Beleuchtung durch die statistische Thatsache gefunden, daß in den Tagen bis zum 2. April nicht nur 1300 Pakete, sondern auch mehr als 450000 Briefe und Postkarten in Friedrichsruh eintrafen, und zahllos waren auch die Bitten von großen und kleinen Korporationen, ihm persönlich ihre Huldigungen darbringen zu dürfen. Es war ein zartsinniger Gedanke des Gefeierten, daß er als erste Gäste an seinem Geburtstage selbst die Rektoren der deutschen Universitäten und technischen Hochschulen und nach ihnen die studierende Jugend empfing, die 4000 Köpfe stark von allen deutschen Bildungsstätten zum Sachsenwalde geeilt war. Und auch hier fand der greise Held Worte tiefsinniger Weisheit und ernster Betrachtung. Und die gereiften Männer sowohl wie die feurigen Jünglinge, als sie von ihm schieden, nahmen kostbare Gedanken in ihre Heimat zurück. Wiederum lehnte Fürst Bismarck es ab, der einzige Träger der ehrenden Anerkennung zu sein. Wie er später zu den Gymnasiallehrern in seiner plastischen Sprache von einem „Tontinenvertrage" sprach, durch den der Ruhm der Absterbenden vererbt sei auf den Überlebenden, so nahm er auch den Dank der Universitätslehrer nur im Namen seiner Mitarbeiter und des von ihnen vollbrachten Werkes hin. Wenn eine starke Bewegung ganz Deutschland ergriffen habe, so betrachte er seinen Namen nur als ein Feldgeschrei, unter dem die nationalgesinnten Reichsfreunde sich gesammelt hätten; die Verdienste teile er mit vielen. Aber die feste und klare Aussprache für die nationale Gesinnung, wie sie jetzt erfolge, bewirke doch eine Scheidung, die an und für sich immer nützlich sei: „Ich würde keine Freunde haben, wenn ich nicht auch Feinde hätte, man kann nicht beides zugleich, kalt und warm sein, und aus Kampf besteht das Leben in der ganzen Natur, in der Schöpfung; bei den Pflanzen — als Forstmann erlebe ich das in meinen Kulturen — durch die Insekten bis zu den Vögeln, von den Raubvögeln bis zu den

Menschen aufwärts: Kampf ist überall, ohne Kampf kein Leben. Und wollen wir weiter leben, so müssen wir auch auf weitere Kämpfe gefaßt sein.“ So sprach der Achtzigjährige. Und auch den Studenten lobte er den Kampf. Zuerst allerdings mahnte er sie, das nationale Empfinden zu pflegen, für das Geschaffene Gott zu danken und nicht herumzumäkeln an Kleinigkeiten: „Denn der Mensch kann den Strom der Zeit nicht schaffen und lenken, er kann nur darauf fahren und steuern mit mehr oder weniger Erfahrung und Geschick. Man kann Schiffbruch leiden und stranden und auch zu guten Häfen kommen. Die politischen Entwicklungen gehen so langsam wie die geologischen, die Schichten legen sich übereinander und erzeugen neue Bänke und neue Gebirge. Geben Sie sich dem deutschen Bedürfnis der Kritik nicht zu sehr hin, acceptieren Sie, was uns Gott gegeben hat und was wir mühsam unter dem bedrohenden Gewehranschlag der übrigen Europäer ins Trockene gebracht.“ Indem er aber daran erinnerte, daß es Kämpfe in Deutschland immer gab, daß auch die jetzigen Fraktionsspaltungen nur die Nachwehen der alten deutschen Kämpfe in den Städten seien, zwischen den Geschlechtern und den Zünften, in den Bauernkriegen und in den Religionskriegen, und daß so tiefgehende geologische Spaltungen im deutschen Boden sich nicht mit einem Schlage vertilgen lassen, pries er von neuem den Kampf als den besten Inhalt des Lebens.

Und durch Wochen und Monate bis tief hinein in den Sommer kamen immer neue Scharen. Zu allen sprach der Alte und niemals kam ein triviales Wort über seine Lippen. Jetzt rühmte er den Hamburgern den alten hanseatischen Unternehmergeist, der schon vor Jahrhunderten das deutsche Ansehen weit über Land und See tapfer vertreten hat, und er pries den Kaufmann als den besten Pionier deutscher Kultur. Jetzt wiederum versicherte er den Vertretern von München, daß er hoffe, der Geist, der in jenen Tagen wie ein warmer wohlthuender Sturmwind über das Land hingegangen sei, werde erhalten bleiben: „Die Deutschen sind doch

wie das Ehepaar in dem Molièreschen Stücke, ich glaube, es heißt Le Médecin malgré, wir sind immer miteinander im Kampf wie das Ehepaar, das miteinander unverträglich ist, aber sobald sich ein Dritter einmischt, wird die Sache so, daß er froh ist, wenn er mit heiler Haut davonkommt. Die französische Provokation war eine von Gott gesandte Wohlthat, die uns einig machte." Die deutsche Bildung wiederum pries der Fürst, als 700 preußische Gymnasiallehrer bei ihm erschienen. Sein Werk habe nur gelingen können, weil er die Vorarbeit des höheren Lehrerstandes in Deutschland vorfand; denn diesem habe die Pflege der Imponderabilien obgelegen, die Keime für die Vaterlandsliebe, für das politische Verständnis würden in der Jugend gelegt. Bescheidenheit und Wahrheit seien die Grundlagen jeder fruchtbaren Jugenderziehung, die Selbstüberschätzung töte den Erfolg. Die Vertreter der Deutschen von Odessa empfingen die Mahnung, die politische Freundschaft mit Rußland auch an ihrem Teile zu pflegen, aber festzuhalten an ihrer deutschen Art. Und das Gefühl der deutschen Gemeinsamkeit bildete auch den Grundton der Worte, die an die Leiter des Norddeutschen Lloyd gerichtet worden: „Der alte Ruhm der Hansa, wie er sich in den baulichen Resten verkörpert — der Stahlhof in London wird Ihnen noch in Erinnerung sein — und die hanseatische Herrschaft in den nordischen Königreichen, sie ist zu Grunde gegangen, und die Flamme, die ihr Wirken hervorrief, hat lange geruht unter der Asche, und jetzt schlägt sie ins Vaterland, und jetzt ist es nicht mehr die Ehre von Bremen oder Hamburg und Lübeck, sondern die Ehre der ganzen deutschen Nation, die an ihren Schiffen und ihrer Flagge hängt."

Unter den Deutschen des Reiches erschienen am 15. April die Söhne des grünen Steirerlandes und mit ihnen studentische Deputationen aus Wien und Graz. Mit äußerster Spannung harrte man diesseits und jenseits der Grenze auf das, was Fürst Bismarck zu ihnen, den entschlossensten Vertretern des österreichischen Deutschtums sagen, ob es ihm gelingen werde, das Dilemma zu

überwinden, das durch die Abneigung der Deutschen gegen das von der Hofburg gebilligte Regierungssystem gegeben war. Die unerschöpfliche Vielseitigkeit, die kluge Treffsicherheit, der feine politische Takt und auch die alte diplomatische Kunst des Fürsten hat sich in keiner Rede so glänzend erwiesen, wie in den Worten, die er zu den Steiermärkern sprach. Er hatte ja stets die Ansicht vertreten, daß nur dann ein endgültiger Sieg für das Deutschtum im Lande der Habsburger erfochten werden könne, wenn es sich eng anschließe an das dynastische Geschlecht, er sah eine Gefahr in dem Bestreben jener Chauvinisten, die selbst vor dem Abfall vom Hause Habsburg nicht zurückschrecken wollten. Gerade auf sie mag der kluge Rat des Alten sänftigend gewirkt haben. In weiten Linien zurückkehrend bis zu der alten deutschen Kaiserherrschaft des heiligen römischen Reiches, als seine Macht noch von der Nordsee bis nach Apulien reichte, zeichnete Fürst Bismarck die Vergangenheit der beiden Länder. Es sei eine eigentümliche Fügung des Schicksals und der göttlichen Vorsehung, daß dieses gewaltige Gebiet von ganz Centraleuropa sich nach so vielen Kämpfen doch wieder zusammenfand. Denn der Dreibund decke ungefähr die alte anspruchsvolle Kaiserherrschaft der Nachfolger Karls des Großen nach Aussonderung von Gallien: „Ich hoffe, wir haben eine Form gefunden, in der wir nebeneinander leben können und die in bewußter Weise nicht zerbrochen, nicht geschädigt und nicht beschränkt wird. Dazu gehört vor allem unsere Einigkeit mit dem Österreich-Ungarischen Reiche, auf die wir angewiesen sind seit langen Zeiten. Und wir können in Zorn geraten, vom Leder ziehen, aber wir kommen immer wieder zusammen, weil wir aufeinander angewiesen sind.“ Und nun folgt die bedeutsame Lehre: „Je stärker der Einfluß der Deutschen in Österreich sein wird, desto sicherer werden die Beziehungen des Deutschen Reiches zu Österreich sein, und ich hoffe, Sie werden es auch zum Teil über Ihr Gefühl bringen, den Frieden zwischen dem alten Österreich und dem deutschen Westreich dadurch zu pflegen, daß Sie sich in möglichst engen und

einflußreichen Beziehungen zu Ihrer ursprünglich deutschen Dynastie halten. Ich habe in Ihrem Kaiser immer doch ein deutsches Herz und die Spuren der deutschen Abstammung gefunden." Mit der Mahnung, gerade in dem Bewußtsein der nationalen Überlegenheit den Kampf mit dem Slaventum sachlich und mit Nachsicht zu führen — ohne Kampf kein Leben! — und auch im heftigsten Zorn nicht die Folgerungen zu vergessen, die sich aus jener Überlegenheit ergeben, schloß Fürst Bismarck seine Antwort. „Mit der unfehlbaren Treffsicherheit des Genies hat er eine passende Antwort gefunden und gegeben", so lautete das Urteil des größten österreichischen Blattes.

Auch den Darmstädter Hessen sprach der greise Schöpfer des Reiches von der Unlösbarkeit und der Untrennbarkeit der Stämme — sie gleiche einer katholischen Ehe, die nicht zu scheiden ist —, und als die Vertreter von 3000 Künstlern ihre Glückwünsche darbrachten, da pries er in der Kunst die wirksame Mitarbeiterin an der deutschen Einigung: „Die geistigen Elemente, die halten zusammen, auch wenn sich die körperlichen durch Jahrhunderte getrennt haben. Halten Sie fest daran." Auch die Innungen kamen, um aus dem Munde des Sachverständigsten den Rat zu vernehmen, sich eng zusammen zu schließen, und einer für alle, alle für einen zusammen zu stehen gegen die reinen Theoretiker, „die nichts thun, als Reden halten und abstimmen, denen gegenüber man sich wehren müsse, wie gegen Drohnen, die nicht Honig sammeln." Fürst Bismarck hat zwei Jahre später dieses Bild von den Bienen und Drohnen noch einmal gebraucht, um das Zusammengehen der produktiven Klassen zu empfehlen und für sie den geziemenden Einfluß auf die Gesetzgebung zu fordern, er hat auch die Landwirte ermahnt, zusammen zu halten „gegen die Drohnen, die uns regieren, aber nichts produzieren als Gesetze", er hat immer wieder mit diesem Gleichnis in den Kreisen der Bureaukratie eine Fülle von Empörung erregt. Traf er doch hiermit zugleich jenes selbstbewußte Parlamentariertum, das jedes

Ding aus parteipolitischen Motiven beurteilt, dem Fachmann das Ohr verschließt und sogar einen Bismarck zwang, vor den deutschen Handwerkern, die ihn besuchten, die Erklärung abzugeben, daß er die Verantwortung ablehne für die Ausführung, die auf dem socialen Boden sein Gedanke der Alters- und Invalidenrente gefunden habe.

Welch ungeheure geistige Versalität, aber auch welche physische Widerstandskraft bewiesen all' die zahllosen Empfänge, die Tag für Tag einander drängten! Jedes Wort ist verzeichnet worden, das er gesprochen, auf jedem Worte ruhte die kritische Lupe des mißtrauischen Gegners, zahllose Kommentare knüpften sich an jeden Satz und jeden Gedanken. Aber der Reichtum dieses Geistes schien unerschöpflich; wer immer kam, der ging mit dem Bewußtsein davon, Werte heim zu tragen, die sich nicht in Metall ummünzen ließen. Und neben den großen historischen und politischen Gesichtspunkten trat immer wieder jene unnachahmliche rednerische Kleinkunst hervor, die aus dem Anschauungskreis und dem Gefühlsleben der jedesmaligen Hörer die Bilder und die Form der Gedanken schöpfte, die an die heimatlichen Sonderheiten oder an die Gepflogenheiten des Berufs anknüpfte, um mit den Geistern zugleich die Herzen zu gewinnen. So führte er, als die alten Burschenschafter zu ihm kommen, ihre Gedanken zurück zu den frühen Bestrebungen ihrer Bundesbrüder um die deutsche Einheit. Und mit zarter Nachsicht findet er zwischen den Männern, die sich für Eisen und Blut entschieden, und den burschenschaftlichen Idealisten „den ganzen Unterschied nur in den Mitteln, nicht in den Zielen". Und er schließt seinen Dank mit den Worten: „Mir macht es eine hohe Freude, die Herren im reiferen Alter hier zu sehen und mit ihnen zurückzublicken auf die Irrwege, die wir, der Einzelne und die Gesamtheit, gegangen sind, und auf das Zusammenfinden doch schließlich in einem Wirtshause, wo es einstweilen wohnlich ist. Wir müssen es erhalten und die Wohnlichkeit pflegen."

Zuweilen klingt aber schon in die Reden, die Fürst Bismarck damals hielt, jener schwermütige Zug der Trauer um die Abnahme

der Kraft, um die Nutzlosigkeit der Tage hinein, der immer stärker hervortritt, ob er hier die Form der Selbstironie, dort den Ton der Resignation annimmt. Er liebte es in jenen Zeiten, die noch unter dem Druck des Verlustes der Lebensgefährtin standen, von seinem eigenen Tode zu sprechen, vom Absterben der Bäume und des Lebens in der Natur, vom Frühling, den er gern noch einmal wiederschauen wollte: die alte Kampfesfreude steigt nicht mehr zur Leidenschaftlichkeit empor. Und wo dennoch der Humor durchdringt, da verwendet er die Form der Satire, der grimmigen Ironie des Marktplatzes von Jena, da ist es der Humor eines Weltweisen, der nicht mehr in dem Kampfe, sondern über dem Kampfe steht. Wie tief ergreift es noch heute, wenn wir ihn, über den das Glück das Füllhorn seiner Gaben streute, darüber klagen hören, daß er so wenig Stunden erlebte, in denen er sich wahrhaft glücklich gefühlt hat. Auch in öffentlicher Rede hat er diese Stimmung zum Ausdruck gebracht, als die alten Corpsstudenten erschienen. Da wurden die Bilder der Vergangenheit, die Bilder der Jugend in ihm lebendig und eine schnelle Brücke führte hinüber von den Illusionen des jungen Göttinger Studenten zu der herben Realität des Alters: der Erfolg ist da, die Zufriedenheit blieb aus. Es war keine gesuchte, absichtlich geistreiche Antithese, wenn er vor den einstigen Corpsbrüdern seine Rede anknüpfte an das melancholische Wort des großen Italieners:

„Nessun maggior dolore
Che ricordarsi del tempo felice
Nella miseria“

„Kein größerer Schmerz ist denkbar,
Als sich erinnern glücklich froher Zeit
Im Unglück“

— es ist der Ausdruck einer Stimmung, die ihn mehr und mehr ergriff und die fast allen Äußerungen der folgenden Zeit ihr Gepräge verlieh. Er läßt den Satz Dantes nicht gelten, aber was er sagt, ist nur ein trübes Spiel mit dem eigenen Leid: „Die glücklichste Zeit, die ich verlebt habe,“ so sucht er seine Empfindungen

klarzulegen, „liegt in der Jugend als Student, als junger Landwirt, wo nichts meine Heiterkeit störte — wenn man krank wird, fühlt man erst, wie glücklich man war, als man gesund war. Ich betrachte mich heute als im Unglück, nicht weil ich außer Geschäften bin, sondern weil ich krank und matt bin und kein Vergnügen an der Arbeit finde; aber gerade im Rückblick auf die glückliche Zeit finde ich Frieden und Ruhe und in schlaflosen Nächten auch eine gewisse Freude und Beruhigung. Ich halte also den italienischen Spruch für einen Irrtum. Ich sehe gern rückwärts, wo ich glücklich d. h. gesund war. Ich meine darunter nicht die Zeit, wo ich eine hohe Stellung im Dienste einnahm — das macht nicht glücklich —, im Gegenteil, es ist eine Zeit der Hetze, der Unruhen, der Besorgnis, wie eine Sache ausfallen wird, und sie bietet wenig Entschädigung dafür und viel Ärger.“ Und doch hatte der greise Fürst dem Volke das Wort zugerufen, daß ohne Kampf kein Leben sei, — sicherlich hätte auch er seines Daseins Erfüllung nie gefunden, wenn nicht an jedem Tage die Schwerter aus der Scheide flogen. Hier, im Kampfe, lag sein Glück und nirgend anders. Denn der rechte Kämpfer fühlt das wahre Glück nicht in der Ruhe, sondern im Streit, und erst der Greis hat das Recht zu klagen, daß er nicht glücklich war, weil ihm die rechte Ruhe fehlte. Die Sorge ist Kampf, und Kampf wiederum ist es, was das Leben erhält.

Aber noch eines gesteht der Mann, der nach menschlichem Empfinden so viel Glück genossen hat und doch so wenig zur Empfindung seines Glückes kam — seine Gegner werden es nie begreifen —: „Ich bin nie herrschsüchtig gewesen und ehrgeizig, es ist immer Verleumdung gewesen, wenn man dies erzählte, ich war immer nur diensteifrig. Es ist mir immer viel wertvoller gewesen, niemandem zu gehorchen, als anderen zu befehlen, also wenn Sie wollen, eine republikanische Auffassung. Ich habe aber doch meinem alten Könige mit Liebe gehorcht.“ Der Ehrgeiz des Gewöhnlichen will die Förderung der eigenen Person, der Ehrgeiz

Bismarcks wollte die Förderung der Sache. Er gehorchte nicht um des Lohnes willen, er kannte nur den Gehorsam des freien Mannes und nur dort diente er, wo er liebte.

Und auch da tauchten Bilder der Vergangenheit herauf, als die Ostfriesen kamen, und diese Bilder verklärten sich in poesievoller Erinnerung. Da spricht er von dem Lande, das er einst sah mit seinen reichen Weiden und seinen Mooren, mit seinen Brandkulturen, mit seinen Hütten im Moor und auf der Heide, da spricht er von den Zeiten, da er noch rüstig und wißbegierig die Länder durchreisen konnte. Und auch da werden liebe Erinnerungen in ihm wach, als er das Plattdeutsch der Kölner und der Braunschweiger vernimmt. Er fühlt sich heimisch berührt und sein Blick kehrt zurück in die jungen Jahre, da man in Pommern auch noch in gebildeten Kreisen, auch bei Tisch und in der Konversation in Plattdeutsch sprach: „Ich bedaure, daß die Sprache, in der vor dreihundert Jahren gedruckt wurde und alle unsere Urkunden geschrieben waren — ich habe noch eine plattdeutsche Bibel in Varzin liegen aus dem sechzehnten Jahrhundert —, daß sie so allmählich abkommt."

Eine scharfe politische Spitze haben die Reden, die Fürst Bismarck in jenen Tagen hielt, eigentlich nirgends gezeigt. Das war natürlich, denn der Anlaß, der all' die Tausende zum Sachsenwalde trieb, war aus dem G e f ü h l entsprungen, es hatten sich die Anhänger der verschiedenartigsten Parteien gesammelt, ihm ihre Liebe und Verehrung zu beweisen; es mochte auch manch alter Demokrat und manch überzeugter Katholik unter denen sein, die ihm huldigten. Und dennoch vergaß er am rechten Ort nicht die rechte Lehre. So mahnte er, als die Oldenburger kamen, daß man der Landwirtschaft ihr angestammtes Recht gewähre, da von ihrem Wohlergehen auch das Wohlergehen der Industrie abhänge, und wie er sich selbst als Landwirt fühlte, so rief er seinen Berufsgenossen zu, daß sie zusammenhalten müßten, mit Ruhe und Besonnenheit, und daß sie nur so erreichen könnten, daß sie

„als die erstgeborenen Kinder des Landes und des Volkes anerkannt und berücksichtigt würden". Aber immer, auch wenn er keine Frage der aktuellen Politik berührte, wenn er die Beziehungen der Vergangenheit aufsuchte, um mit denen, die ihm zuhörten, in einen persönlichen Kontakt zu kommen, waren doch die Prinzipien, die einst und immer seine Politik beherrscht hatten, der letzte Inhalt dessen, was er den Scheidenden mitgab. Was konnte er, als 3000 Westfalen und dann viele Hunderte von Rheinländern zu ihm kamen, ihnen anderes erzählen, als die Geschichte einer Zeit, in der noch der Stammeseigensinn der Schöpfung eines einigen Reiches widerstrebte? Aber wie scharf unterschied er dennoch zwischen den Individualitäten dieser einzelnen Stämme. Zu den Rheinländern spricht er von den Lockungen ihres herrlichen Stromes, und ihnen, deren Land so oft umstritten war von gallischen und deutschen Waffen, ruft er die Erinnerung wach, wie man sich gemeinschaftlich zu wehren hatte in großen und schweren Kämpfen; die Westfalen aber erinnert er daran, daß sie auch dort, wo sie ihm feindselig gegenüberstanden, doch stets als ein kernhaftes Volk sich erwiesen: „Ich habe immer gefunden, daß Westfalen ein Land ist, auf das Anwendung findet, was ich auf einer Reise in Schweden in einem Liede gefunden habe, das die Schweden von ihrem Lande singen: „Im Lande sitzt Eisen und auf dem Lande wohnen Männer." Das ist auch für Westfalen zutreffend: ganze Männer. Man mag mit ihnen Freund oder Feind sein, man freut sich immer, wenn sie mit einem zusammen in gleicher Front auf dem Schlachtfelde stehen; da haben sie immer die alte Tapferkeit aus der Cheruskerzeit gerechtfertigt." Und wieder zieht er, als er zu den Rheinländern spricht, die Lehre aus der Vergangenheit: „Wenn die Deutschen unter sich zusammenhalten, dann ist das ein Körper von so starker Eisen- und Muskelkraft, daß er, von mehreren Seiten angegriffen, sich doch seiner Feinde wird erwehren können, solange er, wie wir ja in germanischer Ruhe und Zurückhaltung doch immer gestimmt sind, sich nur seiner Unabhängigkeit erwehren

will, sich defensiv erhält. Agressive Kriege, ehrgeizige Kriege, Eroberungskriege werden wir ja niemals führen. Eroberung liegt dem deutschen Charakter absolut fern. Auf Eroberungs- und Renommierpolitik ist der Deutsche überhaupt nicht berechnet."

Es lag aber eine wundervolle Anerkennung für das, was Fürst Bismarck geleistet, und für das, was er dem deutschen Volke geworden, gerade darin, daß nirgend die Begeisterung für ihn so stark zum Ausdruck drängte, wie unter jenen Stämmen, gegen die er einst das Schwert hatte führen müssen. So wie ganze hessische Landkreise ihn zu ihrem Ehrenbürger ernannten, so haben auch sämtliche sächsische Städte ihm in der gleichen Form gehuldigt. Wie lange war es her, daß gerade in Sachsen der Partikularismus seine wunderlichsten Blüten trieb! Jetzt fanden sich die Spuren nirgend mehr. Durch lange Jahrhunderte war dort die Abneigung gegen die Bestrebungen Preußens großgezogen worden, mit tiefem Mißtrauen sah man bis spät in die Tage Beusts allem entgegen, was jenseits der schwarz-weißen Pfähle geschah, der Bruderkrieg von 1866 drohte unheilbare Wunden zu reißen — und doch hat es kein Menschenalter gedauert, bis das alte tiefgewurzelte Mißtrauen ausgejätet war, bis die Abneigung dem Gefühl herzlicher Brüderlichkeit Raum schuf, bis die Wunden des Krieges geheilt und selbst die Narben verschwunden waren. Das gerade ist das größte Werk Bismarcks, das ist sein Meisterwerk gewesen, daß er nicht mit einem äußeren Bande sich begnügte, das die deutschen Stämme umschlang, daß er nicht ruhte, als die Kaiserkrone das silberweiße Haar des preußischen Königs schmückte, sondern daß er die Stämme innerlich zusammenschmiedete, so daß, was einst unmöglich schien, als selbstverständlich galt. Dreißig Jahre zurück — wer damals davon geträumt hätte, daß Bismarck einst der Ehrenbürger Sachsens sein würde, den hätte man in ein Tollhaus gesperrt! Der Sieg war schwer, denn Vorurteil und Eifersucht ballten sich zum Hindernis zusammen, aber der Sieg wurde errungen! „Das Gefühl, daß wir den Nichtdeutschen gegen-

über demselben Staatsgebilde angehören, ist heutzutage in Sachsen so lebendig wie in Preußen und war es früher nicht." Und wohl konnte Bismarck, als die Vertreter der 72 sächsischen Städte kamen, zu ihnen sagen: „Es erfüllt mich mit besonderer Freude, daß ich dies noch erlebe." Aber wie all den Unterthanen der einzelnen Bundesfürsten, die zu ihm wanderten, legte er auch ihnen den Wunsch ans Herz, die Ehrfurcht vor den Dynastien zu bewahren: „Der angestammte Fürst hat immer auf das Herz seiner Unterthanen einen mächtigen Einfluß und möge ihn behalten; ist der gewonnen für die nationale Gemeinschaft, so ist diese Gemeinschaft gesichert; ist er mißtrauisch, feindlich oder gekränkt worden, so periklitiert sie. Bisher haben wir überall, in den Dynastien und in dem gebildeten Teil der Bevölkerung, den freien Willen, als gesamte deutsche Nation zusammen zu stehen und zusammen zu halten; den muß man auch erhalten, und man muß in den Imponderabilien, die den Einzelnen verstimmen könnten, vorsichtig wirtschaften." Die Gefahr, die der greise Staatsmann für sein Werk voraussieht, die Gefahr, die er so oft schon seinem Volke klarzulegen sich bemühte, liegt in dem Partikularismus der Fraktionen, nicht mehr in dem Partikularismus der Stämme: „Was uns heute trennt, das sind nicht Stammesverschiedenheiten, nicht dynastische Verschiedenheit, es sind nur die politischen Parteien, und die sind dazu gar nicht berechtigt. Jeder Führer in seiner Partei — sie machen mir den Eindruck wie in der ersten christlichen Zeit die Säulenheiligen —, jeder stand als Stylit auf seiner Säule und sagte: hier müßt ihr herkommen, ich gehe nicht 'runter. Die Säule wird gebildet aus folgsamen Gesinnungsgenossen, ich möchte sagen, hypnotisierten Gesinnungsgenossen des Parteileiters, der sie beherrscht, und aus einem Mörtel von Prinzipien, die in ihrer Allgemeinheit auf das praktische Leben durchaus unanwendbar sind; und diese Art der Einteilung in stylitische Herrschergebiete, in Herrschergebiete der Parteiführer, die ist die Gefahr, die uns jetzt bedroht. Jeder will seine Ansicht, vielleicht auch die, die er

gar nicht mehr hat, aber die er ursprünglich als Programm in die Welt gesetzt hat, aufrecht erhalten, ohne einen Punkt auf dem i aufzugeben, und er kämpft darum mit den Anderen. Ich bin stark in Versuchung, mit Ihnen ein Pereat auf die politischen Parteien auszubringen."

Fürst Bismarck ist der Ehrenbürger aller sächsischen Städte geworden — die größte Huldigungsschar, die jemals aus einer einzelnen Stadt den Fürsten aufgesucht hat, bildeten die anderthalbtausend Leipziger, die am Himmelfahrtstage im Sachsenwalde erschienen. Und es war kein Zufall; vielleicht in keiner deutschen Stadt stand die Bürgerschaft so einmütig zu dem alten Kanzler, wie gerade in Leipzig, dessen Bewohner seit alters die Träger und die eifrigsten Vorkämpfer des großdeutschen Gedankens gewesen sind, dessen Bewohner noch heute sich einen national gesinnten Vertreter zum Reichstag erküren. Aber auch hier führt die freudige Anerkennung für das Vollbrachte den Redner fort zu den Pflichten der Gegenwart und zu den Aufgaben der Zukunft: Der Drei-Monarchenhügel führt ihm das Bild herauf einer Vergangenheit, in der die Herrscher von Rußland, Österreich und Preußen eng miteinander verbunden waren, und er fügt die Hoffnung daran, daß auch die Zukunft nicht nur eine rechte und ehrliche Nationalpolitik uns bringen werde, sondern auch die Pflege unserer guten Beziehungen zu den östlichen Nachbarn. Es ist ein Fingerzeig für die Illusionspolitiker gewesen, wenn er davor warnte, die Russen um den asiatischen Osten zu beneiden: „Wir können ihnen dort ja gönnen, was sie begehren, und erfreut sein, wenn sie ihre Befriedigung daran finden."

Unter denen, die zum Sachsenwalde zogen, haben auch die Frauen und die Jungfrauen nicht gefehlt. Sie haben in hellen Scharen die Männer begleitet, sie haben auch das Bedürfnis gehabt, im eigenen Namen und im Namen ihres Geschlechts dem Fürsten den Dank für seine Thaten auszusprechen. Er sah sie gern als Gäste bei sich, so wie die männliche Jugend. Wie er

in dieser die Trägerin der künftigen Thaten sah, so sah er in den Frauen die Erzieherinnen der kommenden Geschlechter. Es war scherzhaft gesagt und doch ernsthaft gemeint, wenn er den schlesischen Frauen und Jungfrauen zurief: „Ich appelliere von unserem Parlament an unsere Frauen: helfen Sie uns, wirken Sie für uns auf die Männer, zu denen Sie in Beziehung stehen, in der Richtung, daß Sie sich gegen die Gefahren der Zukunft mit größerer Tapferkeit rüsten und wehren, als die war, die in der Umsturzvorlage erkennbar war. Halten die Frauen fest zur Politik, so halte ich die Politik für gesichert, nicht nur für den Augenblick, sondern auch für die Kinder, welche von den Frauen erzogen werden, und der Blick in die Zukunft klärt sich und beruhigt sich."

Den Reden, in denen Fürst Bismarck auf all' die zahllosen Huldigungen geantwortet hat, die ihm an der Pforte des achtzigsten Jahres dargebracht wurden, mag oft die bestechende rhetorische Form gefehlt haben, die heute allzu oft die mangelnde Gedankentiefe ersetzt, man mochte die Superlative vermissen, mit denen so gern das unechte Empfinden sich schmückt, man mochte vergebens nach den Hyperbeln spähen, die das Auge täuschen über die innere Unwahrhaftigkeit — was Fürst Bismarck zum Volke sprach, das brauchte des äußerlichen Schmuckes nicht und trotzdem und gerade deshalb war es bedeutend. Er formte nicht Schlagworte, die der Gedankenlose allein als Gewinn bewahrt, sondern er formte tiefe und ernste Lehren, die sich in die Herzen gruben und dereinst, wenn Meinungsstreit entsteht unter Deutschen, als zwingende Argumente von dem in die Wagschale geworfen werden, dem der Sieg verbleibt.

Achtes Kapitel.

Letzte Kämpfe.

Immer wieder hat Fürst Bismarck in Augenblicken melancholischer Resignation versichert, daß in ihm das Interesse an der Politik zu schwinden beginne, daß es ihm gehe wie einem Wanderer im Schnee, der allmählich anfängt zu erstarren, dann niedersinkt, und wenn die Schneeflocken ihn bedecken, ein angenehmes Lustgefühl empfindet. Aber schon frühzeitig nach seiner Entlassung hatte er auch in einem drastischen Vergleich der Leidenschaften mit den Forellen, die sich einander auffressen, bis nur eine dicke, alte Forelle übrig bleibt, das Selbstbekenntnis abgelegt, daß bei ihm im Laufe der Zeit die Leidenschaft zur Politik alle anderen Leidenschaften aufgefressen habe. Er habe ja der Ruhe pflegen und in Varzin als Hinterwäldler leben können, aber es sei ihm unmöglich, sich ganz von der Politik zurückzuziehen oder gar schweigend zuzuschauen, wenn das Werk seines Lebens gefährdet werde.

Und in der That hat der alte Staatsmann bis an das Ende seines gesegneten Lebens das Interesse an der Politik nicht verloren, wenn auch die Freude am Kampf allmählich abgedämpft wurde durch den Druck der Jahre, daß er zuletzt mit einer Art von olympischer Ruhe den Ereignissen folgte und nur dann noch die Hand zur Abwehr hob, wenn er wichtige Interessen des Deutschen Reiches oder Preußens in Gefahr sah, oder wenn er persönlich von einer Seite gekränkt wurde, die ihm der Abwehr wert erschien.

Das aber, was er nie preisgab, war die von ihm überaus lebhaft empfundene Verpflichtung, all den zahllosen Unrichtigkeiten entgegen zu treten, die das Bild der Vergangenheit zu irritieren vermochten. Ob es sich um die Vorgänge bei seiner Entlassung oder um die falsche Darstellung einer Versailler Episode, ob es sich um die Verhandlungen, die zu dem Abschlusse des Dreibundes führten, oder um Irrtümer in irgend einem Memoirenwerke handelte, immer erschien er auf dem Plane, um aus dem reichen Schatze seiner fast nie irrenden Erinnerungen die Wahrheit festzustellen. So wurden viele von den Artikeln, die in den ihm nahestehenden Blättern erschienen, zu wertvollen Quellen, an denen kein Geschichtsforscher achtlos vorübergehen darf. Das Alter ist ja an sich gern retrospektiv, es liebt mit seinen Gedanken aus der Gegenwart zurückzukehren in frühere Zeiten, und auch Fürst Bismarck hat gerade in den letzten Jahren besonders gern seine Blicke zurückschweifen lassen in die Zeiten der Vollkraft, vielleicht auch, weil sie ihm tröstlicher, und sicherlich, weil sie ihm bedeutender erschien als die Gegenwart. Hier widerstrebte ihm vor allem das, was er „das Dekorative in der Politik" zu nennen pflegte.

Die letzte Kundgebung, die wir vom Fürsten Bismarck kennen, ist ein Schreiben gewesen, in dem er seine wärmsten Sympathien und Glückwünsche für die Begründung einer großen Landesbibliothek in der Provinz Posen aussprach. Es mag dies symbolisch sein dafür, daß ihn von allen Problemen unserer neuen Politik kein anderes so nachhaltig und so gründlich beschäftigt hat wie die Polenfrage. Hatte er der Haltung des Grafen Caprivi mit äußerster Schroffheit gegenüber gestanden, so hatte er doch zu seinem Nachfolger und vor allem zu dem Minister Miquel das Vertrauen, daß sie mit größerer Energie den im Osten drohenden Gefahren entgegentreten würden. In den Polen sah er nicht nur eines der wirksamsten Instrumente zur Herstellung der Priesterherrschaft, sondern er war überzeugt, daß die Behandlung, die man in Preußen diesem Volke und ihrer Propaganda zu teil

werden lasse, stets den russischen Staatsmännern als ein Symptom für die Beschaffenheit der deutsch-russischen Politik gelte, und daß eine falsche Behandlung der Frage nachteilig wirken müsse auf unser Verhältnis zu dem östlichen Nachbar. Eine Möglichkeit der Versöhnung hielt er für ausgeschlossen, darum forderte er bis zuletzt die äußerste Energie in der Zurechtweisung aller polnischen Ansprüche.

Und wiederum mag es als ein treffendes Symbol für die Thätigkeit seines Lebens gelten, daß gerade in den letzten Tagen an ihn ein dankbarer Gruß der Wenigen gelangte, die fünfzig Jahre vorher noch teilgenommen hatten an den Bestrebungen, deren Schauplatz das erste deutsche Parlament in der Paulskirche zu Frankfurt war. Es waren nur noch zehn Männer von jenen Hunderten am Leben, die dem älteren Bruder Wilhelms I. im Namen des deutschen Volkes die Kaiserkrone angeboten hatten. Sie hatten auf anderem Wege wie ihr großer Landsmann das Ziel der Wiedererrichtung des Kaisertums zu erreichen versucht, aber neidlos huldigten sie dennoch am Abend ihres Lebens dem Größeren, dem das gelang, was ihnen versagt war. So knüpfte dieser Gruß eine rührende Verbindung von jenem jugendfrohen Anfang, da der jugendliche Stürmer auf die Schwelle des öffentlichen Lebens trat, bis zu den Tagen, da die Abendsonne golden im Meer versank.

Die Probleme, die in den letzten Zeiten vor Bismarcks Tode das Deutsche Reich beschäftigten, haben nur selten die Notwendigkeit einer nationalen Opposition hervorgerufen, wenn auch Fürst Bismarck nicht zu jeder Einzelheit seine frohe Zustimmung aussprechen konnte. Er war ein überzeugter Anhänger der Bestrebungen, die eine Vergrößerung der deutschen Flotte sich zum Ziele gesetzt hatten, und hier hat sich sogar das Wundersame ereignet, daß im deutschen Reichstag der Vertreter der Regierung, um die Abneigung eines Teiles der Volksvertreter zu überwinden, sich auf ein Schreiben desselben Fürsten Bismarck berief, dessen Äußerungen, wie einst ein amtliches Schriftstück erklärte, „ein aktueller Wert nicht bei-

gelegt werden durfte". Fürst Bismarck war der Meinung, daß man bewilligen müsse, was nach dem Urteil nüchterner Fachmänner nötig sei, aber er war ein entschiedener Gegner aller Übertreibungen, er wollte vor allem es vermieden sehen, daß man seine Zuversicht nicht in erster Linie auf ein starkes zuverlässiges Heer setze, das mit der besten Waffe ausgerüstet sei: „Ich glaube," so äußerte er im Gespräch, „daß wir neue Kreuzer brauchen, aber ich bin sehr mißtrauisch gegen Paradeschiffe, die nur zur Markierung von Prestige dienen sollen und die man, wenn die Sache ernst wird, mitunter Lügenschiffe nennen muß, weil sie nichts leisten. Für koloniale Eroberungspolitik nach französischem Muster hat mir schon als Minister jede Neigung gefehlt, und mir scheint, daß jetzt — es war im Jahre 1897 — die Zeit dafür besonders ungünstig ist. Unser Handel muß überall ausreichenden Schutz finden, aber die Flagge soll dem Handel folgen, nicht ihm vorangehen. Es war auch Moltkes Meinung, daß wir sogar die über unseren Kolonialbesitz entscheidenden Schlachten auf dem europäischen Festlande auszufechten haben werden! Also keine Knauserei, aber auch keine phantastischen Pläne, über die wir uns dann schließlich noch mit anderen, für unsere europäische Situation wichtigen Leuten brouillieren." Aus dieser Besorgnis heraus hat auch Fürst Bismarck den deutschen Unternehmungen in Ostasien mit dauernder Skepsis gegenüber gestanden. Nachdem sie aber einmal in Angriff genommen war, plaidierte auch er für eine energische Durchführung.

Es war überhaupt natürlich, daß Fürst Bismarck, der sein Lebenswerk mit der Schöpfung des Deutschen Reiches vollbracht sah, der Deutschland für gesättigt hielt und kein größeres Verlangen kannte, als durch eine sorgfältige Pflege unserer politischen Beziehungen von diesem Werke jede Gefahr abzuwenden, den transatlantischen Unternehmungen und all den Fragen, die außerhalb des eigentlichen deutschen Interessengebietes aufgeworfen wurden, mit einem gewissen Mißtrauen und der steten Sorge vor unnützen Konflikten gegenüberstand. Als sich ganz Europa über die kretische

Frage aufregte, da meinte der alte Staatsmann gelassen: „Uns kann es völlig gleich sein, wer auf Kreta regiert; nicht einerlei kann es uns aber sein, wenn wir zu Gunsten der englischen Auffassungen Partei ergreifen und damit unsere auswärtige Politik mit einer Verstimmung Rußlands belasten, zu der uns weder ein deutsches Interesse noch eine deutsche Macht- und Würdefrage nötigt.“ Noch gleichgültiger sah er der Entwicklung des spanisch-amerikanischen Krieges zu: „Der impotente kastilische Hochmut“ war ihm ebenso zuwider, wie die „Insolenz und Anmaßung der Yankees“, denen er wohl schon um der von ihm auf das Schärfste verurteilten Monroe-Doktrin willen eine derbe Lehre von Herzen gegönnt haben mag. Geradezu heiter aber stimmte ihn der Gedanke, daß ihm die schiedsgerichtliche Entscheidung in der Beringmeer-Frage übertragen werden sollte: „Ich begreife nicht, was die Leute sich denken; nichts ist mir gleichgültiger, als diese Frage. Wenn ich in den Zeitungen auf Artikel darüber stoße, überschlage ich sie regelmäßig.“

Das aber, was ihm stets am meisten am Herzen gelegen hat, war die Gestaltung unserer Beziehungen zu Rußland. Hier warnte er vor allem vor einer Überschätzung der „neuen Mode der Reisepolitik“, der Besuche, Feste und Toaste; bei den bedächtigen Russen seien nicht angenehme Eindrücke und Sympathien, sondern reale Interessen entscheidend! Gerade darum sah der greise Staatsmann das intime Verhältnis zwischen Rußland und Frankreich auch nicht ganz so pessimistisch an, wie es sonst unter dem Eindruck der Pariser Feste wohl vielfach geschah: „Ich glaube nicht, daß der Inhalt des Vertrages, wenn überhaupt einer existiert, den Franzosen gefallen würde. Wenigstens habe ich die russische Politik immer als sehr vorsichtig kennen gelernt und kann mir nicht denken, daß sie sich ohne Not auf Abenteuer einlassen wird, bei denen für sie nichts zu holen ist. Zarenhymne und Marseillaise, das reimt sich nicht. Immerhin ist das französische Töpfchen aber dem Feuer jetzt näher gerückt und kann noch leichter als sonst plötzlich einmal überkochen. Das sollte unsere regierenden Herren von etwa

noch vorhandenen Illusionen befreien und sie vor einer Verrückung der Basis warnen, auf der unsere Wehrkraft beruht. Es ist ganz gut, daß wir Deutschen nie zur Phäaken-Behaglichkeit kommen können, und daß die Pariser, die ja die französische Politik machen, uns von Zeit zu Zeit mit ihrem Geschrei aus allzu schönen Träumen wecken.“

In der Transvaalfrage stand Fürst Bismarck mit seinen Sympathien offen auf der Seite der Buren. So kühl er auch Dinge und Personen abschätzte, so wenig hielt er doch mit seinem Urteil zurück über die Vorgänge zu Beginn des Jahres 1896, die das bekannte Telegramm Kaiser Wilhelms an den Präsidenten Krüger zur Folge hatten: „Es war ganz einfach ein Einbruchsversuch oder Seeräuberei, und sollte es zum Schlimmsten kommen, so kann man sich, glaube ich, darauf verlassen, daß die Boers, welche eiserne Naturen und dabei von phlegmatischem Temperament sind und gute Schützen obendrein, ihre Unabhängigkeit verteidigen werden.“ In Cecil Rhodes sah der Fürst den gewandten Effekten-Manipulanten, dessen Methode in Falschheit und Bestechung im großen Maßstabe besteht und dem gegenüber die englische Regierung eine Haltung eingenommen habe, die den Verdacht der Mitwissenschaft oder zum mindesten der Furcht vor ihm erweckte. Auch Lord Salisbury erfreute sich bei dem alten Kanzler keiner übertriebenen Wertschätzung, jedenfalls stellte er ihn weit hinter Lobanow, den damaligen Minister des Auswärtigen in Rußland, zurück. Der einzelne Engländer sei anständig, achtbar und zuverlässig, der Vorwurf der Lüge sei der schwerste, den man ihm machen könne. Die englische Politik dagegen sei von allem das Gegenteil; ihre hervorstechende Eigenschaft sei die Heuchelei, sie wende alle Mittel an, die der einzelne Engländer verabscheut. In Frankreich sei ja die Politik zuzeiten auch nicht sehr wählerisch in ihren Mitteln gewesen, namentlich schwächeren Volksstämmen im Auslande gegenüber sei sie ebenso grausam und brutal verfahren wie die englische, Gewaltthaten und Überlistung seien ebenso vorgekommen wie im englischen Regime. Aber dieses unglaubliche

Maß von Heuchelei und Perfidie, wie es der englischen Politik häufig eigen sei, sei doch nicht an ihr nachzuweisen. Die Kritik, welche der Fürst über Chamberlain fällte, war mehr drastisch als schmeichelhaft.

Der Fortentwicklung der socialen Frage stand Fürst Bismarck in den letzten Jahren kühl gegenüber, er erwartete, daß das Beispiel Deutschlands, ehe man weiter schreiten könne, erst von den anderen Völkern nachgeahmt werde, damit unsere heimische Industrie nicht die Konkurrenzfähigkeit dem Ausland gegenüber verliere. Wohl aber hielt er fest an der Überzeugung, daß der Staat alle Machtmittel, die er besitzt, anwenden müsse, um die Socialdemokratie niederzuwerfen. Gern erörterte er den Gedanken, diese Partei von jeder politischen Mitarbeit auszuschließen: „Jeder Deichverband lebt unter dem Satze „Wer nicht will deichen, der muß weichen“. Er soll also keinen Anteil haben an dem Schutze, den die Deiche gewähren. Die staatlichen und gesetzlichen Einrichtungen sind die Deiche, durch welche die menschliche Gesellschaft gegen die Überflutung durch den Krieg aller gegen alle sich schützt, und wer daran nicht mitarbeiten will, wer erklärt, daß er nur auf den Einbruch der Flut wartet, die die Deiche zerbricht, der soll auch bei ihnen nicht mitwirken.“ Fürst Bismarck wollte andererseits weder jemals einen Putsch der Socialdemokratie provozieren, noch hatte er Neigung, bis an die Knöchel in Blut zu waten; aber er wollte das socialdemokratische Geschwür unterbinden auf dem Wege der Verwaltung und Gesetzgebung, ehe noch „die Bestialität Zeit hätte, sich besser zu offenbaren“. An die Möglichkeit, die Arbeiter dauernd zufrieden zu stellen, glaubte Fürst Bismarck überhaupt nicht, den Erlaß eines Specialgesetzes gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Umsturzpartei hielt er gleichfalls dauernd für geboten. Diese Ansicht mochte auch noch nach der Sedanrede des Kaisers altfränkisch erscheinen, schließlich haben aber die verschiedenen Versuche der Nachfolger, gerade weil sie mißglückten, den Beweis erbracht, daß die schrankenlose Preisgebung des Ausnahmegesetzes seitens der Regierung ein Fehler war.

Aber weil Fürst Bismarck gewohnt war, mit gegebenen Größen zu rechnen, und weil er wußte, daß die Rückkehr zu der Vergangenheit unmöglich sei, so suchte er ein Gegengewicht auf andere Weise zu schaffen. Der sicherste Weg schien ihm gegeben zu sein in einem engen Zusammenschluß der staatserhaltenden und produktiven Stände, in einem Kartell, das allerdings nicht durch ein Zusammenschweißen der alten Fraktionen zu erzielen sei, sondern nur dann, wenn die Wähler sich der Vormundschaft der Parteien und der Parteiführer entzögen und aus sich heraus eine auf wirtschaftlicher Basis ruhende Neugestaltung des öffentlichen Lebens herbeiführten. In diesem Zusammenhange plaidierte er auch für die Wahl eines stärkeren Prozentsatzes von Männern des praktischen Lebens, die an ihrem Leibe die Früchte ihrer Gesetzgebung zu spüren bekämen. In dem Bunde der Landwirte erblickte er daher eine Schöpfung von durchaus gesunder Grundlage: Wenn man etwas auf wirtschaftlichem Gebiete erreichen wolle, müsse man die politischen Unterschiede zurückstellen auf spätere Zeiten. Wenn der Landwirt etwas erreichen wolle, dürfe er den, der ihm zu helfen bereit sei, nicht erst fragen: welcher politischen Fraktion gehörst du sonst an? Das müsse ihm zunächst egal sein, „davon nach neune, wie die Berliner sagen“.

Bis zum letzten Tage hat Otto von Bismarck uns gezeigt, daß Leben Kämpfen heißt, und daß der Lohn des Kampfes das Glück des eigenen Volkes ist. Wo man seinem Rate gefolgt ist, da war es zum Heile, wo man ihn mißachtet hat, da haben Verstimmung und Mißmut sich breit gemacht. Der Politik seiner Nachfolger ist er nur selten froh geworden, er wußte nicht, wohin sie ziele, auch wenn er dem einzelnen glücklichen Versuch zustimmen konnte. Es schien ihm, als lebten die Männer nur von heute zu morgen, immer zufrieden, wenn nur das Nächste erreicht war, stets unbekümmert, ob nicht aus dem Erreichten sich künftige Gefahren erhoben. Aus seinen letzten Tagen noch hat der vertraute Arzt berichtet: „Noch nicht lange ist es her — bei einem

Gespräch über Politik —, da griff er mit beiden Händen nach dem Kopf und brauste auf: „Könnte ich doch in die Schweinerei 'mal hineinfahren und ihnen sagen, wohin das führt. Aber Sie wissen, Schweninger, meine Trompete giebt keinen Ton mehr, sie ist durchlöchert.“

Es war nicht Altersschwäche oder gar zunehmende Gleichgültigkeit gegen das Schicksal des deutschen Volkes, was in den zwei letzten Jahren den Fürsten schweigsamer machte, denn zuvor. Die Ursache lag vielmehr in der Enttäuschung, die ihn erfaßte. Er hatte nicht, um sich bejubeln, um sich in festlichen Veranstaltungen feiern zu lassen, die ungeheuren Anstrengungen, die ihm der achtzigste Geburtstag brachte, auf sich genommen — er, der Mann des realen Wollens hat sich oft und bitter genug über die Sucht der Zeit, mit Toasten und Denkmalsfeiern Politik zu machen, zu seinen Vertrauten ausgesprochen —, er hat es auch nicht gethan, um gegen den Hof von Berlin ein farbiges Gegencentrum zu schaffen. Er wollte, daß das Volk aufmerksam werde auf die Gefahren, die ihm von allen Seiten und nicht zum wenigsten von dort drohten, wo eine mißverständliche oder allzu hoch gespannte Auffassung des kaiserlichen Amtes in dem längst mündig gewordenen Volke eine für die Institution des Reiches gefährliche Reaktion heraufzubeschwören drohten. Er wollte den nationalen Stolz pflegen, aber auch den Bürgerstolz, das Bewußtsein der Selbständigkeit wecken. „Ich bin kein Absolutist“ — das Wort war nicht ohne Grund gesprochen. Wer die Augen nicht absichtlich schließt und wer nicht den Grundsätzen des Polonius huldigt, wer den letzten Gründen all der Verstimmungen nachgeht, die durch die Seele des deutschen Volkes zogen, und wer ehrlich und ungeschreckt durch Gunst oder Ungunst die Wahrheit kündet, der wird dort, wo der Keim zu der Trennung von Kaiser und Kanzler ruht, auch den Keim jener weit und tief gehenden Verstimmung im Volke erblicken. Zum zweitenmal führte Fürst Bismarck den Kampf gegen das D o g m a d e r U n f e h l b a r k e i t, und wiederum floh ihn der Sieg, weil die Zeit noch nicht reif war.

Neuntes Kapitel.

Bismarck daheim.

Es gewährt einen eigentümlichen Reiz, dem häuslichen Leben hervorragender Männer nachzugehen und aus einzelnen Zügen sich das Bild des Menschen zu gestalten, wie er lebte, liebte und litt, während sonst die Geschichte nur die Thaten kündet, die er vollbrachte. Gerade der erste Kanzler hat solches Interesse vor allem erweckt, nicht nur weil die Summe seiner Thaten das Maß gewöhnlicher Kraft weitaus überstieg, nicht nur, weil seine Erfolge hinausgingen über die der Größten, sondern auch, weil seine Persönlichkeit eine solche Fülle des Eigenartigen und doch dem deutschen Volke Verwandten bot, daß sie einem unerschöpflichen Goldschachte glich. Dieses Interesse wurde lebendig schon damals, als der pommersche Junker noch kaum Verständnis fand für seine Pläne, als er in scharfer Opposition stand zu der Mehrheit der Volksvertretung; es wuchs empor, als aus seinen Briefen, seinen Reden sich mehr und mehr das Bild eines Mannes heraushob, der nicht wie Moltke versank in der Einseitigkeit selbst des höchsten Berufs, der vielmehr Verständnis hat für alles, was die Herzen der Menschen bewegt. Seine Thaten haben dem Junker von Schönhausen den Namen des eisernen Kanzlers geschaffen, sie lassen ihn als eine riesenhafte Persönlichkeit erscheinen; wer in Bismarck das Menschliche sucht, der wird in ihm den tief gemütvollen, mit einem freien Sinn für das Schöne und

Gute, mit einem Herzen für Natur und Poesie begabten deutschen Edelmann erkennen.

Über dem Lebensabend des Fürsten, über dem zuerst so dunkle Wolken sich zu ballen schienen, ruhte dennoch ein eigener Schein. Aber nicht immer schmückte das ruhige Gold, das sonst den Tag verschönt, wenn er zur Neige geht, diesen Abend, sondern ein Wetterleuchten zuckte immer wieder über den Himmel, kündend, daß die Kraft, die einst die Mauer des Reiches türmte, ungebrochen blieb. In den Wallfahrten jener Unzähligen, die den Entlassenen begrüßten, lag nicht nur der Ausdruck der Dankbarkeit, sondern auch der Wunsch, den gewaltigen Mann einmal in seiner Umgebung, im täglichen Leben, unter den menschlichen Bedingungen zu sehen, um den Enkeln einstmals erzählen zu können, wie Bismarck lebte, liebte und litt. Wem aber das Schicksal die Gunst erwies, einen Einblick zu gewinnen in das häusliche Leben, das ihn umgab, der ist heimgekehrt mit einer unerschöpflichen Fülle von Eindrücken, und er erzählte mit begeistertem Munde den Lauschenden. Und wenn er selbst dereinst die Jahre des alten Recken erreicht hat und das weiße Haar ehrwürdigen Alters sein Haupt umgiebt, dann werden die Augen der Enkel an seinem Munde hängen und ehrfürchtig wird man flüstern: „Der war einst Bismarcks Gast."

* * *

Es hat nicht immer eine einheitliche Stimmung über dem großen Verbannten im Sachsenwalde gelegen. In den ersten Jahren hat ihn wohl noch ein grimmiger Zorn gefaßt, nicht nur wenn er von den Formen sprach, in denen sich seine Entlassung vollzog, sondern auch dann, wenn er auf die zahlreichen Unbegreiflichkeiten in dem politischen Verhalten seiner Nachfolger einging. Damals nahm auch sein Humor noch häufig die Gestalt einer ätzenden Ironie an, und wen sein Unwille traf, der stand plötzlich vor den Augen des Hörers in so deutlichen und plastischen, selten aber schmeichelhaften Umrissen da, daß er vielleicht gern

auf den Vorzug verzichtet hätte, der Gegenstand der kritischen Aufmerksamkeit eines Bismarck zu sein. So habe ich die drastische Schilderung der Herren Gruner, Graf Eulenburg („er schimpfte immer auf meine Korporalsmanieren, wenn er Excitatorien bekam und in das Bureau geholt werden mußte“), der Huber, Lohmann, Jordan („Leute, die ich zurückhielt, werden jetzt hervorgeholt“), Diest-Daber („er stellte mich in einem fort und that, als wenn zwischen uns beiden Staaten gegründet oder vernichtet werden sollten, und er war unzufrieden, wenn ich nicht darauf einging“), Graf Münster, Douglas, Miquel, von Bötticher und andere — ich habe diese köstlichen Schilderungen in getreuem Gedächtnis bewahrt. Es waren Funken, die über alle diese Männer spielend dahin glitten, die sie beleuchteten, aber wohl auch brannten.

In jenen ersten Jahren traten überhaupt die Persönlichkeiten in seinen Gesprächen weit mehr in den Vordergrund als später, als schon nach den Ereignissen der Wiener Hochzeitsfahrt. Da wurden die bekannten Ausdrücke „Caprivismen“, „Böttcherei“, Verhinzpeterung des Hofes“, „Kleber und Streber“ gebildet, da wurde im Hinblick auf den zweiten Kanzler der lapidare Satz gesprochen: „Jeder ist so begabt, wie ihn die Natur schuf, minus seiner Eitelkeit. Und Caprivi ist recht eitel.“ Fürst Bismarck suchte eben in jenen ersten Zeiten die Schuld noch bei den einzelnen Personen, er konnte, wie Harden einmal zutreffend ausführte, noch hoffen, mit dem Gewicht der eigenen Persönlichkeit die Unzulänglichen in bessere Bahnen zu drängen oder zu erdrücken. Wenn allerdings der genannte Schriftsteller der Meinung ist, daß der Fürst im Anfang oder auch nur in den ersten Monaten mit der Möglichkeit einer Rückkehr in das Amt rechnete, so findet sich für diese Annahme kaum eine thatsächliche und noch weniger eine psychologische Begründung. Im Gegenteil, ich habe im Jahre 1891 auf eine nach dieser Richtung gestellte Frage eine Antwort erhalten, die den energischen Entschluß aussprach, niemals wieder in die Sielen zurückzukehren. Ein anderes Mal knüpfte er an

die Mitteilung, daß die in Elsaß-Lothringen als Gäste des Kaisers anwesenden Notablen den Kaiser bestürmt hätten, sich mit ihm zu versöhnen, die kurze Bemerkung: „Dazu gehören zwei. Ich habe genossen das irdische Glück, ich habe gelebt und geliebet.“

In den ersten Jahren war jene, wie ich sagen möchte, polemische Stimmung wohl die Grundstimmung seines Gemütes. Sie mußte verschärft werden durch die Thatsache, daß er, der durch lange Jahrzehnte gewohnt war, in intensiver Arbeit dem Reich und seinem Kaiser zu dienen, der einen weiten, beherrschenden Einfluß auf die Geschicke einer Welt ausüben durfte, sich plötzlich und ohne Übergang aus allen seinen Beziehungen gerissen und zur vollen Unthätigkeit verdammt sah. Er, der Leidenschaftliche, der sich noch stark genug fühlte, einer Welt zu trotzen, konnte jetzt nur wie der letzte Philister aus den Zeitungen sich Kunde verschaffen von den Ereignissen auf der Bühne der Geschichte. Denn auch die persönlichen Beziehungen, die ihn mit der Berliner Aristokratie und mit früheren Mitarbeitern verbanden, lösten sich an dem Tage der Ungnade fast vollständig. Und oft sah er durch Tage und Wochen kaum einen Besuch bei sich. Wenn er zu einigen Gästen sagte: „Zeitungen habe ich immer, nicht aber lebendige Menschen“, so wirkt dies erschütternd. Und wenn er zu mir einst in Friedrichsruh, als er mich ein wenig warten ließ, nachher entschuldigend bemerkte: „Ich habe drei Stunden mit dem Bleistift gesessen, um die Formulare gewissenhaft auszufüllen, die Miquel zu Steuerzwecken versendet“, so drängte sich mir die Frage auf, ob nicht doch die Geschichte dereinst eine schwere Anklage erheben wird gegen die Generation, die ihr teuerstes Gut achtlos zur Seite warf, die jene Hand, welche einst die Kaiserproklamation von Versailles und den Friedensvertrag von Frankfurt unterzeichnet hatte, jetzt zu der Kleinarbeit eines gewissenhaften Ackerbesitzers zwang. Schon in den ersten Jahren klagte er: „Ich habe vierundvierzig Jahre lang meine Gewohnheiten eines Landedelmannes beiseite gesetzt; es wird mir schwer, wieder Landmann zu werden;

die Politik hat mich gefaßt, sie läßt mich nicht wieder los. Seit meiner Abreise von Berlin habe ich jeden politischen Schriftwechsel eingestellt, und ich habe nur ein Zufluchtsmittel, um die Zeit zu töten: im Walde spazieren zu gehen.“ Ja, er war ungeheuer einsam und er war, wenn auch sein goldener Humor darüber hinwegtäuschen wollte, doch tief unglücklich in den ersten Jahren, und vielleicht hätte doch die reiche Saat seiner Thaten eine andere Ernte verdient, als die, die er fand.

In jener ersten Zeit hat Dr. Schweninger und neben ihm Lothar Bucher in dem Vereinsamten den Gedanken erweckt, seine Erfahrungen und Erlebnisse, seine Gedanken und Erinnerungen in einem Memoirenwerke niederzulegen. Der bayerische Arzt, dem der greise Staatsmann mit wahrhaft freundschaftlichen Gefühlen anhing, hat über die Entstehung dieses unvergleichlichen Buches später folgendes berichtet: „Es war zur Entlassung des Fürsten und zu den unerfreulichen Vorgängen gekommen, von denen manche Einzelheit inzwischen bekannt geworden ist. Nicht sanft und wohlthätig, wie es der Arzt im Interesse seines großen Schutzbefohlenen und im Interesse des Vaterlandes gewünscht hätte, sondern rasch und unsanft vollzog sich das Unvermeidliche. Der Nachfolger des Kanzlers hielt es im Interesse des Deutschen Reiches anscheinend nicht nur für nützlich, die Person seines Vorgängers möglichst schnell aus dem Palais in der Wilhelmstraße zu entfernen, er hielt, offenbar im selben Interesse, auch darauf, sich gegen die Kontagion durch die Ideen dieses staatsmännisch doch schon damals nicht unrühmlich bekannten Vorgängers möglichst immun zu machen. Fürst Bismarck, der, wo es nötig war, stets die Person hinter die Sache zurückzutreten zu lassen wußte, bot Aufklärungen, einführende Aufschlüsse, Erläuterungen der politischen Konstellation an. Der General von Caprivi lehnte ab; man möchte es heute kaum glauben, aber es ist Thatsache, er lehnte ab. Der scheidende Kanzler machte noch einen zweiten Versuch. Er bot dem neuen Staatssekretär, als ihn dieser Herr besuchte, seinen Rat und ge-

schäftliche Informationen über die politische Lage an. Abermals wurde das Angebot abgelehnt. . . . Das Ereignis war da, man mußte mit ihm rechnen. Der sorgenvolle, schwer erschütterte Riese kämpfte, ein vereinsamter Mann, dem so viele die Treue gebrochen hatten, im Sachsenwalde schweren Kampf. Das Ziel des Arztes war, den Fürsten zu einer Thätigkeit zu veranlassen, die ihn nicht nur beschäftigte, sondern seine Kräfte auch zu nützlichem, ihn selbst befriedigendem Werk anspannte; er bat ihn, den Beweis zu erbringen, daß die Leute doch sehr im Unrecht waren, die ihn als körperlich, und was noch schlimmer war, auch als geistig verbraucht und leistungsunfähig hinzustellen versucht hatten. Der Plan einer litterarischen Thätigkeit wurde dem Fürsten noch vor der Abreise von Berlin zum Vortrag gebracht. Aber nicht so rasch und leicht war der Fürst zur Annahme zu bringen. Er las ungemein viel, Zeitungen und Bücher, war stets bereit, in seiner feinen Weise über Tagesereignisse, die ihn besorgt machten oder sonst in Anspruch nahmen, oder auch über die Vergangenheit zu sprechen; aber sich mit dieser Vergangenheit schriftstellerisch zu beschäftigen, dazu hatte er keine besondere Lust. Der Mann, der die Geschichte gemacht hatte, fühlte sich nicht berufen, unter die Geschichtsschreiber zu gehen. Gegen „Memoiren“ hatte er persönliche Bedenken. War er ganz offen, so würde man ihm unter Umständen diese Offenheit zum Vorwurf machen; schwächte er zu sehr ab, so konnte man ihn der Schönfärberei zeihen. Was den Fürsten endlich bewog, war der Appell an sein Pflichtgefühl und der Gedanke, wem die Arbeit nützen würde. Er konnte sich nicht verhehlen, daß er dem deutschen Volke noch etwas zu sagen hatte, und seiner Pflicht wollte er sich niemals entziehen. Er hatte einen beträchtlichen Teil der Geschichte dieses Jahrhunderts gemacht: er konnte das Seine thun, auch dem nächsten noch den Stempel seines Geistes aufzudrücken. Man hatte von ihm behauptet, er sei geistig und körperlich verbraucht: er konnte und mußte den Beweis liefern, daß und wie er noch leistungsfähig war. Seine Nachfolger hatten seine

Ratschläge abgelehnt, er wandte sich an das ganze Volk und gab diesem seine Bedenken mit auf den Weg. Er hatte von der höchsten Warte aus das Werden einer geschichtlichen Epoche überblickt: nun wollte er seinen Volksgenossen einen Blick von seiner Höhe gestatten."

Lothar Bucher war der geeignete und berufene Helfer am Werke. Aber die Arbeit begann nicht sofort und nicht rege. Der Fürst war zunächst nur theoretisch für die Sache gewonnen, aber er schwärmte nicht besonders für die Idee. „Begierig," so erzählt weiter der Arzt, „den Fürsten wieder beschäftigt und das Werk fortschreiten zu sehen, fand ich in jenen Tagen beim Betreten des Frühstückszimmers oft das folgende Bild: Bucher, stumm, verstimmt, mit leerem Blatt, gespitzten Ohren und gespitztem Bleistift am Tisch, der Fürst nach ärztlicher Anordnung auf der Chaiselongue liegend und in die Zeitung vertieft. Tiefe Stille; man hätte ein Mäuschen laufen hören können. Der Fürst sprach kein Wort, Bucher erst recht nicht, und die Blätter blieben leer. Und es war doch eigentlich nicht schwer, den Fürsten anzuregen und auf ein Thema zu bringen. Aber Bucher war etwas still, nicht sehr impulsiv, dabei immer ein wenig der die Befehle des Chefs erwartende Beamte und Geheimrat. Die Arbeit kam endlich in Gang. Zunächst wurde ein Rahmen festgestellt und dieser Rahmen dann allmählich ausgefüllt. Mit der Häufung der losen Blätter wuchs bei dem Fürsten zwar nicht gerade die Lust, aber doch das Interesse an der Arbeit. Und noch ehe der getreue Bucher in Territet ausgelitten hatte (am 12. Oktober 1892), war das Werk, wie es heute in den ersten beiden Bänden vorliegt, wenigstens in den Grundzügen vollendet. Das war ein Glück; denn dieser Mitarbeiter wäre nicht zu ersetzen gewesen. Das Werk blieb aber, nachdem es einmal soweit gediehen war, nicht liegen. Es war inzwischen als Manuskript gedruckt worden, und der große Autor nahm es immer wieder vor, blätterte, prüfte und arbeitete, ergänzend, ausbauend, stilisierend, ganze Kapitel umgießend, zuzeiten unermüdlich daran. Neues dagegen ist leider nicht mehr viel ent-

standen. Weniger die steigenden Beschwerden des Alters und die doch mehr und mehr zunehmende Entwöhnung vom Schreiben — seit Kullmanns Attentat war die rechte Hand überhaupt immer etwas behindert —, als das Fehlen eines Anregers und Gehilfen von der Erfahrung Buchers verhinderte die Fortführung der Arbeit. Dr. Schweninger aber konnte seinen Bericht mit den treffenden Worten schließen: „Das Werk hat neben anderen Vorzügen noch einen ganz intimen Reiz: Bismarck lebt in diesem Buche für uns fort. Wir hören allerdings nicht mehr seine klare, helle, feine, biegsame, überzeugende Stimme; wir sehen nicht mehr die sprechende, überaus reizvolle Bewegung seiner wundervollen Hand; uns leuchtet nicht mehr der Strahl seines bebuschten, mächtigen, glänzenden, beherrschenden blauen Auges: doch wir ergreifen das Buch — und er, der Unersetzliche, kommt freundlich wie einst, mit uns zu plaudern, an der Hand der Erinnerungen aus seinem einzig reichen Leben das Werden einer Epoche zu zeigen, und uns dann mit seinen Gedanken zu belehren.“

Die Vollendung seiner Memoiren hat den Geist des großen Staatsmannes nicht auszufüllen vermocht, er war ein Mann der Gegenwart und nicht der Vergangenheit, der That und nicht der Betrachtung. Für die Lücken, die ihm diese Arbeit ließ, fand sich nichts, das sie ausfüllte. Denn die Verdächtigung, daß er jemals bemüht war, eine Art von heimlicher oder offener Fronde zu organisieren, daß er zahllose Journalisten bei sich empfing, um sie zu agressiven Artikeln gegen den Kaiser oder seine Minister aufzustacheln, ist nur das Produkt erfinderischer Gehässigkeit. Selbst unter den Artikeln der „Hamburger Nachrichten“ hat es manche gegeben, die nur der Irrtum auf sein Conto schrieb. Außer dem Vertreter jenes Blattes wurden nur wenige als vertrauenswert und zuverlässig erkannte Mitglieder der Presse in Friedrichsruh oder Varzin empfangen, die erschienen waren, um Rat und Belehrung von dem Manne einzuholen, der doch in Wahrheit ihnen als der Großmeister der Politik gelten mußte. Und doch hat es

vielleicht kein Thema gegeben während der ganzen unerfreulichen Zeit, über das so viel gelogen worden ist, wie über die Beziehungen des Fürsten Bismarck zur Presse, und niemals hat man so giftige Anklagen formuliert auf so lockerem Grunde, wie hier. Die Zeiten des Tausch-Prozesses haben hierfür den demütigendsten Beweis erbracht, und die Flucht in die Öffentlichkeit, die Herr von Marschall antrat, gewinnt ihren ganzen Reiz und ihre kuriose Bedeutung erst dann, wenn man an der Thatsache nicht vorüber geht, daß das Edelwild, auf das man jagte, sein Lager im Sachsenwalde hatte. Und doch konnte, wer eben nicht in dem Fürsten einen konsequenten Feind der Wahrheit erblickte, schon in der ersten Zeit nach seiner Entlassung von ihm die Versicherung hören: „Es wird jetzt immer behauptet, ich schriebe Artikel gegen die neue Regierung. Das ist natürlich Unsinn. Wenn ich eine journalistische Thätigkeit von solchem Umfange übernehmen wollte, müßte ich doch mindestens in Hamburg wohnen. Auch bin ich dazu nicht mehr jung genug. Nein, von Zeit zu Zeit besucht mich einer der Herren und dem sage ich dann wohl meine Ansicht über die Dinge; denn schließlich habe ich doch einige Erfahrung, und ich sehe nicht ein, weshalb die gerade verschwiegen werden sollen, wo doch soviel thörichtes Zeug gedruckt wird.“ So hat der Fürst auch Interviews nur im Anfang bewilligt. Die Wenigen, die sonst noch als Vertreter der Presse bei ihm Aufnahme fanden, haben wohl den tiefen Eindruck seiner stets nur im Plaudertone gegebenen Lehren im empfänglichen und dankbaren Herzen davongetragen, aber wie der Lehrer nicht für seinen Schüler verantwortlich ist, so trugen diese Männer ihrerseits die persönliche Verantwortung für die Produkte ihrer Feder ausschließlich und ganz. Oder waren sie gefeit gegen Mißverständnisse? Waren sie stets gewiß, daß sie die Gedankengänge des großen Kanzlers mit unfehlbarer Sicherheit wiedergaben? Und waren sie wirklich entsagungsvoll genug, selbst den Größten gegenüber auf das eigene Urteil zu verzichten? Die Publizisten solcher Art mochten geeignet sein für den Dienst

an offiziösen Blättern, aber niemals hätte Fürst Bismarck sie seines Vertrauens für würdig erachtet. Wer käuflich ist, hält nicht aus bei einem Gefallenen, wer Beförderung sucht, bleibt nicht bei dem, der nichts mehr zu verleihen hat.

Aber wenn auch in jenen ersten Zeiten der Fürst zu scharfer Polemik geneigt war, wenn er unter dem Drucke seiner jüngsten Erfahrungen oft leidenschaftliche Urteile fällte, so war er doch entfernt von jener schwächlichen Haltung, die stets nur im eigenen Schmerze wühlt oder sich in nutzlosen Zornausbrüchen zerreibt. Gewiß trug er das Bittere, das über ihn gekommen war, nicht mit der Geduld eines Engels, aber er besaß die energische Kraft des Gemütes, die der Stimmungen Herr wird und ohne den Umweg der Selbstironie sich durchringt zu jenem reinen und reichen Humor, der die Dinge dieser Welt von der Höhe eines überlegenen Geistes herab betrachtet. Schärfer als an ihm nagten die Erfahrungen, die der Fürst am Ende seines amtlichen Lebens gemacht hat, an seiner Lebensgefährtin: „Meine Frau verwindet die Wandlung nicht so leicht. Die braven Frauen sind eben so, daß sie eine ihrem Mann widerfahrene Unbill viel schwerer spüren und tragen als der Mann selbst. Bei den Frauen bäumt sich das Gefühl erst recht auf, wo wir schon wieder das Leitseil, das uns zu entgleiten schien, fest in die Hand bekommen haben.“ Damals wehrte er sich schon gegen den Glauben, als wenn er „ein grollender Brummbär“ wäre, der „Honig lecken wollte, aber von dem Ast des Baumes, auf dem er saß, und den man ihm meuchlings abgesägt hat, herunterpurzelte und von den Bienen arg zerstochen wurde“. Ihn stächen bloß die Drohnen und ihre Stiche „gingen durch sein Fell nicht mehr durch“. Damals fand er auch das köstliche und beziehungsreiche Bild von der Diplomatie, die „kein Schusterstuhl sei, auf dem man sitzt, den Knieriemen anspannt und einen Fleck aufs Loch setzt; die Diplomatie sei kein Handwerk, das man mit den Jahren erlernt und auf der Walze weiter ausbildet“. Und schon in jenen ersten Zeiten konnte, wer ihn besuchte,

nicht freudig genug die anmutige Weise rühmen, in der er sprach, die Behaglichkeit, mit der er sich gab.

In jenen ersten Jahren konnte der Fürst sein Leben noch wechselnd in Friedrichsruh und in Varzin verbringen, er konnte dem Rate des getreuen Arztes folgen und das stärkende Bad aufsuchen, er konnte reisen und er fand so manche äußere Anregung, die ihm das Einerlei und die Einsamkeit der ersten Verbannungszeit in Vergessenheit brachte. Varzin war als Landsitz vielleicht behaglicher und reicher an Komfort, als Friedrichsruh, aber es war doch auch so abgelegen, so schwer zu erreichen, daß nur selten einmal der Fuß eines Besuchers sich dorthin verirrte. Der Leipziger Professor Kaemmel hat aus der Herbstzeit des Jahres 1892 eine anziehende Schilderung des Lebens veröffentlicht, wie es Fürst Bismarck auf seinem hinterpommerschen Gute geführt hat: „Merkwürdig war mir besonders der ruhig-behagliche Plauderton, mit dem er auch Dinge behandelte, die ihn offenbar aufs tiefste berührten. Selbst über seine Entlassung sprach er völlig ruhig und leidenschaftslos in so objektiver Weise, als ob er die Geschichte eines ganz anderen Menschen erzählte und nicht seine eigene; nur selten zeigte er eine gewisse Erregung, nämlich da, wo er von Undank und Unwahrhaftigkeit berichten mußte. Dann hatte er etwas von einem grollenden Löwen. Wahrhaft hochherzig aber erschien mir die rückhaltlose Offenheit, mit der er zu mir sprach, wie zu einem Freunde, dem er ganz vertrauen könne. Aber er kann offenbar gar nicht anders, es wäre einfach wider seine ehrliche, gerade, furchtlose Natur, zurückhaltend und wortkarg zu sein. Während er sprach, mußte ich immer wieder mit heimlicher Bewunderung auf den stolzen, charaktervollen Kopf blicken. Dabei hatte er auch noch Zeit, auf die kleinen Bedürfnisse seines Gastes zu achten, und er erhob sich selber, um nach der Klingel zu gehen und dem Diener zu schellen. Denn gütiges Wohlwollen ist der Grundzug seines Wesens."

Ich bin in Varzin zweimal der Gast des Fürsten gewesen, in jener Zeit, in der sich die Gäste nur spärlich bei dem Ent-

lassenen einfanden. Da steht mir vor allem noch ein Bild lebhaft vor der Seele: Gegen Mittag war Herr von Schlözer, der langjährige Vertreter Deutschlands beim Vatikan, ein feinsinniger, künstlerisch hochgebildeter und mit seltenem Humor begabter Mann, in Varzin eingetroffen, um sich nach seiner Entlassung „zunächst bei seinem alten Meister abzumelden". Die Geschichte der plötzlichen Verabschiedung dieses verdienten und kenntnisreichen Mannes hatte der Fürst mir vorher erzählt: Ohne jeden Anlaß war ihm, der allerdings in dem bösen Verdacht der Anhänglichkeit an Bismarck stand, durch Herrn von Marschall die Mitteilung geworden, daß „bei dem allgemeinen diplomatischen Revirement, das Graf Caprivi vorhabe, auch der preußische Gesandtschaftsposten beim Vatikan eine andere Besetzung zu gewärtigen habe". Herr von Schlözer teilte dann selbst mit, daß er sein Gesuch begründet habe mit der Unzuträglichkeit der klimatischen Verhältnisse von Rom für seine Gesundheit, obwohl diese Entdeckung für ihn, der seit zehn Jahren sich in der italienischen Hauptstadt überaus wohlgefühlt hatte, ebenso wie für jeden Anderen völlig neu und unerwartet war. Der Fürst hatte hinzugefügt, daß früher solche Dinge in ganz anderer Weise und mit der höchsten Rücksicht behandelt worden seien, und daß er selbst seinen letzten Diener nicht in dieser Weise entlassen würde. Herr von Schlözer nun begab sich mit seinem alten Meister auf die Veranda des Gutshauses; der Fürst legte sich in der bekannten Weise auf seine Chaiselongue, und es war ein rührender Anblick, wie der um zehn Jahre jüngere, aber doch auch schon siebzigjährige Diplomat mit sorglicher Zärtlichkeit um das Behagen seines Meisters bemüht war. In einer Nische spielte die Gräfin Rantzau mit ihren zwei älteren Knaben ein häusliches Kartenspiel („Ich spiele nicht Karten," meinte lächelnd der Fürst; „ohne Einsatz zu spielen, macht mir kein Vergnügen, und hoch darf ich als Familienvater nicht spielen"), die Fürstin waltete, hier und da nur ein Wort in die Unterhaltung werfend, in ihrer stillen Weise ihres Amtes als Hausfrau, draußen

warf der Mond seine Strahlen auf die Erde und umwob Bäume und Sträucher mit dämmerndem Märchenlicht. Zwischen den Männern aber sprühte alsbald ein wahrer Funkenregen von Bonmots, und wie unter dem Lichte eines Scheinwerfers zogen plötzlich an meinem Auge all' die Großen vorüber, mit denen diese beiden an Erfahrung so reichen Männer zusammengetroffen waren. Ein kleiner Exkurs über einzelne Kronenträger und ihre Erben bot allerdings keinen sonderlich tröstlichen Ausblick. Hier wurde auch erwähnt, daß die Kaiserin Friedrich stets gewohnt war, wenn sie von „unserem Gesandten“ oder „unseren Truppen“ sprach, unter dieser Bezeichnung den Vertreter Englands und die Truppen der Königin Viktoria zu verstehen. Hier rühmte der Fürst mit besonderer Dankbarkeit die stets sich gleichbleibende Höflichkeit des Kaisers Friedrich, der selbst als Schwerkranker ihm stets entgegen gegangen sei und nicht eher sich niederließ, als bis auch sein Kanzler Platz genommen hatte. „Er war einer der liebenswürdigsten und edelsinnigsten Menschen, unterrichtet und entschlossen, und er würde, wenn er länger gelebt hätte, die Welt in Erstaunen gesetzt haben durch den Konservatismus seiner Regierung. Die Herren vom Freisinn irren gar sehr, wenn sie ihn als Gesinnungsgenossen nahmen, er wäre vielleicht der reaktionärste unter allen Hohenzollern geworden. Er war von seiner Sendung tief überzeugt. Nur von der Engländerei war er etwas angesteckt. Als wir in den achtziger Jahren einen Vertrag mit Rußland schlossen, wonach wir im Falle eines englisch-russischen Konfliktes neutral blieben, erfuhr er davon und kam eilig zu mir: „Gegen England?“ „Nein, für Deutschland.“ „Ja, weiß denn England davon? Es muß doch davon wissen!“ Ich bin dann zum alten Herrn gegangen und habe es ihm mitgeteilt. Der schlug die Hände über dem Kopf zusammen.“ Auch die Entlassung des Hofmarschalls von Liebenau wurde erwähnt („Wären Sie mein Minister, so würde ich Sie um Ihr Entlassungsgesuch bitten; da Sie mein Hofmarschall sind, so erkläre ich, Sie sind entlassen“).

Und Herr von Schlözer berichtete mit Genugthuung von der Äußerung, die der Papst, verstimmt über die Unklarheit und Unsicherheit in den Absichten des neuen Kurses, einst zu ihm gethan hatte: „Mi manca Bismarck — mir fehlt Bismarck —", und mit lebhafter Ironie wurden auch die Gründe erörtert, aus denen Graf Wedel in teilweise Ungnade fiel. Reizend war ferner die kleine Reminiscenz aus den Verhandlungen von Versailles: „Mit den französischen Unterhändlern war auch als militärischer Sachverständiger ein Graf, ich glaube er hieß Hautepoule, gekommen. Ich ließ ihm Thee servieren. Als nun die Erregung etwas stieg, goß er sich, ohne darauf acht zu geben, immer von neuem Rum 'n die Tasse und trank ihn achtlos aus. Na, sein Magen wird wohl ohnehin nicht sehr stark und an solche Genüsse nicht mehr recht gewöhnt gewesen sein, wenn man aufgeregt ist, verträgt man auch weniger. Als er aufstand, schwankte er etwas. Favre sah mich mit einem langen, vorwurfsvollen Blicke an und sagte mit betrübtem Pathos: „Armes Frankreich, muß uns auch das noch geschehen." Bei dieser oder einer ähnlichen Gelegenheit erzählte der Fürst auch, als die Unterhaltung auf die Angriffe der Presse kam und auf die politischen Jongleure, die in den Blättern ihr Wesen trieben, daß er in seiner Erfurter Zeit eine besonders gewandte, aber auch sehr vielseitige Feder zur Verfügung gehabt habe. Der betreffende Publizist habe ein und dieselbe Mitteilung, die er empfing, unter Umständen so verwertet, daß es in einem konservativen Blatte geheißen habe: „Mit hoher Befriedigung begrüßen wir die Absichten der Regierung", in einem liberalen Organ aber: „Mit tiefster Besorgnis erfüllt uns die Absicht der Regierung", während in einem demokratischen Blatte der Eingang gelautet habe: „Schamlos reißt die Regierung jetzt die Maske herunter, mit der sie bisher heuchlerisch ihr Antlitz verhüllt hat."

Die Bitterkeit aber, die in den ersten Jahren doch immer wieder einmal hervorbrach und namentlich in scharfpointierten Äußerungen über Persönlichkeiten erkennbar war, trat mehr und

mehr zurück unter dem Eindruck der gewaltigen Ovationen, die ihm auf der Reise nach Wien und nachher dargebracht wurden. Fürst Bismarck empfand es doch nicht ohne Genugthuung, daß das deutsche Volk, unbekümmert um den Groll der Mächtigen, ihm Dank und verehrende Liebe entgegentrug. Lehnte er es auch für sich ab, noch einmal in den Reichstag zu gehen, und wies er auch den Gedanken zurück, daß sein ältester Sohn die Führung einer neuen großen Partei übernehme („das würde ich nie dulden, daß er Parteiführer würde, denn dazu ist mein Sohn nicht Intriguant genug"), so glaubte er doch mit Sicherheit, daß aus allen diesen Ovationen etwas Positives, eine neue große nationale Bewegung hervorwachsen werde. Er wurde ruhiger, hoffnungsvoller, er sah wieder ein Ziel vor sich, und all' die wundervollen Reden, die er an die Herbeiströmenden hielt, waren von dem Gedanken beseelt, dieser neuen Bewegung Form und Ziel zu geben. Die Periode, die damals folgte, die ihn uns als den Weltweisen zeigt, der frei von aller Empfindlichkeit all sein Können und Wissen in den Dienst der Nation stellt, hat ihren Abschluß erst gefunden, als der größte Schlag seines Lebens, der Tod der Lebensgefährtin, ihn traf. Er war auch dann nicht gebrochen, aber der milde Hauch der Trauer blieb fortan über ihm ruhen und gab seinem Wesen zuweilen fast einen Zug von schwermütigsinniger Poesie. Ich habe im Frühjahr 1896 den Eindruck, den der Fürst in jener Periode machte, sowie einige Äußerlichkeiten in seinem täglichen Leben zusammengefaßt in folgenden Worten: „Es ist natürlich, daß auch heute noch die Politik den Fürsten Bismarck fast ausschließlich beschäftigt, daß er mit intensivem Interesse den Wandlungen der Gegenwart folgt. Er selbst sagte einmal, daß so manche Nebenbeschäftigung, die Jagd und die Fischzucht, an denen er sonst Freude hatte, ihr Interesse verlor, seitdem ihm die Hauptbeschäftigung genommen sei: Wer an große Erregungen gewohnt ist, wer über Völkerschicksale entschied, der empfindet die Idylle als Fessel, der sträubt sich dagegen, daß die

Ruhe zum Selbstzweck werde. Ein Mann von 81 Jahren, und welche gewaltige Kraft! Gewaltig von Statur, aufrecht, festen Schrittes, so wandert er durch den Park von Varzin oder unter den Bäumen von Friedrichsruh, so tritt er dem Besuchenden im Innern des Hauses entgegen. Das wunderbare Auge ist noch immer so durchdringend und klar, daß es scheint, als ginge der Blick bis in die tiefsten Falten des Herzens. Keine Spur von Ermüdung auf dem Spaziergang oder des Abends, wenn er nach der Mahlzeit durch lange Stunden das Gespräch führt. Es ist etwas Eigenes mit diesen Gesprächen. Formell besitzt der Fürst die leichte Art des Franzosen, die Kunst des Plauderns, inhaltlich hat selbst das anscheinend leichte Gespräch eine solche Fülle von Beobachtung und Urteil, daß man immer von neuem über die Reichhaltigkeit dieses Geistes erstaunt. Ich habe nie ein so prägnantes Urteil über Zolas Débâcle gehört, wie einst von ihm. Ihm fehlt „der Pulverrauch in dem Buche, den eben nur der schildern kann, der ihn selbst gerochen hat"; er nennt es phantastisch und unwahr und führt zum Belege die Einzelheiten der Schlacht von Sedan an, obwohl er das Buch schon vor langer Zeit gelesen hatte. Zolas Bücher sind ihm „zu sehr mit Polsterung bepackt", sie versinken zu sehr im Nebensächlichen. So citiert er im Plaudern englische und französische Dichter und Forscher, auch dem italienischen Sprachschatz entlehnt er Vergleiche und stets wendet er die Ursprache an. Erbittert ist er nicht, auch wenn er zuweilen noch scharfen Spott auf einzelne Personen ausgießt; die Grundstimmung ist eine Resignation, die zuweilen nicht ohne einen melancholischen Zug ist . . . Sein Leben gestaltete sich ganz wie das eines vornehmen Landedelmanns. Der Fürst steht verhältnismäßig spät auf; das ist eine alte Gewohnheit, die noch aus der Amtszeit stammt und begründet ist in der weiteren Gewohnheit, bis tief hinein in die Nacht zu arbeiten. Das erste Frühstück, nach englischer Art, wird im Sommer auf einer Veranda eingenommen, und hierbei werden die eingegangenen Zeitungen

durchflogen. Von den Briefen und Zusendungen, die selbst an gewöhnlichen Tagen eintreffen, läßt sich schwer eine Vorstellung machen. Da sendet ein Fabrikant eine Tuchprobe mit der Bitte, den Stoff als Bismarcktuch in den Handel bringen zu dürfen, da schickt eine glückliche Pastorenfrau die Photographie ihrer fünf Sprößlinge, da fragt ein Amerikaner in einem Telegramm mit bezahlter Rückantwort den Fürsten nach seiner Meinung über den cubanischen Krieg — es sind die heterogensten Themen, die in den Briefen angeschlagen werden, und es ist selbstredend, daß auch zahllose Gesuche um Unterstützung nicht fehlen. Zuweilen wurden sogar Pfandscheine den Briefen zur geneigten Einlösung beigelegt. Dem ersten Frühstück folgt bei erträglichem Wetter ein Spaziergang, sonst beschäftigt sich der Fürst mit Angelegenheiten der Verwaltung, die ihn oft recht stark in Anspruch nehmen. Das zweite Frühstück vereinigt zum erstenmal die ganze Familie: einige leichte warme Speisen, Bier, Wein, ein leichter Schaumwein. Hier geschah es einmal, daß der Fürst lächelnd eine kleine Flasche Champagner direkt zum Munde führte, um sich dann zu entschuldigen: „Schweninger meint, die Kohlensäure wäre das Beste daran, und die geht verloren, wenn man den Champagner erst in das Glas eingießt", und ein anderes Mal, als er zwei, drei kleine Glas Bier ziemlich rasch hintereinander hinuntergestürzt hatte, suchte er seinen Durst zu rechtfertigen mit der Bemerkung: „Der Kaviar war heute morgen recht salzig", worauf ihm dann Schweninger zu seiner Beschämung erwiderte: „Ja, Durchlaucht, den haben wir aber schon vorgestern gegessen." Bei schönem Wetter erfolgt nach dem Frühstück eine Ausfahrt und nach der Rückkehr erneute Arbeit. An Zeitungen sind anscheinend etwa zwei bis drei dauernd abonniert; am sorgfältigsten liest der Fürst die „Hamburger Nachrichten", in deren lokalen Teil er sogar hineinblickt. Aber zahllos sind auch die Blätter, die sonst noch direkt an ihn gelangen. Den Hauptgenuß des Tages bilden die Stunden nach dem um sieben Uhr stattfindenden Diner, in denen

der Fürst die lange Pfeife rauchend sich ohne Zwang in politischen Gesprächen ergeht. Als ich hier einmal fragte, ob es wahr sei, daß er den chinesischen Gesandten empfangen werde, der ihn um seinen Rat fragen wolle, erwiderte er: „O nein, ich danke, ich gebe einen Rat nur dann, wenn ich ihn auch verantworten muß. Ratgeber ohne Verantwortung — von der Sorte giebt es schon Leute genug.“ Immer wieder streicht ein melancholischer Zug durch sein Gespräch. Als an einem Winterabend draußen die Flocken wirbelten, die Bäume im Sturme ächzten, da klagte er: „Ich möchte wohl noch einmal die Blätter grünen sehen“, und ein anderes Mal meinte er: „Es ist kein Öl mehr auf der Lampe.“ Mit wehmütigem Lächeln hörte er es, wie der wackere Leibarzt ihm verheißt, das Öl wieder aufzufrischen — ein resigniertes Schütteln des Hauptes ist die Antwort. Immerhin hatte der Fürst es gern, wenn man ihm kleine Geschichten „draußen von der Welt“ mitbrachte. So hörte er mit augenscheinlichem Vergnügen eine kleine Geschichte, die ich ihm aus dem Leben Hammersteins berichten konnte: „Einst fuhr der streitbare Freiherr, der so schnöde geendet, mit Flora Gaß im Grunewald spazieren. In einem Wagen kamen ihnen die Herren von Caprivi und Miquel entgegen. Flora Gaß aber hat freudig zu Protokoll gegeben, wie die beiden Minister, ehrfurchtsvoll sich vor ihr neigend, sie begrüßten.

* * *

Es war das schlichte, aber trotz seiner Schlichtheit zugleich vornehme und behagliche Heim eines Landedelmanns, in dem Fürst Bismarck den Abend seines Lebens verbrachte. Aber es war kein schlichter Landedelmann, der dort der Hausherr war; wer immer zu ihm in Beziehungen trat, der schied von ihm voll Bewunderung, wem es beschieden war, ihm näher zu treten und sein Vertrauen zu gewinnen, der schied von ihm voll leidenschaftlicher Liebe. Wie hingen sie alle an ihm, die Lenbach und Schweninger und die Anderen — selbst der Nüchternste empfand es, daß hier die Natur ein

Meisterwerk geschaffen und mit einer Art heiliger Scheu blickte er auf das Antlitz Bismarcks. „Es ist ein unbegreifliches, geheimnisvolles Leben in diesem mächtig aufgebauten Kopfe, das auf den Beschauer geradezu überwältigend in den Augenblicken wirkt, da er den Blick über die Personen und Gegenstände seiner näheren Umgebung hinweg und in die Ferne schweifen läßt“ — so schildert die Malerin Vilma Parlaghy den Eindruck, den sie empfing. Und der Dichter Adolf Wilbrandt erzählt aus dem Dezember des Jahres 1890, wie ihm der Fürst zuerst, als er ihn in der Tiefe des Saales auf einem Sopha ruhen sah, als ein alter Mann erschien: „Doch nun erhob sich der „Alte“, und lässig aufgereckt, in ruhiger, behaglicher Würde stand die volle, hohe Gestalt vor mir, ins Leben zurückgekehrt. Wenige Augenblicke hatten ihn verjüngt; mit freundlichem Hausherrnblick begann er das Gespräch: mit dem ruhigen, wartenden Blick der vordringenden Augen, der zwischen seinem durchbohrenden Nahblick und seinem Denkerfernblick gleichsam in der Mitte schwebt. Nie habe ich an einem Menschen einen so erstaunlichen und leichten Wechsel vom zugreifenden Nahblick des Thatmenschen und vom tiefen, geisterhaften Fernblick des vorausschauenden Weisen gesehen. Wie sich in ihm so viele und verschiedene Kräfte der deutschen Volksart zu einem mächtigen Accord vereinigt haben: wilde, dreinschlagende Thatkraft, bedächtige Zähigkeit, strahlender Humor, plattdeutsche Gemütlichkeit, selbstwilliger Herrschersinn, hingebende Mannestreue, tiefgrabende Klugheit — so gehen von seinem Auge in oft unmerklichem Übergang brüderliche Strahlen der widersprechendsten Menschenformen aus: des Kämpfers, der sich mit allen Kräften durchzusetzen sucht, der in dich hineinbohrt, vor dessen Scharfblick du dich vielleicht gern verstecken möchtest, und des Denkers, der dich gar nicht sieht, der durch dich hindurch in irgend eine Ferne schaut, eine vergangene oder zukünftige, der auf der Welt nichts zu wollen scheint, als aus der Richtigkeit des Augenblicks in das Wesen der Dinge zu tauchen.“

Und wiederum schildert den um fünf Jahre älter Gewordenen des Jahres 1896, hinter dem bereits die Erregungen der Wiener Fahrt und des achtzigsten Geburtstages lagen, Maximilian Harden in folgenden Worten: „Während der letzten Wochen wurde das alte Trugbild, das einen falschen Bismarck darstellt, wieder durch alle Gassen getragen: der Mann im Sachsenwalde, so hieß es, rast und tobt, weil den verhaßten Erben seiner Ämter das stolze Wunderwerk des Bürgerlichen Gesetzbuches gelungen ist, und weil sie mit der Centrumspartei, die der Kluge nicht kirren konnte, in Frieden und Freundschaft leben; er kann den Gedanken nicht fassen, daß es auch ohne ihn geht. Der Gast, der gerade diese Sommertage in Friedrichsruh verleben durfte, konnte in heiterem Behagen sich an dem Gegensatz zwischen dem Spukmärchen und der Wirklichkeit freuen. Er fand einen ganz und gar nicht verärgerten Mann, der sachlich und leidenschaftslos über alle Vorgänge sprach und, wie in seinen besten Tagen, den sicheren Sinn für das Wesentliche zeigte. Ob er aus seiner Schulzeit erzählte, wo er im Sommer täglich über spitze Steine nach der Schwimmanstalt wanderte und auf den Granitplatten vor der Seehandlung die wunden Füße ruhte, ob er schildert, wie verschieden die beiden einzigen Läden, die damals in der Berliner Friedrichstraße geöffnet waren, auf den Knaben wirkten, wie der schwüle Fleischgeruch des Schlächterladens ihn abstieß, die Gesichterfülle des Bilderladens ihn anzog — immer spricht der alte Zauberer, dem nie ein banales, als fettige Scheidemünze verbrauchtes Wort von den Lippen fällt. Alle Gaben, die Cato seinem bedächtigen Helden nachrühmt, kann man hier in herrlichster Harmonie bewundern; das ganze Gebiet der Weltgeschichte thut sich dem staunenden Blick auf, ein fast immer zuverlässiges Gedächtnis findet jeder Erscheinung Kontraste und Parallelen, und die Betrachtung dringt unbeirrt stets bis zum Kern der Dinge vor. Man kommt aus einem Nebelrevier, wo Alben und Gnomen ihr dunkles Wesen treiben, in eine sonnig leuchtende Sommerlandschaft, man darf sich in der Nähe einer

vulkanischen Natur wärmen, die Schmerz und Sorge vielleicht in majestätisch gewitternde Ausbrüche, nie aber in kleinliches Keifen entladen kann. Ihn quälen auch heute noch politische Sorgen, weil er ernste Dinge ernst nimmt und mit scharfem Blick die Konsequenzen jedes Schrittes übersieht, und ihm fehlt jetzt doch schon lange die Möglichkeit, treibend oder hemmend in die Entwicklung einzugreifen. Die einzige allbeherrschende Leidenschaft seines Lebens war, ist und bleibt die Politik; er täuschte sich selbst, da er meinte, Ackerbau und Forstwirtschaft lägen ihm eigentlich näher am Herzen, als Diplomatie und Volkserziehung; jetzt, seit seinem Leben der Hauptinhalt fehlt, sieht er ein, daß die Landwirtschaft ihm immer nur als Erholung lieb war, als ein ruhiges, friedliches Geschäft nach schwerer Arbeit, und daß sie ihn längst nicht mehr so wie früher interessiert, seit sie allein sein Dasein ausfüllen soll. Ist es wunderbar, daß ein Mann, der ragende Throne umgestürzt, Europas Grenzlinien verrückt, das Amt eines willig anerkannten Weltschiedsrichters bekleidet und einem Millionenvolk die Schicksalsbahnen abgesteckt hat, sich nicht gewöhnen kann, nur noch den eigenen kleinen Besitz zu verwalten, und daß der innerste Drang ihn mit unwiderstehlicher Macht zu einer ins Weite wirkenden Thätigkeit zieht?" Der Mann aber, der den Fürsten Bismarck wohl am besten kannte, Professor Schweninger, hat einmal von ihm gerühmt: „Er konnte reden, worüber auch immer, es war fesselnd, gedankentief, eigenartig. Vielleicht schreibe ich einmal einen Aufsatz: Bismarck als Arzt. Seine Äußerungen über Gesundheit und Körperpflege haben mich viel gelehrt, so wenig fachmännisch sie auch waren. Sein Wesen, das ich wie kaum einer kennen gelernt habe, war Einfachheit, Schlichtheit. Von ihm galt nicht das Wort: „Vor seinem Kammerdiener ist niemand groß."

Als im Frühjahr des Jahres 1896 eine Wiesbadener Deputation erschien, schrieb eines ihrer Mitglieder: „Wir alle hatten das Gefühl, daß man diesem Manne immerfort zuhören könne, ohne auch nur im geringsten zu ermüden. Wer je des Glückes und der

Ehre der Gastfreundschaft in seinem Hause teilhaftig geworden ist, wird rückhaltlos zugeben, daß es seit Luther einen fesselnderen Erzähler in Deutschland nicht gegeben hat. Jeder, der mit diesem Manne in einer ähnlichen Lage zusammen ist, der in seine großen, hervortretenden, wunderbaren blauen Augen mit dem unbeschreiblichen ruhigen und durchbohrenden Blicke geschaut und ihn sprechen und erzählen gehört hat, wird mir recht geben, daß man bald in dem Banne seiner Genialität gefangen ist und einem Wesen aus einer anderen Welt gegenüber zu stehen glaubt. So überragt er alle seine Zeitgenossen."

Ja, die Art, wie er die Unterhaltung zu führen verstand, war in der That unvergleichlich. Ein goldener Humor, durchdringende Menschenkenntnis, ein wunderbares Gedächtnis, das jede Einzelheit festhielt, ein ausgeprägter Sinn für das Typische, eine seltene Verfügung über den Ausdruck und ein reiches Arsenal plastischer Bilder — dies alles mußte sich vereinen, um ihn zu jenem genialen Plauderer zu machen, den auch seine Gegner bewunderten, wenn sie einst als Gäste bei seinen parlamentarischen Abenden erschienen. Niemand konnte sich diesem Banne entziehen, und auch der Ausländer war erstaunt, wenn er ihn nicht nur als einen vollkommenen Beherrscher der fremden Sprachen sah, sondern auch als einen, der tief in die Feinheiten des fremden Idioms eingedrungen war. So hat uns ein Fremder, der Engländer Sidney Whitman, in einigen Federstrichen ein Bild des greisen Staatsmannes gezeichnet, das von vollem Verständnis für sein Wesen und für seine Art zeugt. Seine Schilderung zeigt uns zugleich den Fürsten als den feinsinnigen Freund und intimen Kenner der Natur. Denn Bismarck war in der That kein oberflächlicher Beobachter der allernährenden Mutter, sondern er war seit alters ihr Vertrauter. Und wie seinen Reden fast immer der kräftige Erdgeruch des platten Landes entströmte, so zeugten auch die Bilder und Vergleiche, die er heranzog, immer wieder von der engen Verbindung der Vertrautheit mit dem Leben in der Natur.

Sidney Whitman ist wiederholt des Fürsten Gast gewesen. Das erste Mal an einem schönen Frühlingstage des Jahres 1891 und später noch wiederholt; er hat darüber berichtet:

„Der amerikanische Geschichtsforscher und Diplomat Motley sagt in einem Briefe aus Varzin an seine Frau: „Bismarck ist so schlicht und einfach, daß man nicht umhin kann, zu sich selber zu sagen: Also das ist der große Bismarck, der größte Zeitgenosse, einer der bedeutendsten historischen Charaktere aller Zeiten! Im vertrauten Verkehr mit Geistesheroen gewöhnen wir uns eben allzu leicht an den Übermenschen, wir denken nicht mehr an das Riesenhafte und vergessen leicht unsere eigene Liliputnatur." Die Richtigkeit dieses Ausspruchs wurde mir klar, als ich an Fürst Bismarcks Seite durch den Sachsenwald wandelte. Elf Jahre zuvor war ich dabei gewesen, wie er auf der Reise nach Kissingen aus einem Waggon stieg, und mit allen Zeichen physischer und geistiger Erschöpfung, auf den Stock gestützt, mühsam einige Schritte machte. Und nun stand er da, so stramm und imposant wie eine der herrlichen Edeltannen, die das Schloß Friedrichsruh schirmend umgeben. Das Haar ist freilich grau geworden, aber die Gesichtsfarbe ist hell, gesund und von fast jugendlicher Frische. Es war die Zeit unmittelbar nach den berüchtigten Geestemünder Wahlen mit ihrem kläglichen Ausgang; aber ich gewahrte keine Spur von Unmut in den Zügen des reckenhaften Gutsherrn, wie er, von einem der Söhne und von mir begleitet, dahin schritt, um mir einige seiner Lieblingsplätze, landschaftliche und landwirtschaftliche, zu zeigen. Kein Kriegsmann in der Blüte der Jahre konnte eine spannkräftigere Haltung zeigen. Das wunderbare, freundliche Lächeln und die edle Einfachheit seines männlich schlichten Wesens wirken auf den Besucher mit bestrickender Gewalt.

Als die erste Begrüßung vorüber war, schritt uns der Fürst voraus in den dichten Wald hinein, der vom vielstimmigen Gesang der Vögel wiederhallte. Die tausend Stimmen der erwachenden Natur und der freie Wald sind ihm ein Lebensbedürfnis, er zieht

das Dunkel der regellosen Forstwildnis jeder Art von Gartenkunst vor, auch der glatte, sorgfältig gepflegte englische Rasen ist nicht nach seinem Geschmack. Ihn zieht es nach dem Hain, dessen natürliches Wachstum und geheimnisvolle Einsamkeit der Phantasie einen weiten Spielraum gewähren.

Wir gelangten an eine Wiese und ein Gewässer, auf dem ein Schwan einem am Ufer weidenden Fohlen zuzusehen schien; der Fürst bemerkte lächelnd, daß der Schwan offenbar eifersüchtig sei. „Sehen Sie 'mal, wie er sich in die Brust wirft und aufbläst, um uns zu gefallen, jedenfalls ein Weibchen. Auch die Tiere haben ihre Seele, die ihnen der Mensch so gern absprechen und zu seinem Monopol machen möchte." Bismarck war in vortrefflicher Stimmung und machte mich auf die Fülle von Nadelhölzern aus aller Herren Länder aufmerksam; die Levante, Japan, Nord- und Südamerika sind reichlich vertreten, von jeder der etwa dreißig verschiedenen Arten nannte er den botanischen Namen. Während er dies mit sichtlichem Wohlgefallen that, konnte ich nicht umhin, das liebevolle Interesse an der stillschaffenden Natur bei einem Geiste zu bewundern, dessen ganzer Lebenslauf ein unausgesetzter Ringkampf mit feindlichen Mächten gewesen ist. Es war unschwer zu gewahren, daß für sein Gemütsleben der Baum etwas Höheres als ein unbeseeltes Leben bedeutet. Das vegetabilische Wachstum verfolgt er mit liebender Hingabe, nur mit Widerstreben läßt er alte Bäume fällen, die für seine gestaltungskräftige Phantasie lebensvolle Persönlichkeiten geworden sind. Auf eine Bank im Schatten einer Nadelholzgruppe deutend, sagte er: „Es ist einer meiner Lieblingsplätze, aber die jungen Fichten, die ein dummer Gärtner davorgepflanzt hat, muß ich wieder herausnehmen lassen und sie anderswo hinsetzen; sie verderben mir die Aussicht." Wir schritten an einem großen Teiche vorbei, an dessen gegenüberliegendem Ufer eine Schießscheibe stand. „Das ist der einzig sichere Platz, wo ich mich im Pistolenschießen üben kann, ohne Unheil anzurichten." Auf meine Bemerkung, daß mir die etwa

hundert Meter Entfernung für Pistolen recht reichlich erschien, erwiderte er: „Meinem Revolver ist's nicht zu viel; ich bin nicht mehr jung, aber ich habe ein festes Handgelenk und ab und zu bringe ich wohl auch noch ein Eichhörnchen zur Strecke.“

Einen greifbaren Beweis von der Bewunderung und der Verehrung der Menschen liefert auch das Innere des Schlosses, es ist ein vollständiges Museum von Huldigungsgaben, und in Varzin und Schönhausen soll es gerade so sein. Von Bildern, Marmorbüsten und künstlerisch ausgestatteten Widmungen wimmelt es, selbst die Hausmöbel bestehen größtenteils aus Dedikationen von Körperschaften. In einer mächtigen eichenen Truhe liegen Schreibmaterialien für ganze Generationen, und am Kamin prangt eine herrliche Uhr mit geschnitztem Gehäuse, deren Glocke hoffentlich noch auf viele Jahre hinaus mit ihren Klängen das Leben der fürstlichen Familie begleiten wird. Zwei umfangreiche Sicherheitsschränke bergen ein silbernes Tafelservice, das Geschenk einer deutschen Fabrik; während wir es noch betrachteten, brachte ein Diener zwei Gruppen Trinkgefäße aus massivem Gold von den Deutschen aus Odessa und Moskau.

Bei einer späteren Fahrt durch den Wald verließen wir bald den breiten Weg und fuhren gegen den Wind querwaldein in der Absicht, möglichst viel Rot- und Schwarzwild zu Gesicht zu bekommen. Ein Rudel Rotwild sahen wir auf ziemlich große Entfernung wegsprengen, dafür entschädigten uns zahlreiche Eber und Bachen, die ganz nahe und gemächlich fürbaß trollten. Mitten im Unterholz versperrte uns ein Bach den Weg, der Kutscher mußte vom Bock herunter und einen fahrbaren Rückweg aufsuchen. Als er weg war, deutete Bismarck nach den Wipfeln der Baumriesen und sagte: „Dort oben in freier Luft und mitten unter den Bäumen, wo mich Wind und Sonnenlicht noch erreichen könnten, möchte ich, daß sie meinen Leib bestatteten. Der Gedanke, in einem dumpfen Sarg eingeschlossen zu liegen, hat etwas Grauenhaftes.“

Fürst Bismarcks Unterhaltung, ob nun bei der Spazierfahrt, beim Spaziergang oder bei Tisch, ist ein unaufhörliches Sprühen von Phantasie und Geist. Wie geringfügig der Gegenstand auch sein mag, stets giebt er Veranlassung zu jenen Gedankenblitzen, der die deutsche Sprache mit einer Fülle geflügelter Worte bereichert hat, die wegen ihres schlagenden Witzes, ihrer gedrungenen Form und epigrammatischen Kürze ihm im Ehrentempel deutscher Denker eine Nische neben Goethe, Schiller und Friedrich dem Großen verschafft haben. Äußerst bezeichnend ist auch seine entschiedene Vorliebe für Shakespeare; seine Vertrautheit mit dessen Dramen ist geradezu verblüffend, sie sind ihm in Fleisch und Blut übergegangen und er citiert daraus häufig und mit wunderbarer Sicherheit. Vor einigen Jahren, um eines hierher gehörenden Falles zu gedenken, erregte eine Abhandlung in einer englischen Zeitschrift einiges Aufsehen, worin England der Rat erteilt wurde, sich von kontinentaler Politik fern zu halten, und den Italienern, aus dem Dreibund auszutreten. Die Abhandlung war mit G. unterzeichnet; als Bismarck sie durchgelesen hatte, fragte er einen Besucher, ob ihm nicht beim Durchlesen eine Shakespearesche Stelle eingefallen wäre. Obwohl der Angeredete in Shakespeare gut beschlagen war, wollte ihm nichts einfallen. „Denken Sie 'mal," sagte Bismarck, „an Richard III. und England, beware of Gloucester." Am Tage eines Besuches in Friedrichsruh kam die Rede auf Motley, den amerikanischen Geschichtsschreiber, mit dem der Reichskanzler befreundet war und von dem er jederzeit mit einer Wärme zu sprechen pflegt, über die sich Fernerstehende füglich wundern würden. „Ja, Motley war eine ungemein ideal angelegte, edle Natur." Ich fragte, ob er nicht sehr schwächlich gewesen sei. „Kaum schwächlich," erwiderte der Fürst, „aber ziemlich stark nervös und leicht aufgeregt, schon nach einem mäßigen Quantum Wein. Er lehnte sich dann wohl auf dem Stuhle zurück und sang irgend ein Studentenlied aus unserer gemeinsam verlebten Göttinger Zeit."

Im Anschluß hieran bemerkte jemand, daß die Bevölkerung der Weingegenden sich gewöhnlich durch Mäßigkeit hervorthut. „Allerdings,“ bestätigte der Kanzler, „und das ist eine weise Einrichtung der Vorsehung; denn da die Leute in jenen Gegenden von der Natur zumeist mit lebhaftem Temperament begabt sind, so würde ihnen die Unmäßigkeit doppelt so viel als Anderen schaden.“ Er fügte hinzu, daß das wohl zum Teil an der Sonne liegen müsse, und auf meine Frage, ob die Juden, als sie noch in Palästina seßhaft waren, auch ihre eigenen Weine gezogen und getrunken haben möchten, antwortete er: „Ei freilich, Wein und Oliven waren ja ihre Hauptartikel, und gewiß wurde auch oft stark gezecht. Denken Sie 'mal an die Hochzeit in Kana, bei welcher, wie es heißt, die guten Sorten zuerst weggetrunken wurden, bis die Gäste so weit benebelt waren, daß sie gut von schlecht nicht mehr unterscheiden konnten.“ Einige Minuten, ehe die Tafel aufgehoben wurde, reichte der Fürst seinen Hunden ein paar Knochen, worauf des bekannten Vorfalls von Fürst Gortschakoffs Rencontre mit Tyras in Berlin gedacht wurde. „Die Affaire,“ sagte Bismarck, „ist ganz falsch dargestellt worden. Gortschakoff und ich saßen zusammen im Gespräch; als er aufstand, kam es mir so vor, als wenn er stolperte und fallen wollte. Wie ich ihn halten will, denkt Tyras offenbar, daß es sich um einen Ringkampf handelt und ist mit einem gewaltigen Satze vom anderen Ende des Zimmers an meiner Seite. Ich fahre den Hund mit drohender Stimme an; aber Gortschakoff, jedenfalls durch die Heftigkeit des Tones erschreckt, stieß sehr erregt nur die Worte hervor: „J'etais venu dans les meilleures intentions.“ Ich kann mir nur denken, daß es bei ihm nur ein plötzlicher Schwächeanfall war, und der rauhe Klang meiner Stimme, keinesfalls aber die Furcht vor Tyras.“

Nach Tische begeben sich alle in den Salon, der letzte Gast, ohne Rücksicht auf Rang, bietet der Fürstin den Arm. Nach deutscher Sitte küssen die Kinder ihre Eltern; der Fürst berührt mit den Lippen die Stirn der Fürstin. Für mich war es ein

tief ergreifender Anblick, wie die mächtige Patriarchengestalt, mit Haupt und Schultern über alle hinausragend, dastand, ein freundliches Lächeln auf den Lippen, Wohlwollen und Herzensgüte in den leuchtenden Augen!

Die olympische Ruhe einerseits, und andererseits der gemütliche Vater und der aufmerksame, liebende Gatte! Es ist Liebe gepaart mit Ehrfurcht, die die Menschen diesem Manne entgegenbringen, und es möchte wohl schwer halten, irgendwo eine Familie aufzuweisen, in der das Ideal häuslichen Glückes in höherem Grade verkörpert erschiene, als der in Friedrichsruh. Und so nimmt denn wohl jeder Besucher aus diesem edlen häuslichen Kreise tiefe und ernste Eindrücke für sein ganzes Leben mit hinweg. Es ist die Erinnerung an das Familienglück eines nicht bloß geistig großen, sondern auch sittlich hochstehenden Mannes!"

Als ein Zeichen der Menschenkenntnis, über die Fürst Bismarck verfügte, führt Whitman die Thatsache an, daß er jederzeit den Streber- und Bedientenseelen barsch die Thür wies, weil er solche Naturen mit äußerst feinem Blick durchschaute. Auch nach der Entlassung wurden zuweilen recht hochgestellte oder einflußreiche Leute abgewiesen. Eine so geniale und mit einem solchen Adlerblick ausgerüstete Kraftnatur ließ sich auch hierin nur von seiner überlegenen Institution leiten. Für Schmeichler ist er vollends von jeher taub gewesen, während er andererseits sympathischen Naturen rückhaltslos und frei entgegenkam. Longfellow, ohne Bismarck zu kennen, zeichnete sein ganzes Wesen im engen Rahmen des Ausspruchs: Sublimity is always Simplicity, Genialität ist Schlichtheit, Freisein von philisterhaftem Wesen und engherziger Berechnung, echte Ritterlichkeit. Auch Schweninger rühmte vor allem seine nie versagende, stets sich gleichbleibende Rücksichtnahme und die durchgeistigte Höflichkeit der alten Schule gegen jedermann, ob Dienstbote, ob Minister. Auch hierin glich Fürst Bismarck dem großen Reformator ebenso wie in der männlichen Unerschrockenheit und dem freien, franken Wesen.

Auch der zu früh verstorbene Hans Kleser ist der Gast des Fürsten gewesen, und auch er hat staunend die Kunst der Unterhaltung gerühmt, die dem Hausherrn eigen war: „Es wird wohl," so schrieb er kurz vor der Wiener Reise, „zum zweitenmal auf Erden eine von der Person des Gastherrn so überstrahlte Tischgesellschaft nicht geben, die in zwangloser Unbefangenheit und so natürlicher Freimütigkeit sich bewegt, wie die Gesellschaften in Friedrichsruh, wo, bei Speise und Trank, bei Pfeife und Cigarre, der Wirt ebenso freigebig von seinen reichen Lebenserfahrungen mitteilt, wie die Gäste dankbar und glücklich davon empfangen. Das Gedächtnis des Fürsten ist staunenswert. Zu welchem Gebiete auch die Unterhaltung in ihren Sprüngen sich wenden mag, der Fürst wird sicher immer aus eigener Erfahrung, Anschauung, Auffassung etwas Neues und Überraschendes beisteuern, mag man nun von den Eigentümlichkeiten der Rhetorik des Demosthenes oder der Schilderungs- und Erzählergabe des Herodot, Livius, Gibbon plaudern, Byron oder Bodenstedt kritisieren, Erinnerungen aus der mittelalterlichen, englischen oder der vormärzlichen deutschen Geschichte auffrischen, über den Wert und die Fehler dieser oder jener englischen Faustübersetzung urteilen." Ich selbst erinnere mich, daß, als das Gespräch sich einmal der Entdeckung von Amerika zuwandte, Fürst Bismarck alsbald von den ersten Seefahrern sprach, die dorthin gelangten, von Leif Erikson und seinem Vater Erik, von der Expedition des Thorfinn Karlsevne, von Helluland und Winland, und daß er die These aufstellte und glänzend verfocht, daß Columbus vor seinen Reisen in Island gewesen sein müßte.

Sehr häufig und auf Grund naheliegender Anregungen kam der Fürst auch dazu, seine Anschauung über Wesen und Begriff der Politik auseinander zu setzen. So äußerte er einmal: „Politik ist weniger Wissenschaft als Kunst, sie läßt sich nicht lehren, man muß dafür begabt sein. Der beste Rat nützt nichts, wenn er nicht in der richtigen Weise und je nach den Umständen ausgeführt wird. Das ist gerade wie beim Reiten. Sie können

einem Reiter in der Bahn die besten Hilfen zurufen; wenn er es nicht in sich hat und sie nicht der Natur seines Pferdes gemäß ausführt, so wird es ihm nichts nützen und schließlich wird ihn der Gaul abwerfen. Ein anderes Mal verbreitete er sich in folgender Weise über dieses Thema: „Der Politiker bleibe, solange er lebe, immer unfertig; er sei in der Erreichung dessen, was er erstrebe, zu sehr auf die Mitwirkung Anderer, die unberechenbar und schwankend sei, angewiesen. Er habe mit zufälligen Störungen, wie der Landwirt mit Witterungsumschlägen, zu viel zu rechnen, um selbst nach dem größten Erfolg mit Sicherheit sagen zu können: „Nun ist das gelungen, ich bin damit fertig und kann auf das Geleistete mit Erfolg zurückblicken." Erst nach Jahrzehnten kläre sich das Urteil darüber ab, ob ein wirklich definitiver, oder nur ein scheinbarer, vorübergehender Erfolg erreicht worden sei: „Für den Politiker selbst giebt es keinen Zeitpunkt, wo er sich sagen kann: „Du hast einen guten Abschluß gemacht." Man kann ja einzelne Geschäfte wirklich beendigen, aber doch immer nur, ohne zu wissen, wie sich die Konsequenzen davon entwickeln werden, und ohne sie überhaupt mit Sicherheit beurteilen zu können." Kürzlich sei in einem Zeitungsartikel gesagt: Wenn er, Fürst Bismarck, nicht seines Lebens froh werden könne, so habe die Geschichte überhaupt nicht die Kraft, sittliche Freuden zu bereiten. Das sei ganz richtig. Man bleibe, solange man lebe, stets im Zweifel über die eigenen Leistungen; erst die Kinder oder Enkel des Politikers könnten Genugthuung oder Betrübnis über das von ihm Erreichte empfinden. Die Politik sei kein Geschäft wie jedes andere. Der Bankier, wenn er an der Börse sein Geschäft gemacht habe, könne seinen Vorteil sofort in Mark und Pfennigen berechnen, sich vergnügt die Hände reiben und seinen Champagner trinken; in diese angenehme Lage komme der Politiker niemals. Er werde stets von der Ungewißheit darüber heimgesucht, ob das, was er leidenschaftlich als Patriot für sein Land erstrebt und erwirkt habe, nun auch wirklich das Richtige sei, und ob es nicht

doch schließlich schädliche Folgen nach sich ziehen könne. Volle Klarheit darüber habe er niemals, die Politik habe auf dieser Seite eine gewisse Ähnlichkeit mit der Forstwirtschaft. An irgend einer Forstschule stehe die Inschrift: „Wir ernten, was wir nicht gesäet haben, und wir säen, was wir nicht ernten werden.“ Das definitive Resultat des Politikers sei niemals auf Jahr und Tag erkennbar. Der General sei in besserer Lage als der Staatsmann. Wenn er eine Schlacht gewonnen habe, so könne er das noch am selben Tage ganz zweifellos feststellen. Das sei dem Politiker niemals möglich, er könne nach dem Abschluß eines anscheinend auch noch so glänzenden Geschäfts mit Sicherheit keinen Saldo zu Buch bringen, das sei ihm, dem Fürsten Bismarck, nicht einmal nach einem so brillanten Friedensschlusse wie dem Frankfurter möglich gewesen. Die jetzt veröffentlichte Korrespondenz zwischen dem alten Kaiser Wilhelm und ihm und die sonstigen historischen Publikationen der letzten Zeit bewiesen deutlich genug, wie es in der Politik niemals volle Sicherheit und definitive Resultate gäbe, sondern wie alles stets bergauf und bergab ginge. — Herr von Caprivi erklärte bekanntlich die Politik für „ungemein einfach“.

Hatte sich hier der erfahrene Politiker gewissermaßen theoretisch ausgesprochen, so hat er ein anderes Mal gewissermaßen ein Kolleg über angewandte Politik gelesen, in dem er den Unterschied zwischen seinen Prinzipien und den Grundsätzen der napoleonischen Staatskunst entwickelte: „Viele haben schon von meinen politischen Grundsätzen gesprochen. Den Professoren und ihren Nachbetern in den Zeitungen thut es unendlich leid, daß ich ihnen nicht ein Symbolum von Prinzipien geoffenbart habe, nach denen ich meine Politik eingerichtet habe. Die Deutschen können sich, weil sie eben noch kaum der politischen Kinderstube entwachsen sind, nicht daran gewöhnen, die Politik als eine Wissenschaft des Möglichen zu betrachten, wie mein intimer Gegner, Papst Pius IX., mit Recht gesagt hat. Die Politik ist keine Mathematik oder Arithmetik. Man hat wohl auch in der Politik mit gegebenen und unbekannten

Größen zugleich zu rechnen, aber es giebt keine Formeln und keine Regeln, um im voraus das Facit ziehen zu können. Darum habe ich mich nicht an die Meinungen und Mittel anderer Staatsmänner gehalten, sondern mir ihre Rechnungsfehler zur Warnung dienen lassen. Napoleon I. verdarb, weil er, pochend auf seine kriegerischen Erfolge, mit allen Staaten Händel anfing, statt den Frieden zu erhalten. Das Kriegsglück machte ihn rauflustig und übermütig. Er begab sich in seinem Allerwelts-Herrscherdünkel in Gefahren ohne Ende und kam darin um. Seine große Schöpfung ging nach kurzem Bestand in die Brüche, weil er die erste Tugend des Staatsmannes — die weise Mäßigung nach den größten Erfolgen — gegenüber den anderen Völkern nicht übte und Europa in einen Krieg nach dem anderen verwickelte, während ich nach 1871 den Frieden zu erhalten mich bemühte. Aber nicht bloß zu Napoleon I. stellte ich mich in einen bewußten Gegensatz, auch zu Napoleon III. Dieser bemühte sich allerdings, nur die günstigeren Seiten seines Onkels nachzuahmen; doch indem er in der Rolle des „ehrlichen Maklers" immer ein Stück für sich abzubekommen versuchte, verfiel er in die Gewohnheit jener italienischen Diplomaten des vergangenen Jahrhunderts, welche Schlauheit mit Falschheit verwechselten. Ich spielte meine Karten blank aus. Ich setzte der vermeintlichen Schlauheit die frappierende Wahrheit gegenüber. Daß man mir öfter nicht glaubte und sich dann hintennach schwer betroffen und enttäuscht fühlte, das ist nicht meine Schuld.

Noch durch einen dritten Gegensatz charakterisiert sich meine Politik, und dieser dritte Gegensatz betrifft die innere, die deutsche Politik, während jene beiden Gegensätze zumeist in der äußeren Politik mit der bekannten Wirkung sich geltend machten, das alte Sprichwort bestätigend: „Ehrlich währt am längsten!" — Dieses Prinzip ist auch von dem dritten Gegensatz unzertrennlich. Die Anhänger der nationalen Bewegung in Deutschland waren insofern unehrlich, als sie für ein einiges Reich und das eine Kaisertum geschwärmt hatten, und eigentlich mit allen Thronen und Dynastien

aufräumen wollten. Die deutschen Fürsten, die ohnehin von der Bewegung nicht erbaut waren, befehdeten dieselbe um so feindseliger, als sie ihre eigene Existenz davon bedroht wähnten. Es mußte, wenn die Bewegung aus diesem heillosen Widerspruch herausgelotst werden sollte, ein anderer Weg eingeschlagen werden, und dieser ergab sich, indem man an die geschichtliche Entwicklung seit tausend Jahren anknüpfte, nicht indem man sie in revolutionärer Weise gänzlich unterbrach. Vor allem handelte es sich darum, meinen königlichen Herrn für die nationale Sache zu gewinnen, und das ging auch, wenn schon nicht gerade ohne alle Schwierigkeiten, denn mein alter Herr war manchmal recht bedenklich und ängstlich; so dachte er an die Abdankung, als uns der preußische Landtag 1862 heftigen Widerspruch erhob, und auch 1870 war er daran, mit Napoleon sich zu verständigen, wenn ich nicht durch die schneidige Fassung der Emser Depesche den König vor eine sozusagen vollendete Thatsache gestellt und den Franzosen das Odium der Kriegserklärung aufgehalst hätte. Ja, der König war manchmal recht schwierig und zögerte oder winkte ab. Doch es ging auch in der deutschen Frage, da ich die Bedenken des Königs durch mein Bestreben beseitigte, die alten historischen Dynastien in Deutschland zu erhalten, ein Einverständnis herzustellen und gemeinsam mit demselben die nationale Bewegung endlich zu einem den meisten annehmbaren Ziele zu führen. Länder mit einer langen Vergangenheit, einer Geschichte eigenartiger Entwicklung und berechtigter Existenzmöglichkeit, wie Bayern, Württemberg, Baden und Sachsen, kann man wohl auf der Landkarte auswischen, aber der Versuch in der Wirklichkeit würde nicht gut bekommen. Ich sah auch gar nicht ein, weshalb man diesen Ländern die altgewohnte Selbstverwaltung, unter der sie sich wohl fühlten, verkümmern sollte. Es genügte, wenn die Könige von Bayern, Württemberg, Sachsen u. s. w. so viel von ihren Rechten abtraten, als gerade nötig war, um das Deutsche Reich unter Berücksichtigung der berechtigten Überlieferungen und Forderungen zu begründen.

Anders wäre es nicht gegangen, anders wollte ich auch nicht. Meine Landsleute, insbesondere der Kronprinz Friedrich Wilhelm, haben vielfach weiter gehen wollen; ich hatte Arbeit genug, diesen Appetit zu mäßigen. Es ist mir gelungen. Nur mit Hannover und dem Kurfürsten von Hessen war absolut nichts anzufangen. Ihre Beseitigung wurde zur gebieterischen Pflicht, wenn man überhaupt in Deutschland vorwärts kommen wollte. Abgesehen von der deutsch-nationalen Bewegung konnte sich ein Staat von der Größe und Bedeutung Preußens zwei Feinde, die zwischen seinen östlichen und westlichen Provinzen eingelagert waren und es stets im Ernstfalle im Rücken bedrohen konnten, nicht gefallen lassen. Diese beiden Feinde mußten fortgeschafft werden. Die übrigen Dynastien wurden gewonnen, und ich besaß schließlich, weil sie meine gerade und dabei maßvolle Politik begriffen, deren Vertrauen vollständig."

Aber so sehr auch die Politik den Fürsten Bismarck gefangen hielt, so daß auch in seiner Mußezeit ihm die Lektüre von geschichtlichen und Memoirenwerken die liebste Beschäftigung war, so wich er doch auch Gesprächen über Kunst und Litteratur keineswegs aus. Mit bitterer Ironie pflegte er sich dabei über die Schalheit und Flachheit des deutschen Zeitungsromans zu äußern, der den Lesern täglich in den üblichen Dosen vorgesetzt wird. „Erna erhob sich und warf ihrem Verlobten einen wehmütigen Blick zu" und ähnliche Sätze führte der Fürst mit liebenswürdigem Spott an, um das Geschreibe dieser meist weiblichen Federn und die Anspruchslosigkeit des deutschen Lesepublikums zu illustrieren. Er wunderte sich, daß die deutschen Zeitungen diese seichte Ware dem Publikum bieten dürfen, wo doch die Heftigkeit der heutigen öffentlichen und socialen Zustände auch dem Romanschriftsteller, wenn er sein Metier versteht, die interessantesten und schwierigsten Probleme förmlich aufdrängen. Als dann einmal das Gespräch auf Richard Wagner kam, erkannte der Fürst die Bedeutung des Meisters vollständig an, doch fügte er hinzu, früher seien die Deutschen immer zu be-

scheiden gewesen, auch wenn sie etwas Tüchtiges gekonnt und geleistet hätten, Wagner jedoch habe ihm, als er seiner Zeit durch Varnbüler mit ihm bekannt geworden sei, den Beweis geliefert, daß sich hierin ein erfreulicher Umschwung vollziehe. Er, Bismarck, sei doch auch nicht ohne Selbstbewußtsein, aber ein so hohes Maß von dieser Eigenschaft, wie er es bei Wagner angetroffen habe, sei ihm überhaupt noch nicht vorgekommen. Auch auf die Frage, ob er Musik liebe, gab er die Antwort: „Über alles, besonders Beethoven. Mir ein Billet zu nehmen und auf engem Sitz Musik anzuhören, dafür bin ich aber nicht gemacht. Doch Hausmusik habe ich immer geliebt. Bis zu meinen ersten dreißiger Jahren, wo ich meine Frau kennen lernte, die sehr musikalisch war, habe ich immer bedauert, daß ich die auf meinem Lehrplan angesetzte Musikstunde nicht einhalten konnte. Ich hatte, da man doch jetzt viel von Überbürdung der Jugend spricht, täglich dreizehn Stunden zu arbeiten, neben dem gewöhnlichen Unterricht noch eine Stunde Französisch und Englisch. Da mußte ich die Musik leider aufgeben. Ich habe das immer beklagt, denn der Deutsche ist nun einmal von Natur auf Musik gestimmt.“ Er hat einmal geäußert: „Die bezahlte Musik zieht mich wenig an, aber nichts Lieberes weiß ich mir, als die Musik im Hause.“ Er konnte nicht müde werden, sich von der Fürstin, einer ausgezeichneten Klavierspielerin, Beethoven vorspielen zu lassen und aus dieser erhabenen Tonsprache Erquickung und Erhebung zu schöpfen. Wiederholt hat er in seinen letzten Jahren zu denen, die ihm huldigend genaht waren, bemerkenswerte Äußerungen über sein persönliches Verhältnis zur Tonkunst gethan. So bemerkte er einer Abordnung gegenüber: „Ich bin der Musik dankbar, daß sie mich in meinen politischen Bestrebungen wirkungsvoll unterstützt hat. Des deutschen Liedes Klang hat die Herzen gewonnen. Ich zähle es zu den Imponderabilien, die den Erfolg unserer Einheitsbestrebungen vorbereitet und erleichtert haben. Wenige von Ihnen dürften alt genug sein, um sich der Wirkung zu erinnern, die 1841 das Beckersche Rheinlied erzielte.

Damals wirkte dieses Lied mächtig, und bei der Schnelligkeit, mit der es von der Bevölkerung aufgegriffen wurde, hatte es die Wirkung, als ob wir ein paar Armeecorps mehr am Rhein zu stehen hätten. Näher liegt uns der Erfolg der „Wacht am Rhein". Wie manchem Soldaten hat das Anstimmen des Liedes auf dem winterlichen Kriegsfelde und bei materiellem Mangel eine wahre Herzstärkung gewährt und das Herz und dessen Stimmung ist ja alles im Gefecht. Die Kopfzahl machte es nicht, wohl aber die Begeisterung, daß wir die Schlachten gewonnen haben. Und so möchte ich das Lied als Kriegsverbündeten auch für die Zukunft nicht unterschätzt wissen. Unsere Beziehungen zum verbündeten Österreich beruhen doch wesentlich auf Unterlagen im kulturellen Gebiet und nicht am wenigsten auf den musikalischen Beziehungen. Wir wären kaum in gleich enger Verbindung mit Wien geblieben, wenn nicht Haydn, Mozart, Beethoven dort gelebt und ein gemeinsames Band der Kunst zwischen uns geschaffen hätten. Ja selbst die Verbindungen zu unserem dritten Bundesgenossen, Italien, waren früher mehr musikalischer Natur als politischer. Die ersten Eroberungen, die Italien bei uns gemacht hat, sind musikalische gewesen. Ich bin kein Gegner der italienischen Musik, im Gegenteil, ich bin trotz meiner Vorliebe für die deutsche ein großer Freund derselben geblieben." Den Hamburger Schülern, die ihn mit einem Liede begrüßt hatten, sagte der Fürst: „Sie haben eben ein sehr schönes Stück gesungen; ich habe früher auch Musik getrieben, doch bin ich nur ein mittelmäßiger Klavierspieler gewesen und war froh, als ich den lästigen Zwang abschütteln konnte. Das hat mir später außerordentlich leid gethan, denn die Musik ist eine treue Gefährtin im Leben. Sie hat mir oft gefehlt, und wer von Ihnen Talent dazu hat, dem empfehle ich ganz besonders, die Musik zu pflegen, und ich erinnere Sie an mein Beispiel, um Sie abzuschrecken von dem Fehler, den ich mir vorzuwerfen habe." Fürst Bismarck verhimmelte nicht den Triller einer Primadonna, er stürzte sich nicht in den Kampf der Wagnerianer mit ihren Gegnern, er

betrachtete die Kunst, die Musik insbesondere, in ihrer Gesamtheit als ein großes, von zeitlichen Strömungen nicht abhängiges Gemeingut des Volkes in allen seinen Schichten. Die Musik war ihm nicht nur ein Gemüts- und Herzensbedürfnis, ein edler Schmuck des Familienlebens von erhebender und bildender Kraft, sie ist ihm auch ein wichtiger politischer Faktor gewesen, ein wertvoller Verbündeter, ein Band zwischen den Nationen, eine moralische Stütze für den Krieger. Als Kuriosum mag erwähnt sein, daß der Fürst als Corpsstudent seinen zwanzig Bundesbrüdern sogar als Vorsänger gedient hat: „Häufig genug habe ich Ihnen das „In einem kühlen Grunde“ und anderes anstimmen müssen.“

Von den deutschen Dichtern ist Fürst Bismarck vor allem Goethe treu geblieben, noch im hohen Alter las er Gedichte von ihm im Bette, und auch Schiller, Uhland, Chamisso blieben seine Freunde. Den „Faust“ nannte er von der ganzen profanen Litteratur seine Bibel. Clavigo jedoch, Stella, die Wahlverwandtschaften waren ihm ihrer schlaffen Helden wegen unsympathisch — „aber sonst ist Goethe ganz mein Geschmack“. Am Anfang seiner Verbannung hatte er sich auch mit dem Gedanken getragen, öfter nach Hamburg ins Theater zu fahren. Doch schreckte ihn wohl die Unbequemlichkeit und zugleich der Gedanke, die Aufmerksamkeit allzu stark auf sich zu ziehen. Es entsprach vollkommen seinem auf das Reale gerichteten Wesen, wenn er den Mitgliedern eines ihn besuchenden akademisch-dramatischen Vereines die Mahnung mitgab: „Goethe schätzt das Theaterspielen als eine vorbereitende Schule für äußeres Auftreten im Leben, und ich glaube, sie ist besonders für den Deutschen wichtig zum Zweck des „dégourdir“, des „Entschüchterns“. Frei und beweglich mache es im äußeren Auftreten fürs Leben.“ Einem englischen Besucher teilte der Fürst mit, er habe als junger Mann eifrigst Byron gelesen, dann habe er sich aber zu Shakespeare und Moore gewendet; er habe nie Carlyles „Cromwell“, sondern nur seine deutschen Werke gelesen.“ Er hat dann allerdings noch Gelegenheit gehabt, manches eigen-

artige poetische Werk zu studieren. Denn niemand ist wohl von Dichtern so viel besungen und auch so viel angesungen worden, wie er; die gereimten Glückwünsche, die ihm gewidmet wurden, gingen in die vielen Tausende, sie erreichten zuweilen sogar ein Viertel der Gesamtheit: „Hier ist ein Gedicht von einem Sattlermeister — stellen Sie sich ihn vor, wie er dem Pegasus sein Sattelzeug anlegt. Und hier ist ein Gedicht von einem Zimmermeister, hier eins von einem Schulmeister, ein anderes von einem Künstler, und dieses hat ein junges Mädchen verfaßt, man kann es an der Schrift erkennen."

Über philosophische Fragen hat sich der Fürst wohl nur selten geäußert, die reine Abstraktion lag seiner ganzen Weltauffassung fern. Doch hat Max Bewer einmal versucht, das Gespräch nach dieser Richtung zu lenken, indem er ihn fragte, welchem philosophischen System er in der Jugend besonders zugethan gewesen sei und ob er sich den Einflüssen der damals blühenden Hegelschen Schule habe entziehen können. „Hegel," antwortete der Fürst, „wurde ja zu meiner Zeit überall dociert, ich habe mir aber von ihm nur angeeignet, was ich für das Examen brauchte. Eines inneren Eindrucks bin ich mir nicht bewußt geworden. Wie ich allmählich Jurist bei Bier und auf dem Paukboden wurde, so hat auch das Betrachten des Lebens in der Natur mehr Einfluß auf mich gehabt, als die Philosophen. In dieser natürlichen Neigung fühlte ich mich mehr zu Spinoza als zu Hegel hingezogen. Hegel dachte ja eigentlich in erster Linie für sein Auditorium, um etwas vortragen zu können. Im Vergleich zu Spinoza arbeitete er auf kultiviertem Boden, während Spinozas Gedanken unmittelbar aus der Natur herauswuchsen. Spinoza habe ich an der Hand deutscher Hilfsbücher im lateinischen Text studiert. Er war ein aristokratischer Jude, wie sich ja überhaupt die holländischen Juden vorwiegend aus dem portugiesischen Judenadel rekrutiert haben. Auf die Frage, ob Spinozas pantheistische Philosophie einen Einfluß auf ihn gewonnen habe, erwiderte der Fürst: „Das Christentum einen

viel höheren, d e n h ö c h s t e n." Die beiden letzten Worte, so erzählt Bewer, sprach Bismarck mit einem kurzen, unwillkürlichen Blick nach oben, als wenn er andeuten wolle, daß er sich im Christentum mit allem Himmlischen in einen definitiven Einklang gebracht habe. „Durch Kant," so fuhr der Fürst fort, „habe ich mich nicht völlig durchbringen können; was er aber über das Moralische sagt, zumal vom kategorischen Imperativ, ist sehr schön; aber ich lebe am liebsten ohne das Gefühl des Imperativs; ich habe überhaupt nie nach Grundsätzen gelebt; wenn ich zu handeln hatte, habe ich mich niemals gefragt, nach welchen Grundsätzen handelst du nun, sondern ich habe zugegriffen, und gethan, was ich für gut hielt. In meiner Jugend pflog ich mit einer philosophisch angehauchten Cousine, die mich gern betanten wollte, oftmals Gespräche darüber, ob ich Grundsätze annehmen müsse oder nicht. Schließlich sagte ich ihr, und damit waren alle unsere Streitigkeiten zu Ende: „Wenn ich mit Grundsätzen durchs Leben gehen soll, so komme ich mir vor, als wenn ich durch einen engen Waldweg gehen sollte und müßte eine lange Stange im Munde halten." Es sei daran erinnert, daß er in jenem schicksalsschweren Augenblick, als er von Wilhelm I. zum Ministerpräsidenten ernannt wurde, seinem Könige erklärte: „Majestät, unser Programm muß sein, daß wir ohne Programm regieren."

Fürst Bismarck, dessen ganze Geistesbildung die deutliche Wirkung der humanistischen Erziehung verriet, war dennoch kein unbedingter und blinder Anhänger des G y m n a s i a l s y s t e m s. Einen französischen Besucher fragte er einmal: „Kennen Sie etwas Unnützeres und Schwierigeres als griechische Studien? Ich habe meinerseits Griechisch gelernt und erinnere mich dessen noch. Aber wieviel verlorene Zeit! Haben Sie jemals einen Hellenisten gekannt, der seinem Lande große Dienste geleistet?" Und als der Besucher erwiderte: „Gewiß, wir haben einen Minister der Auswärtigen Angelegenheiten gehabt, der verstand so gut griechisch wie irgend ein Mann in Frankreich; er hat den Homer in fran-

zösische Verse übertragen und Aristoteles in eine vorzügliche Prosa: Herr Barthélemy St. Hilaire ist nicht der schlechteste von unseren Ministern gewesen" — da erwiderte der Fürst: „Dann wäre er vielleicht ein sehr großes Genie geworden, wenn er den enormen Aufwand an Intelligenz, welchen er der griechischen Grammatik opferte, nützlichen Arbeiten gewidmet hätte. Während mein jüngerer Sohn Wilhelm noch die Universität besuchte, gedachte ich ihn zu nützlicheren Arbeiten für sein Fortkommen hinzulenken. Es hätte mir gepaßt, in meiner Familie einen Ingenieur zu haben, der Millionen verdient hätte, indem er seinen Mitmenschen andere Dienste leistete, als die, sie zu regieren. Wilhelm wies meine Absichten mit größter Lebhaftigkeit zurück. Er zog Latein und Griechisch vor. Heute verwaltet er die Provinz Hannover."

Man hat dem Vater der socialen Botschaft vom Jahre 1881 nachgesagt, daß er für den vierten Stand und seine Mühen und Sorgen kein Herz habe. Gewiß war er gegen jede Übereilung, die unsere heimische Industrie in der Konkurrenzfähigkeit zum Ausland schädigen konnte, aber andererseits ist er doch der Erste gewesen, der die staatliche Pflicht zur Fürsorge für die Enterbten anerkannt hat. Der Fürst hat sich mir gegenüber einmal eingehend über die Absichten, die ihn bei seinem ersten Vorgehen leiteten, ausgesprochen, und er hat sich bitter beklagt über die Bureaukratie, die gerade das Wertvollste an seinen Plänen zerstört hatte, so daß er nicht mehr die Verantwortung übernehmen könne für das Ungeheuer, mit dem man schließlich niedergekommen sei. Er hatte in denselben Tagen, im Jahre 1892, das gleiche Thema auch gegenüber dem Engländer Harbut Dawson behandelt: „Mein Gedanke war, die arbeitenden Klassen dafür zu gewinnen, daß sie den Staat als eine sociale Institution ansähen, welche ihretwegen besteht und an ihrem Wohlergehen interessiert ist. Etwas war ja bezüglich der Entschädigung für Verletzungen bereits geschehen, ehe ich das Unfallversicherungsgesetz einführte. Es gab das alte Haftpflichtgesetz, aber es war unbillig und unzulänglich. Ich selbst

konnte in meiner Eigenschaft als Privatperson sehen, wie ungerecht dieses Gesetz wirkte. Es gewährte allerdings gewissen Klassen von Arbeitern für die unter gewissen Umständen erlittenen Verletzungen Entschädigung, aber ihre Forderungen veranlaßten kostspielige Prozesse mit dem Erfolg, daß die Kläger selten zu ihrem Rechte kamen. Dennoch war das Gesetz ein Anfang und so weit, wie es reichte, war sein Vorhandensein von Wert. Die drei Versicherungsgesetze nun entsprachen nicht meinen Erwartungen. Sie führen nicht meine Ideen aus, sie verlangen zu viel von den arbeitenden Klassen. Das Unfallversicherungsgesetz ist entschieden erfolgreich gewesen, davon bin ich überzeugt. Aber die beiden anderen Gesetze gehen nicht weit genug. Meine Ansichten wurden von meinen Kollegen und Untergebenen falsch dargestellt, als ich wegen Krankheit und Arbeitsüberhäufung nicht im Reichstag erscheinen konnte, und diese Gesetze bekamen nicht die Form, welche ich ursprünglich im Auge hatte. Ich wünschte, daß das Armengesetz dem Staatsgesetz Platz mache; anstatt den alten Arbeitern die Aussicht auf Armenunterstützung zu gewähren, wollte ich ihnen Pensionen zuwenden, die ihnen gestatten sollten, ihre Unabhängigkeit bis an ihr Lebensende zu erhalten. Ich hielt dafür, daß jeder Arbeiter ein Recht auf ein Subsistenzminimum habe und wünschte, daß der Staat ihm diesen Unterhalt auf Grund seiner Eigenschaft als Arbeiter garantiere." Auf die Frage Dawsons, ob ein Arbeiter seinen Anspruch auf Alterspension verloren haben würde, wenn er lange Zeit ohne Beschäftigung geblieben wäre, sagte der Fürst: „Nein, mein Vorschlag war, daß jeder Arbeiter einen unentziehbaren Anspruch auf Rente vom Staate haben sollte, wenn er alt oder invalid würde. Er sollte nicht nach seinen Verdiensten behandelt werden. Wenn alle seine Thaten und Missethaten vom siebzehnten bis zum siebzigsten Lebensjahre untersucht werden sollten, so würde dies zu hohe Anforderungen an ihn stellen. Alter und Unfähigkeit zu weiterer Arbeit waren die einzigen Bedingungen, die ich stellen wollte. Dies ist, werden Sie bemerken, etwas ganz

Verschiedenes von Armenunterstützung. Armenunterstützung, wie sie in England stattfindet, ist eine Wohlthat, die zum großen Teil vom privaten Willen abhängt. Aber die Alterspension sollte ein klares und unentziehbares Recht sein. Die Summe braucht nicht sehr groß zu sein, aber wenn es bloß hundert Mark wären, so würde dies schon genügen, einem alten Mann einen Platz in dem Heim eines Kindes oder Verwandten zu sichern. Wir haben zu viel Bureaukratie in den Versicherungsgesetzen.“ Der Engländer berichtet auch von Äußerungen Bismarcks, die er zu Gunsten eines Überganges der gesamten Lebens-, Krankheits- und Unfallversicherung auf den Staat gethan haben soll. Ich kann sie nicht kontrollieren, aber sie scheinen nicht unwahrscheinlich: „Es ist nicht moralisch, aus menschlichem Mißgeschick oder Leiden Vorteile zu ziehen. Lebensversicherung, Unfall- und Krankenversicherung sollten nicht Gegenstand einer Privatspekulation sein. Sie sollten vom Staat betrieben werden, oder es sollte wenigstens die Versicherung in diesen Fällen auf dem Gegenseitigkeitsprinzip beruhen, und es sollten Dividenden oder Profite von Privatpersonen daraus nicht gezogen werden.“

Andererseits konnte sich der Fürst mit der Sonntagsruhe nie recht befreunden: „Dieses Gesetz will mir gar nicht behagen, denn ich komme dabei mit meinem Gewissen in Konflikt. Ich führe nur einen Fall an: Ich reite an einem Sonntagmorgen durch die Felder und freue mich über den Stand der Saaten. Da erblicke ich nun in der Ferne einen fleißigen Arbeiter, der sein kleines Stück Land zum Nutzen seiner Familie bestellt. Das Gesetz schreibt vor: die Arbeit am Sonntag ist gesetzlich verboten; und als Gutsherr bin ich von Rechts wegen verpflichtet, den Mann zur Anzeige zu bringen oder ihm die Arbeit zu verbieten. Die Folgen kann man sich ja leicht denken: der Mann kehrt ärgerlich heim, die Frau will es ihm kaum glauben, daß er nicht das Recht hat, auf seinem gepachteten Stück Land, wie es auch seit alten Zeiten Sitte gewesen ist, zu arbeiten. Der Mißmut steigt in dem

Mann auf, und er begiebt sich in den Krug. Der Sonntag ist den Leuten durch das rigorose Gesetz verdorben. Ob das nun die richtige Heiligung des Sonntags ist, muß doch sehr bezweifelt werden. Wenn ich als Gutsherr mir die Sache richtig überlege, so werde ich bei meinem Ritt durch die Felder, wenn ich einen Sonntagsarbeiter sehe, eben ihn nicht sehen, sondern ich wende mein Pferd und eile von dannen, um den arbeitsamen, fleißigen Tagelöhner nicht in Ungelegenheiten zu bringen, denn es würde noch weit schlimmer sein, wenn ich den Mann in Konflikt mit sich selbst brächte, und ich würde vielleicht zur Zerstörung seines bisher ungetrübten Familienglückes beigetragen haben, wenn ich ihm die Sonntagsarbeit auf dem eigenen Stückchen Land, das ihm die Nahrungsmittel für das Jahr liefern soll, verbiete." Fürst Bismarck sah in dieser Art von Arbeitergesetzgebung eine Arbeiter-Zwangsgesetzgebung, die noch verschärft werden würde durch den Übereifer und die Streberei von Lokalbeamten, die ihrerseits möglichst viel „Ergebnisse" ihrer socialpolitischen Wirksamkeit auf die Strecke zu bringen suchen, um sich dadurch in ihrem besonderen Eifer und ihrer besonderen Geschicklichkeit nach oben zu empfehlen.

* *
*

Man hat dem Fürsten Bismarck vorgeworfen, daß er sparsam, knauserig, geizig oder gar habsüchtig gewesen sei, und selbst manche freudige Verehrer seines Wesens und seiner Thaten glauben, daß hier die Stelle gewesen sei, von der aus sich das Band schlang, das ihn mit der gemeinen Menschlichkeit oder der menschlichen Gemeinheit verband. Die so urteilen, haben in die Tiefe seines Wesens niemals einen Blick gethan, und wenn sie es versucht haben, so ist ihr Blick an dem Oberflächlichen haften geblieben, so hat ihre Seele es nicht begriffen, daß gerade die Eigenschaft des Geizes, die der Volksmund mit Recht als schmutzig bezeichnet, sich nie und nimmer paaren kann mit der klaren, edelmännischen Auffassung, mit der Abneigung gegen alles Kleinliche, mit der

Feindseligkeit gegen alles Unsaubere, mit der ganzen Art eines Mannes, wie Bismarck war. Es giebt gar manchen Verehrer des Unvergeßlichen, der, wenn das Gespräch sich dieser Seite des Lebens zuwendet, mit zwinkernden Augen und mit der ganzen Genugthuung des Philisters, der an seinem Helden endlich einen Flecken entdeckt, befriedigt raunen wird: „Na ja, es sagen's doch aber alle, er ist doch furchtbar geizig gewesen.“ Aber noch niemals ist auch nur der geringste Beweis für diese Anklage erbracht worden, die um so perfider wirkt, je weniger sie begründet ist. Gewiß war Fürst Bismarck auch darin ein rechter Landedelmann vom alten preußischen Schlage, daß er das Seine zusammenhielt und für die Seinigen sorgte; aber die Schätze, die er sammelte, haben lediglich in den Dotationen bestanden, die ihm die beiden großen Kriege und die Feier seines siebzigsten Geburtstages eingebracht haben. Fürst Bismarck hat ein Riesenvermögen, wie man ihm vorwarf, überhaupt nicht hinterlassen, und mancher englische Landlord würde schwerlich mit ihm getauscht haben. „Nichts können mir meine Feinde schwerer verzeihen, als daß ich ein reicher Mann geworden bin“, so äußerte er einmal. „Und ich will nicht in Abrede stellen, daß ich auch hierin Glück gehabt habe; manchmal kommt es mir selbst wunderlich vor. Denn ich habe Zeit meines Lebens immer einfach gelebt und bin froh, daß ich in einen sicheren Hafen eingelaufen bin.“ Als dem Fürsten Hohenlohe bald nach seinem Amtsantritt eine außerordentliche Erhöhung seiner Bezüge zu teil wurde, da hat man es als selbstverständlich hingenommen; und doch war der Standesherr von Schillingsfürst zugleich einer der reichsten Grundbesitzer des Deutschen Reiches. Fürst Bismarck hatte, trotz aller seiner Verdienste, bis zuletzt nur wenig mehr Einnahmen, als seine Staatssekretäre, er bezog 54000 Mark an Gehalt und Repräsentationskosten, und sein Jahresbudget an Ausgaben betrug allein für Berlin die Summe von 180—240000 Mark. Mit freigebiger Hand hat Fürst Bismarck Wohlthaten gespendet, aber er hat sie nicht an die große Glocke gehängt; nie hatte

einer seiner Beamten oder Bediensteten über ihn zu klagen, wenn er auch darauf hielt, daß man ihn nicht übervorteilte. Er hat arme Studierende unterstützt, unbemittelten Offizieren ihre Zulage bezahlt. Sich betrügen zu lassen, ist auch für den Reichsten nicht ein Zeichen von Generosität, sondern von Dummheit. Und wenn man dem Fürsten seine Verbindung mit Bleichröder vorwirft, so hat der Fürst mir wiederholt erklärt, daß dieser Mann ihm nichts anderes sei als ein Buchhalter, und auch sonst hat er es ausgesprochen, daß er ihm trotz mancher unerfreulichen Eigenschaften die Verwaltung seines mobilen Vermögens nicht nehmen konnte, da er diese Verwaltung mit größter Sorgfalt besorgte, während er selbst weder Zeit hatte, sich eingehend um seine Privatsachen zu kümmern, noch das Kursblatt täglich auswendig zu lernen. Nie konnte der Fürst mit innerlich so tiefer Empörung sprechen, als wenn er von „der Gemeinheit“ sprach, ihm nachzureden, daß er dem Bankier irgendwelche Staatsgeheimnisse oder Weisungen zur Ausschlachtung kommender Ereignisse mitgeteilt habe. Gerade durch seine Unantastbarkeit in Geldsachen erlitt Fürst Bismarck wenige Jahre vor seiner Entlassung einen schweren Verlust. Er hatte Summen in den Staatspapieren eines Landes angelegt, zu dem er unbedingtes Vertrauen hegte. Da nun diplomatische Verwicklungen mit diesem Lande eintraten, die zwar auf den Kredit desselben keinen Einfluß hatten, die jedoch von der Natur waren, daß der Fürst den Besitz der Fonds mit seiner eigenen amtlichen Stellung unter den gegebenen Umständen für unvereinbar hielt, so gab er sie mit beträchtlicher Einbuße und trotz dringender Gegenvorstellungen Bleichröders in andere Hände.

Die Vermögensverhältnisse des Fürsten sind bei Gelegenheit von Einkommensteuer-Veranlagungen wiederholt und eingehend geprüft worden. Auf den Besitzungen, so wurde festgestellt, ruhte eine Hypothekenlast, die eine jährliche Verzinsung mit etwa 120000 Mark erforderte. Der Friedrichsruher Besitz rührte keineswegs ausschließlich aus einer Staatsschenkung her, das eigent-

liche Gut mit dem benachbarten Neumühle, die eine Enklave in dem Sachsenwalde bildeten, wurde vielmehr erst bedeutend später von dem Fürsten angekauft. Bei Überweisung des Sachsenwaldes war der Ertrag desselben nach Ausweis der Dotationsakten auf 102 000 Mark veranschlagt worden. In den für das Holzgeschäft besonders günstigen Gründerjahren mag der Bruttoertrag sich vorübergehend auf 240 000 Mark belaufen haben, doch braucht Sachkennern nicht erst gesagt zu werden, daß forst- und landwirtschaftliche Einnahmen beständigen Schwankungen ausgesetzt sind, und daß die späteren Erträge zu der erwähnten Summe in gar keinem Verhältnis standen. Der alte Besitz Schönhausen wurde für den Pachtzins von 24 000 Mark vergeblich ausgeboten. Wie jeder Grundbesitzer befand sich auch Fürst Bismarck in der Lage, bei wechselnden, im Laufe der Zeit stetig abnehmenden Erträgen seine Zinsen dennoch gleichmäßig bezahlen zu müssen.

Ein Mann, der vom Geiz verzehrt wird, versendet nicht an fremde Freunde, die von ihm Eichenstämme aus dem Sachsenwalde erbeten hatten, an einem Tage 443 Stämme, wohlverpackt und kostenfrei. Er bewirtet nicht Tausende von Besuchern mit wahrhaft fürstlicher Freigebigkeit, er überströmt nicht sein Haus mit einem so reichen Behagen, er übt nicht eine so schrankenlose Gastfreundschaft, wie es Fürst Bismarck gethan. Wer immer zu ihm kam, der hat diese Gastlichkeit gerühmt, die in Wahrheit in gleichem Maße wohl keiner der Lebenden je ausgeübt hat, die ihresgleichen nur findet in jener altgermanischen Gastfreiheit, wie unsere Väter sie übten. Fürst Bismarck gehörte nicht zu denen, die einsam in ihrem Winkel sitzen und sorgsam ihre Schätze hüten, sondern er gab mit freier und froher Hand, und wer von ihm schied, der schied mit dem Gefühl des innigsten Behagens. Wo ruhte denn die Wurzel jener perfiden Anklage? In der Thatsache, daß er einst im Parlamente für die Aufhebung der Mietssteuer eingetreten war und daß er hier, wie er stets vom grünen Baum des Lebens die Früchte nahm, wie er sie nicht suchte auf dem

grauen Felde der Theorie, zur Begründung die Verhältnisse heranzog, die er selbst aus eigener Erfahrung am genauesten kannte. Heute ist die Mietssteuer gerade wegen ihrer außergewöhnlichen Ungerechtigkeit in der Reichshauptstadt längst abgeschafft worden.

Wie ein rechter Landedelmann hatte Fürst Bismarck auch seine Freude an dem eigenen Heim. Er verließ es nur ungern, selbst der Umzug von Varzin nach Friedrichsruh und umgekehrt war ihm „widerwärtig". Er liebte den Wald nicht bloß der Rente halber, die er aus ihm zog, sondern um des Waldes selber willen: er sah in ihm „das Bild eines wohldisciplinierten Volkes, wo alles durch eine oberste Fürsorge geregelt ist, das Wachstum, das Alignement und das Fällen", er war ihm „das Idealbild eines Staates, der weder ein Parlament noch Zeitungen hat". So deutete er auch einmal seine Vorliebe für die Wildschweine in anmutig scherzender Weise: „Unter der Erde giebt es Engerlinge, die die Wurzeln auffressen und alle Pflanzungen verwüsten. Auf der Erde giebt es dagegen Rudel von Wildschweinen, die auf ihrem ungestümen Vordringen, was ihnen im Wege steht, umstürzen. Man wütet gegen die Wildschweine, weil man sie sieht, aber der Schaden, den sie anrichten, kann gar nicht mit den unterirdischen Verwüstungen der scheußlichen Insekten in Vergleich gestellt werden. Die Wildschweine sind die Soldaten, die Engerlinge die Socialisten."

Und weil der Fürst eine eigentümliche Zuneigung für alle Wesen und Tiere hatte, von denen er umgeben war, so hatte er ein Grauen vor dem Leben außer seinem Hause. Fremde Gastfreundschaft lehnte er ab. „Es liegt mir wenig daran," sagte er, „ein schönes Haus zu bewohnen, in schönen Parks spazieren zu gehen, in guten Betten zu schlafen und an feinen Tafeln zu speisen. Ich finde in dem allen keinen Reiz, wenn dieses Haus nicht mein Haus, diese Bäume nicht meine Bäume, wenn es nicht mein Bett und mein Tisch ist." Nie trennte er sich ohne Traurig-

keit von seinem Heim, und doch waren es keine Paläste, die er bewohnte. Wer Friedrichsruh jemals gesehen hat, der weiß, daß es das einfache Haus eines großen Menschen war, den die Eitelkeit der Welt nie besessen hat, der nur für seinen gewaltigen Körper eine gute Küche, einen guten Teller und für sein rastloses Gehirn einen geräumigen Arbeitstisch brauchte. „Es ward mir wunderbar preußisch zu Mute," erzählt Adolf Wilbrandt, „als ich durch das Haus ging. Zuerst zum Lenbachzimmer hinauf, dann nach unten zurück, nichts von Prunk und Pracht, nichts von „Eleganz". An den Thüren im ersten Stock sah ich noch die Nummern, offenbar aus der Zeit, als dieses Haus ein Gasthof im Sachsenwalde war. Alles hell, die Thüren, die Fenster, die Wände; große, lichte Räume von ruhigster Einfachheit, gutes, warmes Obdach, behaglich und weiter nichts." Der Fürst erzählte einmal selbst: „Friedrichsruh war früher ein Lippesches Jagdschloß; später hatten es ein Kammerdiener und eine Köchin, die auf dem nicht ungewöhnlichen Wege reich geworden waren, erworben und vermieteten die Räume an Sommerfrischler. Damals war es noch nicht so groß. Die Räume, durch welche Sie gegangen sind, und diesen Speisesaal habe ich angebaut." Die Fürstin warf die Bemerkung ein: „Ja, ich wollte, daß Du Deine Zimmer auch gleich mit vergrößert hättest, denn Otto wohnt von uns allen am schlechtesten", worauf der Fürst erwiderte: „Ich hatte mir das Besitztum eingerichtet als Sommeraufenthalt für wenige Wochen oder Monate von Berlin aus. Es lag mir so bequem; ich konnte mir als Minister hier Vortrag halten lassen und hatte gute Verbindung; es gehen täglich zweiundvierzig Züge hier durch, und da hätte es ja auch genügt. Daß es freilich so bald anders würde, hätte ich damals nicht geahnt. Ja, ich hätte damals noch etwas mehr bauen können, allein jetzt genügt es auch so." Sogar Ratten mögen bisweilen ihren Einzug in das Heim, wenn auch nicht in die Wohnräume des Staatsmannes gehalten haben, wenigstens boten sie ihm Anlaß, sich einmal in humorvoller Weise über die

unruhige und beschwerliche Politik von Friedrichsruh zu beklagen: „Das beschäftigt mich genug,“ sagte er, „und die Dinge hier sind ganz ebenso schwer zu behandeln wie diejenigen, mit denen ich mich sonst zu beschäftigen hatte, denn hier haben wir Schwäne, Enten und Ratten, die nicht friedlich miteinander leben würden, wenn sie sich allein überlassen blieben. Die Schwäne sind nicht mit den Enten auf gutem Fuß, möchten sie und ihre Jungen vielmehr fressen, und die Ratten sind die Feinde beider. Es ist außerordentlich schwer, eine Verfassung zu finden, unter welcher sie alle gedeihen können, oder ihnen begreiflich zu machen, was das Beste für jeden ist, besonders den Ratten.“

Wer allerdings die Sprache verstand, die auch die Dinge reden, der sah in all der Schlichtheit des Hauses doch die Bilder einer wundervollen Vergangenheit emporsteigen. Da liegt auf dem Schreibtisch ein Petschaft, das während des französischen Feldzuges erbeutet, dem Fürsten zugewendet worden ist; es ist das Siegel eines französischen Ingenieurkommandos. Dort steht auch ein mächtiges Schreibzeug aus schwarzem Stein, auf der Platte liegt ein sterbender Löwe ausgeprägt: „Das schenkte mir im Jahre 1875 Kaiser Wilhelm, mein alter Herr, als er sehr krank war und dem Tode nahe zu sein glaubte; glücklicherweise hatte er sich über sein Befinden getäuscht.“ Ein langes weißes Etui enthält ein außerordentlich kostbares und kunstvoll gearbeitetes Petschaft, das an seiner Siegelfläche und an seinem Knauf mit großen Lapislazulisteinen besetzt ist. „Das habe ich zu meinem letzten Geburtstage von Seiner Majestät geschenkt bekommen, es stammt vom Schreibtische meines hochseligen Herrn, des alten Kaisers. Mein Blick hat oft und lange darauf geruht, wenn ich zum Vortrage bei ihm war.“ Fast jedes Stück hat seine besondere Bedeutung und selbst die Gegenstände des täglichen Gebrauchs erzählen vielfach eine eigene Geschichte. Und wenn der Fürst dem Gaste einen Wein empfahl und preisend hinzufügte: „Der stammt von Andrassy und der von Crispi und der noch vom alten

Metternich", oder wenn er einen Rum anbot, der Anno 1809 gekauft wurde zur Verproviantierung der Festung Jülich, dann fühlte man doch, daß man nicht nur bei einem Landedelmann weilte. Der Fürst selbst sprach solchen Gaben freilich nur in beschränktem Maße zu und stets flog sein Blick zu Schweninger hinüber, wenn er ein neues Glas sich eingoß. Aber er freute sich seines guten Kellers, er kannte jeden Wein genau, er wußte ihn fachmännisch zu schätzen, und er nahm es auch nicht übel, wenn ein vertrauter Gast einmal die Nase allzu tief in das Weinglas steckte. Und ebenso freute er sich, wenn man seiner vorzüglichen Küche, die der besonderen Leitung der Gräfin Rantzau unterstellt war, gebührende Ehre erwies. Die meisten Speisen lieferten die eigenen Wälder, Gärten und Teiche, ja der Fürst erklärte, daß er in Varzin fast ausschließlich von seinem Grund und Boden lebe; in Friedrichsruh freilich waren fast täglich Hamburger und Berliner Firmen durch Delikatessen vertreten.

Nur eine Erscheinung hat die äußere Behaglichkeit gestört: die Zudringlichkeit gewisser Vertreter der Presse. „Ich muß vorsichtig sein bei dem, was ich sage, denn die Zeitungsschreiber schreiben alles, was ich sage, sofort auf; ich bin in meinem eigenen Hause nicht sicher und kann selbst hier nicht immer so sprechen, wie ich es eigentlich wollte." Die Dreistigkeit mancher Mitglieder der Presse war in der That eine Plage. So glückte es an einem Sommernachmittag einem Reporter, trotz Pförtner, Gendarm und Hund, in den Park zu gelangen und die Treppen zum Balkon hinaufzusteigen, auf dem der greise Fürst gerade Zeitungen las. Der Herr von der Feder war gewiß in dem Glauben, recht höflich zu sein, als er den Hut abnahm und aussprach, daß er glücklich sei, Seine Durchlaucht anzutreffen, ihm seine Verehrung zu bezeugen und (indem er das Notizbuch hervorzog) einige Fragen stellen zu dürfen. Und er war wohl nicht wenig erschrocken, als der Fürst aufstand, seinen Stock erhob und den Interviewer mit drohender Stimme hinauswies. Es ist wiederholt vorgekommen, daß Zeitungs-

berichterstatter ihr Gesicht gegen die Fenster der Wohn- und Schlafzimmer gedrückt haben, um sich über die Vorgänge zu informieren. Ich habe es selbst erlebt — im Jahre 1896 — daß, während ich als Gast des Fürsten bei der Abendtafel saß, ein leichtes Geräusch vom Fenster her mich veranlaßte, mich umzuwenden; ich sprang auf, eilte zu dem Fenster, und kam gerade noch rechtzeitig, um einen Mann der Feder mit der Hast eines Hasen davoneilen zu sehen. Am nächsten Morgen stand dann bereits in zwei Berliner Blättern ein Telegramm, das den Inhalt meiner Unterredung zum Thema hatte. Es ist psychologisch interessant, daß viele der heftigsten Angriffe auf den Fürsten Bismarck in der Tagespresse gerade daraus zu erklären sind, daß er alle, die mit Zudringlichkeit und Neugierde sich ihm näherten, schroff von sich zurückwies und kein Bedenken trug, ihre persönliche Eitelkeit zu verletzen. Als Fürst Bismarck auf seinem letzten Lager ruhte — heilig sei dem deutschen Volke der Raum! — und der getreue Arzt des Hauses nur einigen Zeitungsvertretern Zutritt gewähren konnte, da rief ihm ein Berliner Journalist zu: „Sie denken wohl, darum werden wir lange noch bitten? Dann gehen wir eben nicht hinein.“

* * *

Aber der einzelne Flecken darf nicht entscheidend sein für die Gesamtheit — bis auf jene Wenigen haben all' die Unzähligen, die dem Fürsten sich nahten, mit Ehrerbietung und rechter Würde ihm ihren Gruß dargebracht. Und wenn die gewaltige Gestalt des Mannes, den man den Eisernen hieß, wenn das strahlende Auge, das so oft für Deutschland wachte, wenn die herrlich gemeißelte Stirn, hinter der eine Welt von Gedanken wehte, wenn die Größe des Unsterblichen das Herz mit zagender Scheu erfüllte, so hat doch die Gemütstiefe seines Wesens, sein goldglänzender Humor, sein reines und edles Menschentum, so hat jeder Blick, den in sein Heim zu thun dem Einzelnen vergönnt war, diese Scheu gebannt — es war nicht mehr der Gigant, der

Throne stürzte und über Schlachtfelder schritt, es war der weisheitsvolle, erfahrungsreiche Edeling vergangener Zeiten, der heimgekehrt ist aus Kampf und Fährnis und der jetzt vom Hochsitz des Hauses herab den Lauschenden berichtet. Es war der narbenreiche Held, der mit träumerischer Weichheit seines toten Heerkönigs gedachte, der aber zornig auffahren konnte in dem Grimm über erlittene Unbill. Und um ihn lag das goldene Dämmerlicht des wohlgeordneten Hauses, in dem die Lebensfreude kein hastig verscheuchter Fremdling, sondern ein froh begrüßter Gast bis zum letzten Tage geblieben ist.

Zehntes Kapitel.

Die Seinen.

Es liegt für ein deutsches Gemüt etwas tief Ergreifendes darin, die Männer, deren Genius gestaltend gewirkt hat auf den Gang der Geschichte, sich vorzustellen im häuslichen Kreise. Martin Luther, der einem Kaiser und seinen Reichstagen, einem Papste und seinen Konzilien getrotzt hat, ist uns ans Herz gewachsen in dem freundlichen Bilde, das ihn uns darstellt im Kreise der Seinen, wie er den Knaben wehret und die Mädchen lehret, wie er Frohsinn und Ernst zu glücklicher Mischung vereinigt. Der Mann, dessen Thränen wir fließen sehen, als ein Kind frühzeitig von ihm scheidet, den wir weichen Herzens sich sorgen sehen um das Gedeihen des Lebens, der mit heiterem Scherz das Mittagsmahl würzt und an freundlicher Geselligkeit teilnimmt, war derselbe, der den riesenhaften Kampf der Geister entfacht, dessen Ziel noch heute nicht gefunden ist. Der Mann, der den deutschen Traum zur Wahrheit schuf, dem das Größte glückte, weil er einen eisernen Willen besaß, in dem die Feinde haßerfüllt ein Ungeheuer erblicken ohne Gefühl und ohne Schonung, er hat dennoch über den engen Kreis des häuslichen Lebens den köstlichen Glanz des tiefen deutschen Gemütes gebreitet. Wo sonst die Fürstenkrone gestrahlt, wo sich der Hochmut dem Verdienste zur Seite stellt, da pflegt der warme Hauch der Liebe zitternd zu entschwinden; kalt weht es uns an aus den Gemächern Napoleons,

und auch in dem Heim des großen Friedrich herrscht frostige Kühle. Ein deutscher Volksheld aber darf nicht in der kalten Pose des siegreichen Überwinders vor uns stehen, es muß ihn jener Schimmer deutschen Gemütes umfließen, der nur von der Sonne des häuslichen Lebens ausgestrahlt wird. Der Marmorkamin des Salons verbreitet kein Behagen, aber die schlichten Kacheln der deutschen Wohnstube erwärmen und erfreuen. Wer also die Menschen und ihren Wert nicht nur schätzt nach dem Gewicht ihrer Thaten, wer die Erfolge nicht nur zählt, sondern zurück geht zum Quell, aus dem sie strömen, der wird nicht fürchten die Größe zu verkleinern, wenn er auch den Blick hinlenkt auf die treue und rührende Gestalt der Frau, die ihm zur Seite stand und die vielleicht gar tief das bittere Weh empfand, den Gatten mit einem Könige, mit einem Volke, mit einer Welt zu teilen.

Johanna von Puttkamer war keine große Frau im Sinne der Geschichte, sicherlich lag ihre Größe nicht auf dem weltumfassenden Gebiete, in dem ihr Lebensgenosse der Herr war. Aber sie war hingebend und opferwillig, verständig und anschmiegend, und in dem Reiz der passiven Natur des weiblichen Geschlechts bot sie die ansprechende Ergänzung der thatenfrohen, willensstarken Art ihres Gatten. Eine unscheinbare Episode bezeichnet am besten ihre Art: Im Jahre 1892 saß Bismarck in Friedrichsruh auf der Veranda, es war der Tag der Wahlen im Reich. Die Fürstin trat heraus und sagte, sie sei schrecklich aufgeregt, wenn nur erst eine Nachricht da wäre. „Liebes Kind," war die Antwort, „die Sache ist wirklich nicht so wichtig; eine Mehrheit für die Militärvorlage ist unter allen Umständen gewiß." Die Frau sah erstaunt auf. Was ging sie die Militärvorlage an? Sie hatte an ihren ältesten Sohn gedacht und an die Kränkung, die ihm vielleicht eine Niederlage in dem Wahlkampf bereiten würde.

Johanna von Bismarck hat sich am glücklichsten gefühlt während der ruhigen Zeiten, die sie in Frankfurt verlebte. Gern erzählte sie von dem sorgenfreien Leben jener Periode. Auch die

Jahre nach der Entlassung boten ihr wieder, was sie solange entbehrt, sie konnte teilnehmen an dem täglichen Leben des Mannes. Aber sie empfand mit doppelter und dreifacher Schärfe das Leid, an dem Bismarck trug, und während bei ihm eine überlegene Philosophie frühzeitig die Bitterkeit der Entlassung in Resignation umformte, blieb sie bis zuletzt, gerade weil es sich um den Vergötterten handelte, auf das Tiefste gekränkt. Manches Wort, das sie in der Erregung des Augenblicks sprach, schlüpfte durch die Spalten der Fenster und Thüren und wurde dort hingetragen, wo man empfindlich war gegen jede Kritik. Niemand ist schonungsloser als die Frau, die in der Liebe zu den Ihren verletzt wird. In schlichten Worten, doch warm empfunden, hat ihr, als sie starb, der sonst so streitbare Harden pietätvoll ein Denkmal gesetzt:

„Sie lebte geräuschlos, ganz erfüllt von dem gesunden Egoismus einer Familienmutter, die sich an Nächstes hält und von der Öffentlichkeit nichts wissen mag. Dieses abscheuliche Ding Öffentlichkeit hatte ihr vierzig Jahre lang den Mann fast völlig geraubt und allgemach auch die Söhne umsponnen; abgearbeitet und nervös sah sie die Liebsten zu kurzer Rast am Frühstückstisch, müde und oft genug arg verärgert kehrten sie ihr abends wieder. War's da ein Wunder, daß im Innersten dieser Frau, die so gar nichts vom leidig Damenhaften hatte, ein beinahe zorniger Widerwille gegen diese Öffentlichkeit erwuchs, die störend immer ins familiäre Behagen brach?

Gekannt haben Johanna von Bismarck wohl nur die Nächsten; was Andere von ihr dachten, war ihr immer ganz gleichgültig. Sie war darin namentlich ganz Frau, daß sie die Dinge niemals sachlich nahm, die kleinen Vorgänge des Hauses so wenig wie die großen politischen Dramen. Der oder Die gefiel ihr, Der oder Die würde die Sache schon machen. Die Sache selbst? Mein Gott, sie kann gut oder schädlich wirken — wer kann das im voraus wissen? Das Wichtigste ist, daß man seine Leute kennt.

Und da sie von allen Leuten am besten ihren Mann kannte, und da sie so oft erlebt hatte, daß er gegen das Toben und Wühlen einer Welt recht behalten hatte, so folgte sie gläubig seinem Sinnen und Wollen, und sah schließlich alles durch das Medium seines Geistes. Ob ihr einer sagte oder ob sie in den Zeitungen las, die oder jene Maßregel sei falsch und diesmal habe der Kanzler ganz sicher geirrt, ... das ging spurlos an ihr vorüber: er weiß, was er will, er wird die Sache schon machen. Dabei nicht der leiseste Hang zur Vergötterung; ihr „Ottochen" blieb ein einfacher Mensch, ein guter, kluger und klarer Erdenbewohner, von dem sie eben nur wußte, daß er immer ein großes Stück weiter sah als die Anderen. Wer ihr von der Größe des Mannes sprach, für den hatte sie nur ein stilles, ein bißchen ironisches Lächeln; sie kannte diese Größe ja doch besser und hätte sie ebenso gut gekannt und ebenso zärtlich geliebt, auch wenn der Deichhauptmann niemals Minister geworden wäre. Äußere Anerkennung konnte sie nur erfreuen, weil er sich vielleicht für eine kurze Minute darüber freute; und auch seine Thätigkeit konnte sie nur interessieren, weil's eben seine Thätigkeit war. Sie hörte wohl stundenlang zu und zwang sich den Schlaf aus den Augen, wenn er von hoher Politik sprach; an und für sich aber war diese hohe Politik ihr das gleichgültigste Ding von der Welt, mit dessen Einzelheiten sie sich nicht abgeben mochte. Sie ging niemals ins Parlament, wenn ihr Mann sprechen wollte; sie hätte sich über die dummen Kerle zu sehr geärgert, die klüger als der Klügste sein wollten. Wie wenig sie sich um den parlamentarischen Firlefanz bekümmert hatte, zeigte einmal ein Ausruf des Erstaunens. Im Reichstag war die letzte Militärvorlage beraten worden, und die Fürstin hatte die Berichte durchgeblättert, weil ihr ältester Sohn an der Debatte beteiligt war; da fiel es ihr auf, daß der entscheidenden Abstimmung, mit der die zweite Lesung schloß, am nächsten Tage abermals eine Abstimmung folgen sollte, und sie fragte: „Wie ist denn das, Ottochen, ich denke, die Geschichte ist gestern zu Ende gekommen?"

Und der Fürst fand die menschenverständliche Antwort: „Liebes Kind, gestern war Standesamt und heute ist kirchliche Trauung.“

.... Vor der Arbeit selbst, deren Wert sie gar nicht abschätzen wollte, hatte sie ehrliche Achtung. Um diese Arbeit nicht mit beschwerlichen Ansprüchen zu stören, hatte sie sich neben der Werkstätte des Riesen ein kleines Leben für sich allein zurecht gemacht; da waren die Wirtschaftssorgen, von denen man nie etwas merkte, und die im Hause doch eine unvergleichliche Behaglichkeit schufen; da war der Verkehr mit den Kindern, die beinahe täglich Briefe empfingen und schrieben, da kamen alte und junge Freundinnen, Ortsarme, Diener und Hausmädchen, die sämtlich für ihre kleinen und großen Bekümmernisse stets ein offenes Ohr und ein gutes Wort fanden; und für die Ruhestunden gab's die geliebte Musik — wenn kein Klavierkundiger zur Stelle war, wurden kleine Spieldosen aufgezogen — oder ein hübsches Buch, eins von der Sorte, die leider selten geworden ist, seit „die gräßlichen neuen Sachen aufgekommen sind“. So war der Tag sauber eingeteilt, und auch dann noch reichlich besetzt, als die lästigen Pflichten der Repräsentation unnötig geworden waren, und nie konnte ein launischer Wunsch oder die Sucht nach Zerstreuung diese Frau zu einem Einbruch in das Gedankenleben des Mannes verlocken, aus dessen Augen sie die Welt ansah. Sie wird gewiß nicht gejammert haben, als der Gatte mit den beiden Söhnen über die Schlachtfelder ritt.

Das Jammern war überhaupt ihre Sache nicht. Sie ertrug ihre Schmerzen, saß still am Tisch, aß nichts und trank nichts und mochte nicht, daß man es bemerkte. Sie schlich nachts, wenn der Fürst unwohl war, leicht bekleidet in den Gang neben seinem Schlafzimmer, horchte, ob er auch schliefe, und mußte mit sanfter Gewalt ins Bett gebracht werden. Wenn ein Fremder ihr Tischnachbar war und sich um Unterhaltungsstoff quälte, wies sie ihn mit leichtem Nicken an den Hausherrn, als wollte sie sagen: Hören Sie da lieber zu, das ist wichtiger; mir sind Sie gleichgültig, und

ich, wenn Sie ehrlich sein wollen, bin's Ihnen auch. Sie selbst war immer ehrlich und überließ sich mit echt frauenhafter Rücksichtslosigkeit ihren Sympathien und Antipathien; wenn sie einen Menschen nicht leiden mochte, dann konnte er sich in Liebenswürdigkeit erschöpfen — es half nicht; er ärgerte sie nun einmal, und sie hatte ein merkwürdiges Talent, sich zu ärgern. Die schmächtige Frau, der innerer Adel eine vornehme Sicherheit gab, und die sich vor niemand bückte, konnte sich über jede Kleinigkeit ärgern: über eine dumme Zeitung, einen unvorteilhaften Ankauf, eine taktlose Bemerkung, am allermeisten aber über eine Phrase. Alles Redensartliche, das nicht empfunden war und mechanisch nur im Ohr hängen gebliebene Klänge wiederholte, war ihr in tiefster Seele verhaßt . . . ."

Auch Max Bewer hat von der Fürstin ein anziehendes Bild geliefert: „Man gewinnt sofort den Eindruck, daß sie ihrem Gatten nicht nur das schmückende und gemütvolle Element seines Hauses, sondern eine starke, fürsorgende Gefährtin des Lebens ist. Ihr Geist, ob sie nun über häusliche oder schöngeistige Dinge sprach, erscheint von einer festen, bestimmten Klarheit; es ist ein Geist in ihr, der Wärme ausstrahlt, aber selbst keiner Liebkosung bedarf, wie das Gemüt so vieler anderer Frauen. Sie schien mir in allem, was sie sagte und that, Gutes und Freundliches zu geben, ohne zu erwarten, daß ihr selbst auch gegeben werden müsse. Sie ist eine selbständige Natur, eine Frau, die trotz Gräfin, trotz Fürstin und Herzogin immer nur in erster Linie Frau und Hausfrau blieb, häuslich denkend, häuslich schaffend, von der Weichheit und Güte, aber ohne die Schwäche und die Prätension des Weibes. Von kräftiger, stark mittelgroßer Figur, hat sie sich in den stürmischen geschichtlichen Ereignissen, die ihre Wellen aus der Politik nur zu häufig bis in ihre Häuslichkeit geschlagen haben mögen, gesund, frisch, klar und heiter erhalten. Für ihre Gäste hat sie eine lautlose und doch stets überaus wachsame Sorge. Man hat nie einen Wunsch, man bekommt alles von selbst. Es ist die stillste und

doch die wärmste und beredtste Gastfreundschaft, die man in der Fürstin Hause genießen kann." Vornehm und schlicht, eine ruhige, scheinlos würdevolle Gestalt mit klugen, milden, menschenfreundlichen Augen, ein großer, unvergeßlicher Kopf, wie vom Schicksal dazu bestimmt, den Mann, der so hohe Wege ging, frei von aller Eitelkeit und dem reinen, sachlichen Verstand eines hingebenden Herzens zu begreifen, — so schildert Adolf Wilbrandt Bismarcks greise Lebensgefährtin.

Ein kleiner Zug mag die rührende Zartheit bezeichnen, die in dem Verhältnis des fürstlichen Paares bestand: die letzte photographische Aufnahme der Fürstin, der unverkennbar der Stempel stark fortgeschrittenen Leidens aufgedrückt war, wurde bei Tafel besichtigt. „Lieber Otto, sehe ich wirklich so aus?" fragte die Fürstin. Mit einem zärtlich besorgten Blick in die ängstlich fragenden Augen seiner Gemahlin antwortete der Fürst ruhig und bestimmt: „Nein, liebes Kind, so siehst du nicht aus." Kurze Zeit darauf siedelte die fürstliche Familie nach Varzin über und einige Wochen nachher erlag die Fürstin ihrem schweren Leiden.

Siebzig Jahre war die Fürstin alt — nur drei Jahre trennten sie noch von dem Feste der goldenen Hochzeit —, als der Tod sie von der Seite des Gatten riß. Schon seit Monaten hatte sie mit kurzen Unterbrechungen das Bett hüten müssen, aber sie hatte dennoch nicht einen Augenblick das ihr eigene milde und gütige Wesen verloren, das sich jedem unauslöschlich eingeprägt hat, der ihre Teilnahme auch nur für einen Augenblick erweckte. Am 27. November früh um fünf Uhr ist sie entschlafen. Noch bis in die letzten Lebensstunden hinein hatte ihr reger Geist und der sie charakterisierende häusliche Sinn sie nicht verlassen, noch in der letzten Nacht hatten sie Anordnungen beschäftigt für die im Hause anwesenden Gäste. Der Fürst hatte seine Gemahlin zum letztenmal am vorhergehenden Abend gesprochen. Die Fürstin war reger gewesen als während der letzten Tage und hatte auch auf freundlichen Zuspruch des Arztes wiederholt Nahrung genommen, so daß sich leise Hoffnungen erhoben,

die sich freilich nicht mehr erfüllten. Der Fürst erfuhr den Heimgang seiner Gemahlin, als er nach dem Erwachen das Schlafzimmer der Fürstin betrat und die weinenden Enkel am Sterbebett der Großmutter fand. Die Erschütterung war, verdoppelt durch das Unvermittelte des Eindrucks, eine gewaltige, doch war der Fürst durch Professor Schweninger bereits darauf vorbereitet worden, daß ihm dieser schwerste Schlag, der ihn in seinem hohen Alter noch treffen konnte, unvermeidlich in naher Zeit bevorstand. Die Beerdigung hat in den schlichtesten Formen stattgefunden.

Mit unermüdlicher Treue und voller Hingebung, die auch vor schweren Opfern nicht zurückschreckte, hat die Tochter des Fürsten, Gräfin Marie Rantzau, die Sorge für das Wohlbefinden des Vaters und für die Leitung des Hauses übernommen. Sie hatte willig Verzicht geleistet auf das glänzende Leben an den Höfen, das sich ihr an der Seite eines Gatten bot, der in der diplomatischen Laufbahn bereits zu Ansehen und Rang emporgestiegen war, und es lag ganz in ihrer Art, dem Hause, dem sie vorstand, behagliche Gemütlichkeit zu verleihen. Durch und durch Dame, außerordentlich belesen und als einstiger Privatsekretär ihres Vaters voll Verständnis für die politischen Fragen, war sie doch zugleich die zärtlichste Mutter für ihre drei blühenden Knaben und die rücksichtsvollste Tochter gegen ihren vergötterten Vater. Schien aber das Opfer, das sie mit der Zurückgezogenheit des Lebens in Friedrichsruh brachte, selbstverständlich und natürlich, so war der Verzicht, den ihr Gatte leistete, als er sein Amt verließ, um dem Fürsten die Möglichkeit zu schaffen, sich der Pflege durch seine Tochter zu erfreuen, in Wahrheit bewundernswert. Ihm, der jede Wallung eines natürlichen Ehrgeizes niederkämpfte, um das Bedürfnis des greisen Helden nach einem freundlichen Familienleben zu erfüllen, schuldet die Mitwelt wohl besonderen Dank. Denn mochte sein Opfer sich auch in dem steten Verkehr mit dem Fürsten belohnen, so konnte ihm doch auch das Gefühl nicht fernbleiben, im Hause eines Bismarck mit dem eigenen Werte stets zurückstehen zu müssen.

Als durch die Zudringlichkeit eines Hamburger Journalisten, den der Graf mit berechtigter Schroffheit in seine Grenzen zurückgewiesen hatte, in der Presse über ihn die abfälligsten und ungerechtesten Urteile gefällt wurden, als man ihn höhnisch den „Vicewirt von Friedrichsruh“ nannte, da hat der Fürst es veranlaßt, daß die Verdienste des Grafen vor der Öffentlichkeit warme Anerkennung fanden. Graf Rantzau ist in der That kein „Junker“, wie man ihn gern hinzustellen beliebt hat, er ist kein Mann, der seine Aufgabe darin sucht, zu jagen, zu reiten und „die Leute anzuschnauzen“. Bei aller Entschiedenheit seines Wesens ist er doch ein Mann von den liebenswürdigsten und verbindlichsten Formen, wenn man sich ihm höflich und ohne Aufdringlichkeit nähert. Übergriffen, sowie unberechtigten Belästigungen gegenüber ließ er es freilich an einer determinierten Zurückweisung nicht fehlen. Er hatte nicht nur die gesamte Hausverwaltung in allen ihren Teilen zu leiten, sondern auch eine umfangreiche Korrespondenz namens des Fürsten täglich zu erledigen und außerdem alle gesellschaftlichen und repräsentativen Verpflichtungen zu erfüllen, denen der Fürst nicht selbst nachkommen konnte. Außerdem lag ihm die oberste Verantwortlichkeit für alles ob, was innerhalb des Friedrichsruher Herrenhauses geschah und unterblieb. Der Fürst war denn auch stets voll Anerkennung für die unablässige Fürsorge, die sein Schwiegersohn entfaltete, für die Hingebung, mit der einzig und allein um das Wohlergehen des greisen Staatsmannes er besorgt war. Wir dürfen überzeugt sein, daß das letzte Wort, das Fürst Bismarck gesprochen hat, und das an die Tochter gerichtet, den schlichten Wortlaut hatte: „Ich danke Dir, mein Kind“, auch ihrem Gatten galt. Und es ist ein freundlicher Gedanke, daß durch die Bereitwilligkeit des Grafen Rantzau, aus seiner Laufbahn auszuscheiden, die Möglichkeit geschaffen wurde, den Lebensabend des greisen Helden mit dem Jugendglanz, mit der Freude an dem frohen Treiben der Enkelkinder zu umrahmen. Fast immer weilten die Rantzauschen Kinder oder, seitdem der älteste Sohn die Ritter-

Akademie in Brandenburg bezog, zwei von ihnen beim Großvater. Es waren bildhübsche, schlanke, hochgewachsene Jungen, und entzückend war es, das Verhältnis des greisen Fürsten zu den Enkeln zu beobachten. Welch tiefe Zärtlichkeit lag in seinem Blick, wenn die frischen Jungen zu den Mahlzeiten in das Zimmer traten, wenn sie dem Großvater die Hand küßten, die dann liebevoll über ihre frischen Wangen strich. Sie waren nicht dazu verurteilt, wie es der Jugend so oft geschieht, bei Tisch mäuschenstill auf ihren Plätzen zu sitzen und gar manchmal hörte man ihr munteres Lachen vom anderen Ende der Tafel. Zuweilen flog dann wohl ein lächelnder oder freundlich mahnender Blick des Großvaters zu ihnen hinüber, und am Ende der Mahlzeit teilte er ihnen auch selbst, wenn sie brav gewesen, einen Apfel oder steckte ihnen einen Leckerbissen zu. Verzärtelt wurden die Knaben nicht, sondern zu tüchtigen Junkern herangebildet. In Varzin bestand ihr Hauptgenuß darin, „in der Schafwäsche“ mit den Dorfjungen zu baden und nachher sich an weißen Rüben, frisch aus dem Felde, zu delektieren. Auch in Haus, Hof und Garten sah man wohl die Spuren von dem fröhlichen Treiben der Kinder und Kindeskinder. Denn zuweilen erschienen auch die anderen Enkelkinder, die Töchter des früh verstorbenen Sohnes Wilhelm, echt deutsche blauäugige Mägdlein, denen der Großpapa bei Tisch gern in scherzhafter Weise wie der Kavalier den erwachsenen jungen Damen entgegenkam, während er sich mit feinem Lächeln an der Wirkung seiner Aufmerksamkeiten auf die harmlosen jungen Gemüter erfreute. Charakteristisch ist die Antwort, die der Fürst einmal auf die Fragen nach den Kindern seines jüngeren Sohnes gab: „Ja, er hat zwei ganz nette Göhren; wenn ich nur jetzt schon wüßte, was für ein Lump die einmal heiratet und mein Geld durchbringt.“ Der Fürst hatte eben den Bericht über das Schicksal eines Standesgenossen gelesen, der ein kolossales Vermögen verschwendet hatte und sich in einer Lage sah, die ihm kaum einen ehrenhaften Ausweg offen ließ. Übrigens wurde behauptet, daß der Fürst eine größere Vorliebe für die

männlichen als für die weiblichen Sprößlinge hege. Und das Erscheinen des ersten männlichen Enkels war eine der größten Freuden seines sinkenden Lebens.

Von tiefer Innigkeit zeugte auch das Verhältnis der beiden Söhne, der Grafen Herbert und Wilhelm, zu ihrem Vater. Sie standen dauernd in der lebhaftesten Korrespondenz mit ihren Eltern. Gerade der ältere Sohn hatte sich zu allen Zeiten der größten Anfeindungen durch die Gegner seines Vaters zu erfreuen. Als der Fürst entlassen wurde, da hatte der Kaiser persönlich in der dringendsten Weise sich bemüht, den Grafen Herbert Bismarck als Leiter des Auswärtigen Amtes dem Staatsdienst zu erhalten. Der Graf hat allen Lockungen widerstanden, er war charaktervoll genug, mit seinem Vater das Exil zu teilen und einer glänzenden Laufbahn zu entsagen. Ist auf ihn auch nicht die geniale Fassungskraft, die Weitsicht und der durchdringende Scharfblick seines Vaters übergegangen, so ist er doch weit entfernt, jene Schätzung zu rechtfertigen, die ihm noch heute von seiten seiner demokratischen Gegner entgegengebracht wird. Er ist ein ruhiger, ernster, arbeitsamer, die Thatsachen nüchtern beurteilender, kenntnisreicher Mann, der auch dann die volle Qualifikation zu einem preußischen Minister besäße, wenn er nicht als der vertraute Gehilfe seines Vaters eine Schule durchgemacht hätte, wie sie keinem anderen Mitarbeiter des großen Staatsmannes zu teil geworden ist. Die Schilderung, die Sidney Whitman einmal von ihm gab, darf in den wesentlichsten Punkten als zutreffend gelten: „Graf Herbert wird nur von den Wenigen, die dem Bismarckschen Familienkreis unmittelbar nahe stehen, richtig verstanden. Seine Gegner behaupten, daß er im Auswärtigen Amt allzu bureaukratisch aufgetreten sei. Ich kann mich aber auf das Zeugnis unbedingt zuverlässiger Persönlichkeiten aus dem Kreise seiner nächsten Umgebung berufen, die alle darin übereinstimmen, daß sein gerades und schlichtes Wesen für jede Art von Kriecherei und Schwanzwedelei unzugänglich war. Bezeichnend für ihn ist wohl auch der folgende Vorfall: Als wir eines

Tages zusammen waren, las ich in einer deutschen Zeitung einen Artikel, der einen äußerst heftigen Angriff auf seine Person enthielt; ich steckte das Blatt weg, um ihm den Ärger zu ersparen. Trotzdem fügte es sich so, daß wir nachher darüber zu sprechen kamen, worauf er lächelnd sagte: „Das hätten Sie gar nicht nötig gehabt, von solchem Zeug könnte ich Ihnen eine ganze Sammlung zeigen, die ich mir aufgehoben habe." Bei einer anderen Gelegenheit, als ich mit dem Reichskanzler allein war, kam die Rede auf den Nepotismus. Zu meiner Überraschung ging er mit aller Gelassenheit auf den Gegenstand ein und fragte mich: „War es denn nicht natürlich, daß ich mich in der Ausübung meines schweren und verantwortungsvollen Amtes in erster Linie an meine nächsten Angehörigen hielt, wenn ich den Beistand von Vertrauenspersonen nötig hatte?" Die ungekünstelte, ich möchte fast sagen, kindliche Art dieser Entgegnung seitens eines Mannes, der mehr als einmal sein Jahrhundert in die Schranken gefordert hat, machte auf mich einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck. Bekanntlich haben sich Männer der verschiedensten Parteien dem Grafen Herbert Bismarck trotz aller Verschiedenheit der politischen Anschauungen vertrauensvoll zugewandt und hoffen auch, daß er in nicht allzu ferner Zeit die ihm gebührende Stellung in der Politik einnehmen wird, während andere, die ihm persönlich nahe stehen, vor dem Glauben warnen, daß er sich überhaupt im geringsten von Motiven des politischen Ehrgeizes leiten lasse." Ich meinerseits bin überzeugt, daß das Urteil des verewigten Fürsten zutrifft, sein älterer Sohn sei „keineswegs vom Ehrgeiz besessen", und daß das üble Wort des Professors Mommsen vom „Hausmeiertum der Familie Bismarck" nicht nur in der eigenen Widersinnigkeit, sondern auch in der Persönlichkeit des Trägers des jetzigen Fürstentitels seine Schranke findet. Fürst Herbert Bismarck liebt in der That das Landleben, seine Freiheit und Unabhängigkeit so sehr, daß es des Zusammentreffens ganz besonders zwingender Umstände bedürfen würde, um ihn zu bestimmen, in irgend ein Minister- oder Botschafterhotel

zurückzukehren. Daß er seinem Vater an Bedeutung nicht gleichkommt, ist ein Vorwurf, den jeder Tadler füglich auch gegen sich selbst richten kann, selbst wenn er wirklich über einen so energischen und abgeschlossenen Charakter verfügt, wie der älteste Sohn des großen Kanzlers.

Graf Wilhelm Bismarck, der in gewissen Äußerlichkeiten noch mehr als sein Bruder dem Vater glich, war vielleicht geistig beweglicher als dieser und besaß wohl auch eine größere Fähigkeit, sich volkstümlich zu machen, aber es fehlte ihm die ernste Lebensauffassung und die Arbeitskraft, die diesen auszeichnete. Es ist trotzdem charakteristisch für ihn, daß er in der berühmten Kavallerie-Attacke bei Mars-la-Tour, an der beide Brüder teilnahmen, und die dem älteren Bruder eine schwere Verwundung eintrug, einen blessierten Soldaten zu sich auf das Pferd hob und aus dem Getümmel rettete. Er war ein wohlwollender Mann von gelassenem Wesen, schlicht, gerechtigkeitsliebend und mit einem offenen Sinn für die Freuden des Daseins. Seine Gemahlin, Gräfin Sibylle, ist eine Tochter der Schwester des Fürsten Bismarck, der Frau von Arnim, die als seine „geliebte Malle" uns aus den köstlichen Briefen des jungen Bismarck hinreichend bekannt ist. Nach den Schilderungen ist ihr Wesen „von couragierter Frische". Sie ist eine eifrige Freundin weiblichen Sports und zweifellos überzeugt, daß die Grenzen, die der deutschen Frau gezogen sind, einer Erweiterung dringend bedürfen.

Ihre greise Mutter, Frau Malvine von Arnim, wird als eine überaus liebenswürdige Erscheinung geschildert. Von ihr erzählt Bewer: „Als während der Tafel von Schönhausen gesprochen wurde, fragte ich Frau von Arnim, ob auch sie auf Bismarcks Stammsitz geboren sei. „Nein," erwiderte sie, „ich kann nicht leugnen, daß ich nun einmal ein pommersches Fräulein bin!" Das sagte die Dreiundsechzigjährige mit einer so reizvollen Artigkeit, daß sie wirklich etwas von der Grazie eines jungen Fräuleins erhielt. Sie ist von Statur halb so groß wie ihr großer Bruder;

aber das gleiche Maß, das Bismarck von der Natur an männlicher Kraft erhalten hat, scheint sich in ihr als innere Anmut entfaltet zu haben. Man weiß, daß der Fürst zuweilen seine Gedanken in einen feinen, völlig dornenlosen, galanten, gewandten Humor zu kleiden versteht. Aus diesem graziösen Esprit scheint der Geist und der Körper seiner Schwester gebildet. Wenn sie nicht selbst so stolz und so niedlich bekannt hätte, daß sie ein pommersches Fräulein sei, so könnte man wohl von ihr sagen, wenn sie mit der feinen Hand die schwarzgestielte Lorgnette über die kleine, zartgebogene Nase an ihre klugen, lebhaften Augen führt, unter ihrem Spitzenhäubchen freundlich in die Welt sieht, und bei ihrem reizenden Lächeln eine Reihe zierlicher, kleiner Zähne zeigt, daß sie eine der anmutigsten Figuren in der Zeit des Rokoko gemacht haben würde. Ihrem Bruder muß sie geistig und gemütlich ganz besonders nahe stehen. Das konnte man an ihrem herzlichen Ton und ihrem vertrauten Mienenspiel merken." Von ihren Kindern weilte besonders Frau von Kotze gern in Friedrichsruh, die Gattin des wegen seiner Haltung in der Kanalfrage gemaßregelten Landrats, eine lebhafte und kluge, mit ihrem ganzen Empfinden an dem großen Oheim hängende Frau.

Die Männer aber, die dem greisen Staatsmann persönlich besonders nahe standen, waren Bucher, Schweninger und Lenbach. Die Geschichte und der Entwicklungsgang Lothar Buchers ist bekannt; aus dem Steuerverweigerer des Revolutionsjahres, aus dem politischen Flüchtling wurde einer der hervorragendsten Mitarbeiter an dem Werke des großen Kanzlers. Nach dem Sturze des Staatsmannes wurde er in Friedrichsruh wie ein Hausgenosse, fast wie ein Mitglied der Familie betrachtet, auf dessen Eigenheiten und Wünsche man jede Rücksicht nahm. Er selbst wußte dies sehr wohl und er legte sich keinerlei Zwang auf. Wollte er nicht sprechen, so ließ man ihn ruhig schweigen, und es ist nicht selten vorgekommen, daß er während der Mahlzeiten, bei denen immer eine angeregte Unterhaltung geführt wurde, vollständig

stumm blieb. Als er durch einen viel zu frühen Tod dem Fürsten und seiner Arbeit entrissen wurde, hat zwar die giftige Verleumdung sich auch an das schöne Verhältnis zwischen dem Kanzler und seinem getreuen Helfer gewagt, aber sie hat das Bild dieses klaren und verständigen Mannes nicht zu trüben vermocht. Wiederholt hat sich der Fürst über die Bedeutung seines Mitarbeiters ausgesprochen: „Ja, ich habe viel an ihm verloren," so äußerte er sich zu Hans Blum, „Lothar Bucher war eine stille, bescheidene, tiefe Natur, mein treuer Freund, manchmal mein Censor, mein Mitarbeiter an allem, was Herzblut, gesunden Menschenverstand, klares, scharfes Denken erfordert. Viel zu gut war er für die gewöhnliche Depeschenarbeit. Dafür halten wir die diplomatische Häckselmaschine Abeken. Für alles, was Phrasen erforderte, wie Thronreden u. dergl., war Bucher absolut nicht zu haben. Er verstand sich nicht nur nicht auf Phrasen, er haßte sie geradezu. Auch war er ganz unglücklich darüber, daß das Publikum sich mit ihm beschäftigte. Ja, ich fühle mich sehr vereinsamt durch Lothar Buchers Tod. Meine Freunde, die es wirklich waren, gehen, einer nach dem anderen, mir voraus in den Tod, und diejenigen, die meine Freunde zu sein behaupteten, wenden sich ab von mir." Diskret, ehrlich und gewissenhaft war Bucher auch als der vornehmste Mitarbeiter des Fürsten an seinen Gedanken und Erinnerungen, und mit ihm, der ihm mit Kopf und Herz ergeben, dessen Gedächtnis unfehlbar war, tauschte er am liebsten seine Gedanken aus. Der Verlust dieses „sympathischen, schweigsamen, angenehmen Hausgenossen" war in der That schwer und hart. „Was war mir Bucher!" so rief der Fürst einmal. „Solche Männer wachsen nicht auf dem Holz der Geheimräte; er war wie eine Orgel, man brauchte bloß die Register zu ziehen, und sie spielte von selber alle Accorde und Stücke, die man wünschen mochte. Ihm hätte noch eine ganz andere Stellung gebührt, doch war er nicht entbehrlich und so beschied er sich als ein getreuer Knecht vor dem Herrn."

Noch anders geartet war das Verhältnis, das zwischen dem Fürsten Bismarck und seinem getreuen Hausarzte, Professor Schweninger, bestand. Der greise Staatsmann hatte diesen frischen, natürlichen und klugen Mann wirklich lieb, und stets erhellten sich seine Züge, nahmen seine Augen einen frohen Ausdruck an, wenn der schwarzbärtige Doktor in das Zimmer trat. Dafür brachte der Arzt seinem erlauchten Patienten eine Verehrung entgegen, eine Hingebung und Liebe, wie kaum ein Anderer — er dachte nichts anderes, er fühlte nichts anderes, als nur die Sorge um seinen alten Fürsten. Allerdings ist es ihm nicht leicht geworden, im Bismarckschen Hause sofort alle Widerstände zu überwinden, die gerade seine derbe, nicht immer auf höfische Formen bedachte, aber aufrechte und ehrliche Natur hervorrief. Aber bald genug trug er einen glänzenden Sieg davon. Überaus charakteristisch für diese Entwicklung ist ein Gespräch, das im Jahre 1893 der ebenfalls recht derbe bayerische Redakteur Memminger mit der Fürstin Bismarck gehabt hat. Er hat darüber berichtet: „Die Fürstin frug mich, wie ich zu der Bekanntschaft Schweningers gekommen sei. Ich erwiderte: „Er sei ein Altbayer wie ich, er war viel im Auslande, wie ich auch, er spricht und denkt altbayerisch wie ich selber — also hat sich die Bekanntschaft leicht angebandelt, als mich vor drei Jahren Seine Durchlaucht, Ihr Herr Gemahl, zu sich rufen ließ; wir Altbayern wissen uns schon untereinander zu verstehen." Die Fürstin lächelte und meinte: „Ich habe mich auf diesen Altbayern nicht so leicht verstanden. Schweninger war so ganz anders als die anderen Ärzte, die auf die Lebensgewohnheiten meines Mannes mehr Rücksicht genommen hatten. Er erklärte, daß der Fürst, wenn er wieder gesund werden wolle, ganz nach seinen Vorschriften die Diät halten und bis auf weiteres gar nichts von Alkohol genießen dürfe. Das war für meinen Mann kaum zum Aushalten; er hatte zudem Schmerzen, und es quälte ihn die Schlaflosigkeit; dabei war er immer ein ruheloser Geist, der arbeiten wollte und mußte, also zeigte er ....

wieder Verlangen nach einem Erfrischungs- und Beruhigungsmittel, ich gab ihm, weil er mich dauerte, einen Trunk. Aber da kam ich schlecht weg. Als ihn Schweninger wieder besuchte, merkte er sofort, daß etwas gegen seine strengen Vorschriften geschehen war, und er stürmte sozusagen mit fliegender Mähne und den wilden Augen eines Berbers zu mir und erklärte mir ungefähr: „Wenn Sie Ihren Mann umbringen wollen, dann geben Sie dem Fürsten den Schnaps weiter!"

Ich mußte lachen, die Fürstin aber fuhr lebhaft fort: „Ja, das war mir gar nicht zum Lachen, denn das war echter, unverfälschter altbayerischer Dialekt, und ich muß schon sagen, daß ich von dieser ungewohnten und unerhörten Anrede ebenso betroffen wie beleidigt war. Aber was konnte ich machen? Mein Mann war recht krank, die Professoren und Kurpfuscher hatten sich vergeblich an ihm versucht, der Zustand war äußerst bedenklich, das nachdrückliche Auftreten Schweningers und seine unaufhörliche Fürsorge für den Patienten bei Tag und Nacht sagten mir alles übrige. Gleichwohl deutete ich es meinem Manne an, was mir widerfahren, der winkte jedoch ab und meinte: „Ich probiere es nun einmal mit diesem Doktor, er imponiert mir mehr als die übrigen, er kennt offenbar meine Natur besser und darum auch die Heilmittel." Also ließ ich den neuen Arzt fortmachen, wenn er auch noch einigemal meinen ersten Groll reizte; einmal hat er gar ein Glas, das ich meinem Manne wieder so zwischenhinein zugesteckt hatte, und das er (Schweninger) erwischte, einfach zum Fenster hinausgegossen. Indessen hat er Wort gehalten, mein Mann ist wider Erwarten gesund und arbeitsfähig geworden und er erhält ihn heute noch, so gut es eben in diesen Jahren und nach diesen Plagen und Affairen geht."

Die Fürstin, die asthmatisch war, hielt ein wenig an und fuhr dann mit gedämpfter Stimme fort: „Auch meine Mißstimmung gegen Schweninger ist verraucht, und ich bin recht froh, daß wir den Arzt im Hause haben. Er bringt immer muntere Laune mit,

kann äußerst angenehm, erheiternd und anregend plaudern, er ist überall zu Hause und kein so steifleinener, affektierter Manschettenprofessor und geheimnisvoller „Zauberer". Trotzdem oder vielleicht gerade deshalb weiß er mich über meine Leiden und Bedenken hinwegzuleiten oder hinwegzufoppen, wie die Altbayern sagen. Mein Mann schätzt Ihren Landsmann ungemein hoch und zwar auch deswegen, weil er keinen Doktor Wichtig spielt und seine Vertrauensstellung nicht in der Weise gebraucht oder mißbraucht, wie es zum Beispiel der Engländer Mackenzie gethan hat. Schweninger ist in erster und letzter Linie Arzt und verfolgt beim Patienten auch in und mit der Unterhaltung nur den ärztlichen Zweck. Von Politik fängt er gar nicht an und spricht nur mit meinem Manne beiläufig darüber, wenn dieser einen Anstoß dazu giebt."

„Freilich, Durchlaucht wollen — bemerkte ich dazwischen —, daß die Leute nicht glauben, der Doktor sei in die geheimsten Falten des Diplomatenrockes und in die geheimsten Fächer des fürstlichen Archivs eingeweiht." Die Fürstin wiederholte darauf: „Ich versichere jedem, der es hören will, der Vorzug dieses Arztes ist, daß er bloß Arzt sein will und all sein Können darein verlegt. Das mag ebenso Bescheidenheit oder Berechnung sein, ich achte beides und verstehe ihn ganz. Ärgern kann ich mich nur über die unverschämten Zeitungen, welche dem Schweninger jetzt nachrechnen, was er durch seinen „fürstlichen Hausarzt" verdient. Gar nichts, sage ich Ihnen, gar nichts verdient er, denn er nimmt nichts an. Uns ist das gar nicht angenehm, weil wir ihm so sehr verpflichtet sind, aber ich fürchte, er würde bei wiederholtem Drängen wieder rückfällig ins Altbayerische, das er mit mir einmal gesprochen hat. Ja, ja, die Altbayern sind sonderbare Kauzen! Mein Mann hat sie recht gerne; auch die bayerischen Beamten, die er in seinem Dienste hatte, lobte er immer, sie seien keine Gecken und Einfaltspinsel, und hätten noch eine Freude an der Arbeit, sie frügen nicht so nach der Uhr wie die Maurergesellen

und preußischen Bureaukraten, denen er nie recht grün war. Schon als der Fürst Bundesgesandter in Frankfurt war, hatte er Zuneigung zu den Altbayern und hielt beispielsweise den bayerischen Gesandten Baron Schrenk für einen der ehrlichsten, fähigsten und arbeitsamsten Köpfe in der ganzen bunten Gesandtengesellschaft."

„Auch auf den Kriegsminister Pranckh — warf ich ein — hielt Durchlaucht ein großes Stück, er sagte mir: „Das war ein echter, gerader Niederbayer, und als er ins Hauptquartier nach Paris kam, war ich froh; wenn es dem Pranckh nach gegangen wäre, dann wäre schon am 19. September gehörig nach Paris hineingepfeffert worden."

„Ja, Herr Redakteur," erwiderte die Fürstin, „da haben Sie recht, auf den Pranckh hielt mein Mann große Stücke, er sagte öfter: „Das ist der Altbayer, wie er im Buche steht, er geht gerade auf sein Ziel los und weiß, was er will." Mein Mann hat solche Naturen immer lieber gehabt und darum bedauert, daß die Wittelsbacher so selten Altbayern in die Regierung und leitenden Stellen nehmen. Der Fürst meint, ob diese urwüchsigen, frischen und kräftigen Männer am Ende nicht zur Hofgarnitur passen. Mein Mann hat auch nicht dazu gepaßt und es ist auch ohne die Hofgesellschaft gegangen."

Der Fürst selbst hat einmal bemerkt: „Wenn Schweninger nicht gewesen wäre! Die Autoritäten hatten mich sämtlich aufgegeben, und redeten in den Münchener Doktor hinein, wozu er den alten Kerl, der doch den Krebs hätte, denn nun noch mit einer Trainierkur quälen wollte. Aber der Professor hatte den Teufel im Leib, und wenn er hier ist, dann sind wir alle fidel." Schweningers Bild hing über dem Bett des Fürsten. Es war ein tragisches Verhängnis, und der treue Mann hat es nur schwer verwunden, daß er in den letzten Stunden seinem angebeteten Helden nicht zur Seite stehen konnte. An seiner Stelle hat während der letzten bangen Stunden der junge Doktor Chrysander den Fürsten gepflegt. Auch dieser Hausgenosse Bismarcks hat, wie

alle, die dem großen Staatsmann näher kamen, in abgöttischer Verehrung an ihm gehangen. Sein stilles, bescheidenes Wesen und eine Diskretion, die sorgfältig selbst die Beantwortung der natürlichsten Fragen vermied, wenn sie seinen Fürsten betrafen, und eine gewisse ängstliche Scheu, die wohl auf seine Jugendlichkeit zurückgeführt werden darf, bewirkten es, daß er in dem lebhaften Kreise von Friedrichsruh äußerlich wenig hervortrat. Die stete ärztliche Beobachtung des Hausherrn und der Familienmitglieder während Schweningers Abwesenheit, die Ordnung von Bibliothek und Archiv, sowie die Erledigung eines großen Teils der Korrespondenz bildeten die Aufgaben, die ihm zufielen.

Auch Franz von Lenbach gehörte zu den Persönlichkeiten, denen Fürst Bismarck ein herzlich freundschaftliches Empfinden entgegentrug. Auch an ihm mochte das ehrliche und kräftige Wesen des Altbayern, das jeder Schmeichelei und Kriecherei abhold war, den Fürsten zuerst angelockt haben. Vielleicht bestand auch zwischen den beiden Männern eine gewisse Seelenverwandtschaft: so wie Fürst Bismarck jeden, mit dem ihn das Geschick zusammenführte, alsbald bis auf den Grund der Seele durchschaute, wie ihm weder Rang, noch Geburt, noch Reichtum zu imponieren vermochten, so entkleidet auch Lenbach in seinem künstlerischen Schaffen jeden Gegenstand seiner äußeren Hülle, um tief in das eigentliche Wesen einzudringen; nicht auf die Schale, sondern auf den Kern kommt es ihm an. Zahllos sind die Bilder, die er von Bismarck schuf, und kein Anderer hat ihn, den deutschen Rembrandt, in dieser Kunst erreicht. Und fast jedes dieser Bilder zeigt wieder einen neuen, feinen Zug, der den anderen fehlt, immer tiefer dringt der Künstler in die Psyche des gewaltigen Mannes, und die Schätze, die er aus dem Goldschacht heraufholt, breitet er mit freigebiger Hand vor uns aus. Bezeichnend ist seine Antwort auf die Frage, ob er geneigt wäre, einen bekannten Politiker zu malen, und für welches Honorar. „Malen will ich ihn, und es soll nicht viel kosten, wär' er aber nicht immer ein so verbissener

Gegner Bismarcks gewesen, so thät' ich's umsonst", und von seinen Bismarck-Porträts hat er geäußert: „Vielleicht hätte ich ihm gerecht werden können, aber Sie wissen, wie's in der Kunst geht; um was Ordentliches zu leisten, bedarf es der Gegenliebe. Was liegt aber einem Bismarck an seinen Porträts? Aus Höflichkeit thut er zwar so, aber ich weiß, daß beim Sitzen seine Gedanken in die Weite schweifen, und doch könnte ich wohl etwas zuwege bringen, wenn er nur fünf Minuten still halten wollte. Das genaue Gegenteil von Moltke hierin wie auch sonst; Moltke war Kunstschwärmer und hätte, wenn's nötig gewesen wäre, einen halben Tag ausgehalten."

Manchen hat der greise Fürst scheiden sehen von denen, die ihm einst teuer gewesen. Und dennoch hat seinem Lebensalter jener köstliche Glanz nicht gefehlt, den nur die Liebe verbreitet. Jeden seiner Schritte hat die Sorge der Kinder, die Hingebung der Freunde überwacht, und er starb nicht, wie die Feinde es hofften, einsam und von Gewissensqualen gefoltert, sondern die zärtliche Hand der Liebe hat den Todesschweiß von seiner Stirn getrocknet und der Freund hat ihm die Augen geschlossen — durch seine Seele aber flog kein Schrecken der selbstanklagenden Reue. Denn auch dort, wo er vielleicht irrte, hat er aus Liebe zu seinem Volke geirrt.

Schluß.

In der Nacht des 30. Juli ist Fürst Otto von Bismarck nach kurzem Todeskampf entschlafen.

Es war ein ruhiges Sterben, friedlich und sanft. An seinem letzten Lager standen, die ihm im Leben die Liebsten gewesen. Es war nicht ein qualvolles Siechtum, ein langsames Erlahmen der geistigen und körperlichen Kräfte, das dem großen Sohne Deutschlands beschieden war — freundlich und liebevoll zog ihn der Tod an sein Herz, um ihn hinüber zu führen in die Hallen ewigen Ruhmes.

Sanft in rotgoldenem Scheine tauchte die Abendsonne in die Fluten des Meeres. Träumend ist Bismarck in das Jenseits hinübergeschlummert.

Die Arbeit seines Heldenlebens war vollbracht.

* * *

Kaiser Wilhelm hat den großen Schöpfer des Reiches im Tode nicht mehr gesehen. Als er von der Nordlandsfahrt, auf der ihn die erschütternde Nachricht ereilte, in raschem Fluge zu dem Heimatsgestade zurückkehrte, da war der Sarg, der Bismarcks Sterbliches umfing, bereits geschlossen. Und auch die Wünsche, die der Monarch für die Aufbahrung und die Wahl der letzten Ruhestätte hegte, sind nicht erfüllt worden: Bismarcks sterbliche

Hülle ist nicht im Dom zu Berlin beigesetzt worden an der Seite der kaiserlichen Vorfahren, der telegraphisch entbotene Gehilfe des Bildhauers Begas hat keine Totenmaske mehr genommen, man hat auch vor dem Reichstagsgebäude zu Berlin keinen Katafalk errichtet und keine pomphafte Trauerfeier gehalten. Wie es der Entschlafene bestimmt hat, so war der Abschluß schlicht und einfach. Der Mann, der durch sein ganzes Leben ein Feind höfischen Gepränges gewesen, der mit scharfem Auge durch den Schimmer und Glanz des höfischen Lebens hindurchsah und den Unwert erkannte, hat auch als Toter es verschmäht, in den Mittelpunkt eines prunkenden Schauspiels gerückt zu werden. Man hat ihn begraben unter den Bäumen, die ihm Schatten gaben, in dem Boden, der ihn gastlich trug, denen nahe, die ihm nahe standen; er schied, wie er gelebt, und er ruht, wie er geschieden. Und gerade in dieser Schlichtheit lag ein Gewaltiges: Bismarck ist Er selbst geblieben, er hat verschmäht, was der Eitelkeit der Kleinen schmeichelt, was eine große Seele erschreckt. Er, der einst mitten gestanden in dem brausenden Treiben der Welt, wählte sich einen Abschluß seiner Thaten, wie ihn der Landmann findet, der das Feld bestellte, und der Reitersmann, der nach beendetem Kriege den Abend unter den Seinen verbrachte. Und wer das Auge schärfte, der fand wohl einen seltsam charakteristischen Zug in dem Alten, einen Zug, der die Gegensätzlichkeit zweier Weltanschauungen bezeichnet, die, räumlich hart aneinander gedrängt, doch fernab voneinander liegen: die schlichte Größe der Wilhelminischen Epoche, die keines Flitters, keiner Prunkfeste, keiner tönenden Reden bedurfte, die stolz ihre Thaten vor sich stellte als ehernen Schild, die keine Viktorien und Sibyllen und keinen mythologischen Zierat brauchte, den Weg zur Unsterblichkeit zu finden — und die Epoche der Epigonen, die sich nicht genug thun können in schimmernden Festen, in blendendem Glanze. Der wahre Genius ist keusch, er scheut die bunten Fahnen und Wimpel, das Gedränge des Jahrmarkts; wahrhaft große Männer sind dauernd einfach. Der echte Stein braucht kein

erborgtes Feuer. Still und weltentfernt ruht Fürst Bismarck auf der Anhöhe im Sachsenwalde, dort, wohin er gebannt war in acht langen, leidvollen Jahren. Kein unwahrer Zug entstellt sein Bild.

Und kein wortreiches Epitaph verkündet rühmend seine Thaten. Seines Wesens Art und seine Treue, sein Streben und sein Leid ist ausgesprochen in dem selbstgewählten Worte: „Ein treuer deutscher Diener Kaiser Wilhelms I.“ Dieses Wort, das seine Grabstätte ziert, ist einfach und gerade, die Grabschrift ist ein Lebensinhalt zugleich und ein Buch, aus dessen Tiefe die Enkel schöpfen werden, es ist in aller Schlichtheit ein die Jahrhunderte überragendes Stück Weltgeschichte. „Denn in den wenigen Silben,“ so schrieb einst einer der besten Söhne Österreichs, „spricht sich nicht bloß die Fülle der Thatsachen, sondern auch Bismarcks Wesen aus, jenes gewaltige, treue, in sich geschlossene Wesen, das in gleicher Vollkommenheit das Jahrhundert der Menschheit nur einmal beschert. Die Worte sind rührend und schmerzlich; sie sind ein letztes Vermächtnis der Liebe, der Treue und in ihrer dürftigen Beschränkung noch eine glanzvolle Probe der höchsten Weisheit.“ Der Dichter, der sinnend vor dem Steine stehen wird, mag sich des Prometheus erinnern, der den Menschen das Licht gab und dann an die Felsen geschmiedet wurde; er wird die Musik des heiligen Trotzes aus dem Grabe des letzten Titanen vernehmen. Treue für Treue; es war des alten Kaisers unsterbliches Verdienst, dem Manne, der das Reich erschaffen sollte, in schwersten Zeiten, in Sturm und Drang, die Treue gehalten zu haben. Diesem Verdienste ordnete Bismarcks bis zum Grunde gehende Weisheit all den Ruhm seiner Thaten unter, der sterbende Riese vermachte das Geschenk seines Lebens noch einmal dem bei den Vätern ruhenden vielgeliebten alten Herrn.

Und schlicht und ergreifend hat der Dichter des preußischen Lebens, hat Theodor Fontane das Wesen Bismarcks geschildert, wie es aus seinem letzten Worte sich vor uns erhebt:

Wo Bismarck liegen soll.

Nicht in Dom oder Fürstengruft,
Er ruh' in Gottes freier Luft
Draußen auf Berg und Halde,
Noch besser tief, tief im Walde;
Widukind lädt ihn zu sich ein:
„Ein Sachse war er, drum ist er mein,
Im Sachsenwald soll er begraben sein.“

Der Leib zerfällt, der Stein zerfällt,
Aber der Sachsenwald, der hält,
Und kommen nach dreitausend Jahren
Fremde hier des Weges gefahren
Und sehen, geborgen vorm Licht der Sonnen,
Den Waldgrund in Epheu tief umsponnen
Und staunen der Schönheit und jauchzen froh,
So gebietet Einer: „Lärmt nicht so —
Hier unten liegt Bismarck irgendwo.“

Von Klaus Hornemann, dem Liebling der nordischen Schiffer, schrieb vor beinahe fünfzig Jahren Theodor Mügge in seinem Roman „Afraja“: „Jetzt liegen sie alle längst tief unten in ewiger Ruhe: Haß und Liebe hat das Grab verschlungen. Wenn du aber durch die labyrinthischen Sunde und Wasserpässe fährst, eine Yacht dir entgegenkommt, deren gewaltiges Segel von einem schwarzen Saume umrandet ist, und du frägst, was dieses Trauerzeichen bedeute, dann taucht die alte Mär wieder auf: Vor mehr als hundert Jahren, erzählt dir dann der Steuermann, lebte hier ein alter, frommer Priester. Der hat des Guten und Gerechten so viel gethan und alles Volk, groß und klein, war so voll Liebe zu ihm, daß sie ihn nimmer vergessen konnten. Als er starb, umsäumten sie, voll Trauer und Weh, ihre Segel mit dem schwarzen Streif und den tragen nun ihre Schiffe, fort und fort, und nach hundert und hundert Jahren erzählen die Enkel noch von dem greisen guten Klaus und von des ganzen Volkes Jammer, das seiner Liebe und Treue ein so seltenes Denkmal setzte.“ So ehrte einst der Nordländer das Gedächtnis Klaus Hornemanns. Solche stimmungsvolle Art, wie sie der Nordländer zeigt, ist in Wahr-

heit germanischen Gefühlen näher geartet, als Prunkfeiern und Gedächtnisreden. Still, ernst und groß wie die Trauer sollen auch ihre Symbole sein.

* * *

Noch einmal hat der Tote zu uns gesprochen, aus den Fernen der Ewigkeit drang seine Stimme herüber. Mit scheuer Ehrfurcht nahm das deutsche Volk das letzte Vermächtnis entgegen, das Fürst Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ uns bot. Zum letztenmal vernahmen wir hier seine Lehren, zum letztenmal seine Weisheit, die so oft, solange er noch unter uns weilte, in Treuen uns mahnte und schützte. Und nach Jahrhunderten noch, und wenn unsere Zeit gehüllt sein wird in die Nebel weltfernen Vergessens, dann werden die Enkel ehrfürchtig und scheu in den Büchern nachschlagen und werden forschen und flüsternd sagen: So hat Bismarck gesprochen!

Die Feinde des großen Staatsmannes hatten zuerst, als die Kunde kam, er habe Aufzeichnungen hinterlassen, hämisch den Glauben zu erwecken gesucht, daß hier der Haß und die Rachsucht das Wort führen, daß das Buch gerichtet sein werde gegen die Männer, die an seine Stelle traten. Aber sie haben geirrt, wie sie immer irrten, wenn sie die eigenen Motive zu übertragen versuchten auf die Thaten Otto von Bismarcks. Die „Gedanken und Erinnerungen“ sind getränkt von dem Borne lauterster Vaterlandsliebe, treuester Pflichterfüllung, die auch über das Grab hinaus sich der Zukunft annimmt; sie erschließen den Blick in eine Werkstatt voll ungeheurer Arbeit, sie zeigen uns die Triebfedern dessen, was unbegriffen war, und entrollen ein Bild titanengleichen Schaffens. Und wer dem Kampfgetriebe folgt, das in bunter, wechselnder Gestaltung vor unseren Augen sich breitet, der wird staunend sich fragen, wie ein Einzelner dies alles ertrug und wie er immer wieder den Sieg an seinen Willen zu fesseln verstand. Dem, der da sehen will, zeigt sich auch in dem Spiegel des letzten

Werkes, das uns Bismarcks tiefblickende Weisheit zurückließ, die wundersame Thatsache, daß wir noch immer nicht, noch bis zu dem Tage nicht, da er schied, die ganze weite Fülle seiner Thaten, seiner Lasten und Mühen umfaßten.

Fürst Bismarck hat nicht Geschichte geschrieben nach der Weise der Gelehrten, er hat nicht eine erklärende Darstellung gegeben, die sich mühte, die Dinge objektiv zu ergründen. Er ist subjektiv geblieben, er zeigt, wie ihm selbst die Dinge sich wiesen. Er hat auch keine Verteidigungsschrift uns geboten, seine Thaten verteidigen sich selbst. Wohl aber traten in seinem letzten Werke die Leidenschaften zurück, die der Kampf erweckte; wie von der Höhe herab, die einst der Prophet erstieg, schaut er hinter sich die kampfdurchwühlten Gefilde ruhen, über denen mild die Abendsonne herabsinkt. Vor ihm aber breitet sich ein anderes, weites Gefilde, und auch hier drohen Gefahren und Kämpfe. Da hebt er warnend den Arm und zeigt uns die Wege, die zu künftigem Heile führen. Es sind Worte eines Toten, die zu uns dringen, und doch Worte eines ewig unter uns Lebenden, Worte der Weisheit und Trauer, Worte der sorgenden Liebe. Sie seien ein Evangelium für das deutsche Volk und für die Führer, die das Schicksal ihm aufruft.

* * *

Wie die Flut weiter rollt, jetzt vor- und zurückgeht in ihrem endlosen Schwanken, giebt es Eins und nur Eins, das ewig währt. Die Thaten schlechter Menschen bringen nur zeitweiliges Übel hervor, die Thaten guter nur zeitweiliges Gutes; aber die Erfolge **großer** Männer verlassen uns nie, sie sind unsterblich. Es können die Zeiten sich wandeln, und auch das Deutsche Reich, gefestet nach jahrhundertelangen Mühen und Kämpfen, kann in seinen Fugen erkrachen, aber niemals wird die große Lebensthat Bismarcks verlöschen, daß er, wie er uns das Beispiel jener echten Königstreue gab, die den Leib und das Leben nicht beugt, sondern auf-

recht stellt vor dem Herrscher, so auch den nationalen Geist, den nationalen Stolz im Deutschen erweckte.

Noch haben wir vielleicht nicht das rechte Augenmaß für Bismarcks Gestalt; ein ragendes Bauwerk erschließt sich in seiner Größe erst dem, der aus gemessener Ferne es betrachtet. Erst unsere Kinder und Enkel werden einem Bismarck gerecht werden. Und seine Gestalt wird noch gewinnen. Denn unsere Kinder und Enkel werden dem Parteigeist, dem Meinungsstreit von heute entrückt sein, und gleich dem, der von der Höhe herab die Dinge in reiner Perspektive erblickt, nur den Glanz und die Größe wahrnehmen. Und dann wird ihnen Bismarck dem Sterne gleich sein, der dem Seemann, wenn sein Schiff durch die Fluten irrt, durch Raum und Zeit den Weg zur Heimat zeigt.

Ende.

Liman

Bismarc

nach seiner

Entlassun